

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt) und **Josef Ringler** (Innsbruck)

geleitet von

Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XXIII**

**Gesamtserie
Band 72**

WIEN 1969

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
der
Burgenländischen Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen
Verbände Österreichs**

150

Z

Abhandlungen und Mitteilungen

Hermann Steininger, Eisenopfer aus niederösterreichischen Gnadestätten. Ein Beitrag zur Wallfahrtskunde (Mit 6 Abb.)	1
Wilhelm E. Mühlmann, Kosmas und Damian in Sizilien . . .	15
Louis Carlen, Der Hirteneid	26
Margit Gröhs1, Vom mythischen Vogel zur Sparbüchse (Mit 2 Abb.)	35
Otto G. Schindler, Barockes Volksschauspiel in Perchtoldsdorf. Fragmente eines spätbarocken Passionsspielles aus dem niederösterreichischen Markt	73
Norbert Hölzl, Das Jahrhundert der Passionsspiele und Karfreitagsprozessionen in St. Johann in Tirol	116
Leopold Schmidt, Bauernfasching im Burgenland. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (Mit 1 Verbreitungskarte)	133
Walter Schwetz, Zu den Eisenvotiven im Mödlinger Museum .	172
Anneliese Wittmann, Bemerkungen zu W. E. Mühlmann, Kosmas und Damian in Sizilien	172
Richard Pittioni, Tiroler Gasthaus-Archäologie. Grabungsergebnisse aus Jochberg bei Kitzbühel (mit 32 Abb.)	201
Alfred Höck, Montafoner Krautschneider in Hessen. Bemerkungen und Notizen in einem Übernachtungsbuch in den Jahren um 1840	222 232

Chronik der Volkskunde

Wert und Wirkung der Volkstraditionen Die Görzer Kulturbegegnung 1968 (Walter Zettl)	38
Das Österreichische Freilichtmuseum 1968 (Schmidt)	43
Das Ötztaler Heimatmuseum (mit 1 Abb.) (Isidor Grießer) . . .	43
Altertümliche Maschinen im Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau (mit 2 Abb.) (Helmut Prasch)	45
Obersteirisches Krippenmuseum in Eisenerz (Hans Pienn, Leoben)	46
Komplexe Ausstellung südböhmischer Volksplastik. Ein Bericht (Milos Oldrich Ruzicka und Zorka Soukupova)	47
Volkskundliche Filme aus Österreich. Gegenwärtiger Stand 1968 (Dankward G. Burkert)	51
Bericht über das 1. Internationale Hafnerei-Symposium in St. Justina in Osttirol (Paul Stieber)	52
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen:	52
1. Innsbruck, Prof. Karl Ilg	52
2. Linz, Doz. Ernst Burgstaller	52
Tätigkeitsbericht über das Vereinsjahr 1968 (Klaus Beitzl) . . .	174
Österreichisches Museum für Volkskunde (Leopold Schmidt) . .	177
Volkskunde beim 10. Österreichischen Historikertag (Leopold Schmidt)	178
Franz Lipp, Zur Neuaufstellung der Sammlung Edgar v. Spiegel, früher Volkskundemuseum Engleithen, im Schloß zu Linz . .	179

Nikolaus Grass, In memoriam Prof. DDDr. Matthias Mayer, Going-Innsbruck	181
Ausstellung Volksmusikinstrumente der Balkanländer	182
Die „Neue Galerie“ des Österreichischen Museums für Volkskunde (Schdt.)	239
Sonderausstellung des Salzburger Museums (Prodingner)	240
Wachsausstellung in Spittal an der Drau	240
Fischereigeräte, Dauer-Ausstellung des Museums für Volkskunde in Berlin (Ulrich Steinmann)	240
Niederösterreichische Volkskundetagung 1969 (Schmidt)	244

Literatur der Volkskunde

Josef M. Ritz, Gisind M. Ritz, Alte bemalte Bauernmöbel	53
Das Buch von der Steiermark. Hg. Alfred Holzinger	54
Petrusjahr. 64. Jahresbericht des Bischöflichen Gymnasiums Kolle- gium Petrinum in Urfahr-Linz	55
Franz Grass, Studien zur Sakralkultur und Kirchlichen Rechts- historie Österreichs	55
Friedrich Haider, Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf	58
Maria Kollreider-Hofbauer, Die schönsten Sagen Osttirols in Wort und Bild	59
Matthias Zender, Die Verehrung des hl. Quirinus in Kirche und Volk	60
Lutz Röhrich, Gebärde, Metapher, Parodie. Studien zur Sprache und Volksdichtung	61
Antaios. Herausgegeben von Mircea Eliade und Ernst Jünger. Bd. IX Gustav Fr. Meyer, Schleswig-Holsteiner Sagen. Anastatischer Neudruck	62
Siegfried Sieber, Von Annaberg bis Oberwiesenthal. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme	63
Gudrun Staudt und Will-Erich Peuckert, Nordfranzösische Sagen	64
Martin Scharfe, Evangelische Andachtsbilder. Studien zu Inten- tion und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte	64
Louis Carlen, Brig (= Schweizer Heimatbücher Bd. 138)	65
Emil Saurer, Twann (= Berner Heimatbücher Br. 104)	66
Museografia e Folklore	67
Aleksander Jackowski — Jadwiga Jarnuszkiewicz, Pol- nische Volkskunst	67
Iona Tombor, Magyarországi festett famennyezetek és rokonemléket a XV. — XIX. Századból	68
Tools and Tillage	69
Lutz Röhrich, Adam und Eva, Das erste Menschenpaar in Volks- kunst und Volksdichtung (Schmidt)	70
Gustav Holzmann, Dürnkrot. Die Entwicklung einer Markt- gemeinde (Schmidt)	183
Alte Weihnachtskrippen aus Niederösterreich (Schmidt)	184
Walter von Semetkowski, Aufsätze und Aufzeichnungen aus sechs Jahrzehnten (Schmidt)	185
Johanna Baronin Herzogenberg, Zwischen Donau und Moldau (Schmidt)	186

Veit W. Jerger, Salzburg. Feste. Spiel. Brauch (Schmidt)	187
Karl Ilg (Hg.), Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs, Bd. II (Schmidt)	187
Elmar Schallert, Kapellen und Bildstöcke in der Pfarre Nenzing (Klaus Beitzl)	188
Helene und Thomas Finkenstaedt, Stanglsitzerheilige und Große Kerzen (Schmidt)	189
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 11 (Schmidt)	190
Wolfgang Emmerich, Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich (Schmidt)	191
Wilhelm Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst (Neudruck) (Leopold Kretzenbacher)	193
Werner Lenz, Alle Jahre wieder. Weihnachten von A—Z (Schmidt)	194
Wolfgang Rudolph, Handbuch der volkstümlichen Boote im östlichen Niederdeutschland (Schmidt)	194
Helmut Wilsdorf und Herta Uhlrich, Bergleute und Hüttenmänner in deutschsprachigen Untersuchungen von 1945 bis 1964 (Schmidt)	195
Louis Carlen, Rechtsgeschichte der Schweiz (Schmidt)	195
Jean Adhemar, Michèle Hébert, J. P. Seguin, Elise J. P. Seguin, Philippe Siguret, Populäre Druckgraphik Europas: Frankreich (Schmidt)	196
Stith Thompson, One hundred Favorite Folktales. Chosen (Schmidt)	197
Karsten Laegdsmand, Bibliografi for Folkslivsforskere (Kai-Detlev Sievers)	197
Festgabe für Georgios A. Megas (Schmidt)	198
Christo Vakarelski, Bulgarische Volkskunde (Leopold Kretzenbacher)	199
Sara Karig und Tibor Bodrogi, Das Herz der Sterne (Schmidt)	200
Österreichische volkskundliche Bibliographie. Herausgegeben von Klaus Beitzl. Folge 1—3 (Kretzenbacher)	246
Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. Neudruck mit Einleitung von Leopold Kretzenbacher (Schmidt)	246
Friedrich Schattauer, Der Sichelhannes und andere Sagen aus Niederösterreich (Schmidt)	247
Museen und Sammlungen in Österreich, bearbeitet von Wolfgang Milan (Schmidt)	248
Karl Haiding, Märchen und Schwänke aus Oberösterreich (Schmidt)	249
Fritz Winkler, Sagen aus dem Mühlviertel, Bd. III (Schmidt)	250
Gestickte Volkskunst. Kreuzstichmuster aus Oberösterreich, mit Einleitung von Franz Lipp (Schmidt)	251
Robert Winkler, Volkssagen aus dem Vinschgau (Schmidt)	252
Johannes Baur, Beiträge zur Heimatkunde von Taisten (Schmidt)	252
Volksleben. Bd. 16: Jörg Ehnl, Bd. 17: Hermann Kolesch, Bd. 19: Bernhard Losch, Bd. 21: Herbert Schwedt (Schmidt)	253
Handbuch der bayerischen Museen und Sammlungen. Hg. Torsten Gebhard, bearbeitet von Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein (Schmidt)	256
Torsten Gebhard, Alte bäuerliche Geräte (Schmidt)	257

Tacuinum sanitatis in medicina. Hg. Franz Sauer und Joseph Stummvoll (Kretzenbacher)	258
Uwe Lobbedey, Untersuchungen mittelalterlicher Keramik, vornehmlich aus Südwestdeutschland (Schmidt)	260
Albert Reinhardt, Schwarzwälder Trachten (Maria Kundegraber)	260
Irmgard Simon, Hamaland-Museum Vreden (Schmidt)	261
Augustin Wibbelt, Der versunkene Garten, Lebenserinnerungen (Schmidt)	261
Will-Erich Peukert, Niedersächsische Sagen Bd. IV (Schmidt)	262
Siegfried Neumann, Plattdeutsche Schwänke (Schmidt)	262
Karlheinz Schaaf, Sagen und Schwänke aus Oberschwaben (Schmidt)	263
Gedenkschrift für Paul Alpers (Schmidt)	263
Ludwig Schellhorn, Goldenes Vlies. Tiersymbole des Märchens in neuer Sicht (Schmidt)	264
Veronica de Osa, Das Tier als Symbol (Schmidt)	265
Luise Treiber-Netoliczka, Die Trachtenlandschaften der Siebenbürger Sachsen (Maria Kundegraber)	265
Kolloquium Balticum Ethnographicum 1966 (Schmidt)	266
Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde, Bd. 4 (Schmidt)	267
Paul Zinsli, Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont (Schmidt)	267
Liebe in Bayern. Hg. Günter Goepfert (Schmidt)	268
Bettina Campbell, Die Engadinerstube von ihren Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (Schmidt)	269
Suzanne Anderegg, Der Freiheitsbaum (Schmidt)	269
Alois Senti, Sargaaserlinder Stüggl. 365 Anekdoten und Schwänke aus dem Sarganserland (Schmidt)	270
Gunhild Ginschel, Der junge Jacob Grimm. 1805—1819 (Schmidt)	270
Volksmusikinstrumente der Balkanländer. Katalog der gleichnamigen Ausstellung von Adolf Mais (Kretzenbacher)	271
Zmaga Kumer, Ljudska glasba med rešetarji in lončarji v Ribniški dolini (Kundegraber)	272
Laszlo Földes (Hg.), Viehzucht und Hirtenleben in Ostmitteleuropa. — Derselbe, Viehwirtschaft und Hirtenkultur (Schmidt)	273

Anzeigen

Einlauf 1966—1968: Volkskunde in landeskundlichen Veröffentlichungen Österreichs	71
Einlauf 1968—1969: Altes Arbeits- und Wirtschaftsgerät	277

Schallplatten

Österreichische Volksmusik	
1: Almerisch. Juchzer usw. aus dem Ausseerland	
2: Bauernhochzeit in Niederösterreich (Bucklige Welt). Gesammelt von Franz Schunko (Schmidt)	275
Legendenlieder aus ostdeutscher Überlieferung. Aufnahmen von Johannes Künzig und Waltraud Werner (Schmidt)	276

Eisenopfer aus niederösterreichischen Gnadenstätten

Ein Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde

(Mit 6 Abbildungen)

Von Hermann Steininger

Über das Eisenopfer in Brauchtum und Geschichte hat im Jahre 1957 Rudolf Kriß eine umfassende Arbeit vorgelegt¹⁾. Die Aufgabe meiner Ausführungen soll es nun vor allem sein, einige kleinere Beiträge bzw. Ergänzungen zu dem schon von Kriß verarbeiteten niederösterreichischen Material vorzulegen²⁾. Schon bald nach der Herausgabe von Kriß' „Eisenopfer“ konnte P. Hermann Watzl auf ein ehemaliges Eisenopfer in Würflach, GB Neunkirchen, hinweisen³⁾. Sein Beleg entstammt der Pfarrchronik, in der Pfarrer P. Benedikt Kluge († 1892) über hier früher übliche Tieropfer schreibt. Dieser wiederum scheint seine Kenntnis zweifellos aus ehemals vorhandenen Kirchenrechnungen geschöpft zu haben: „1776 kommt ein Ablösegeld in Festo S. Patritii (17. März) vor. An diesem Festtage haben die verschiedenen Verehrer dieses Heiligen ihm auch ein Opfer dargebracht, welches jenes Tier vor-

¹⁾ R. Kriß, Eisenopfer. Das Eisenopfer in Brauchtum und Geschichte (= Beiträge zur Volksstumsforschung, Sonderreihe Volksglaube Europas, Bd. I), München 1957.

²⁾ Vgl. die Ergänzungen dazu in der Besprechung von L. Schmidt (ÖZV, Bd. 60/XI, Wien 1957, S. 149) und seinem Buch „Die Kunst der Namenlosen. Wiener Volkskunst aus fünf Jahrhunderten“. Salzburg und Stuttgart 1968, S. 30; weiters H. Steininger, Das Erhardiopfer in Wartberg im Mürztal, Steiermark. Ein Beitrag zur Patrozinien- und Wallfahrtskunde, ÖZV, Bd. 65/XVI, S. 210 ff. Ders.: Das Eisenopfer von St. Marein im Mürztal. (Blätter für Heimatkunde, 42. Jg., H. 4, Graz 1968, S. 143 ff.); vgl. auch Rudolf Meringer, Studien zur germanischen Volkskunde. III. Der Hausrath des oberdeutschen Hauses. (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXV. Bd., N. F. XV. Bd., Wien 1895, S. 68, Abb. Fig. 112 bis 137, sowie Ebd., XXIII. Bd., N. F. XIII. Bd., 1893, S. 179 ff.)

³⁾ P. Hermann Watzl, Eisenopfer in Würflach, Niederösterreich.. ÖZV, Bd. 64/XV, 1961, S. 266; L. Schmidt, Patritiusverehrung im Burgenland und in den angrenzenden Gebieten von Niederösterreich und Steiermark. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde. (Burgenländische Heimatblätter, 24. Jg., Eisenstadt 1962, S. 155.)

stellte, für dessen Wohlergehen sie den Heiligen um seine Fürbitte ansprachen. Diese Opfer waren alle aus Eisen und stellten die gewöhnlichen Haustiere als Ochs, Kühe, Schweine, Schafe und Ziegen vor. Diese Opfer wurden in der Sakristei gelöst und auf den Altar gebracht und der eingegangene Betrag aber der Kirche verrechnet (4 Fl. 17 kr; 1776). Doch sind selbe schon lange außer Gebrauch.“ Soweit dieser Bericht. Vermutlich wurde der Opfergang in der Kirche, welche übrigens als Pfarre dem Zisterzienserkloster Neukloster in Wiener Neustadt inkorporiert war, irgendwann im Zeitalter der Aufklärung, im Zuge der josephinischen Reformen einfach abgeschafft. Bis in die jüngste Gegenwart befand sich in einer Altarnische an der Nordseite der Kirche in Würflach ein Patritius-Seitenaltar. Jetzt hängt an dieser Stelle ein Altarblatt mit einem Patritius-Bildnis.

Ein etwas älterer Beleg aus dem Jahre 1720 ist im nicht allzu weit von hier entfernten Markt Piesting nachzuweisen, wo der Verkauf eisengeschmiedeter Votivtiere üblich war. Ihre Erzeuger sind die hier ansässigen Hacken- und Hammerschmiede gewesen, die am Leonharditag diese Eisentiere an Ständen bei der Leonhardikirche als Opfergaben feilboten. Solche Opfer können bis um 1792 in Piesting nachgewiesen werden, dann verliert sich ihre Spur. Wallfahrer kamen zu dieser Zeit aus Waidmannsdorf, Wöllersdorf, Hölles, Herrnstern, Grillenberg, St. Veit, Eggendorf und Weikersdorf, vermutlich auch noch aus vielen anderen bäuerlichen Orten der Umgebung. Die Streuung der Opfer war demnach weit. Nach Verschwinden dieses Brauches scheinen dann die meisten vorhandenen Eisenopfer zur Gänze dem eisenverarbeitenden Gewerbe zum Opfer gefallen sein, weil Alteisen ja immer Mangelware war ⁴⁾.

Eine andere Mitteilung über Eisenopfer in St. Leonhard am Walde, GB Waidhofen a. d. Ybbs, verdanken wir Franz Gumpinger ⁵⁾. Einer Abmachung zufolge gehörten dieser Kirche seit altersher die Wachs- und Eisenopfer, wahrscheinlich sind darunter Votivgaben gemeint. Frau Barbara Simhandl in Amstetten konnte darüber aus eigener Anschauung spezielle Mitteilungen machen ⁶⁾. Sie berichtete mir von einer Anzahl eiserner Opfertiere, ca. 20 Rindern, die bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges am Altar der Kirche von Bauern am Leonhardifest hingestellt und so geopfert

⁴⁾ Ernst Katzer, Wallfahrten und Prozessionen nach alten Pfarrorten. (Kulturbeilage zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Wiener Neustadt, Nr. 7, Wr. Neustadt, 1. April 1968, S. 2.)

⁵⁾ F. Gumpinger, Neuhausen a. d. Ybbs, Bezirk Amstetten, N.-Ö. Abriss der Pfarr- und Ortsgeschichte... St. Pölten 1966, S. 7.

⁶⁾ Freundliche Mitteilung von Frau Barbara Simhandl, Amstetten.

wurden. Zu Leonhardi ging auch alljährlich eine Schmiede-Wallfahrt dorthin. Möglicherweise hängen sogar diese Opfer mit den Schmieden zusammen. Vielleicht waren sie auch ihre Hersteller⁷⁾. Wahrscheinlich war diese Kirche aber auch irgendwie von einer Kette gegürtet, denn nach der Pfarrchronik ist von einer Kette die Rede, an die Geisteskranke zwecks Heilung gekettet wurden⁸⁾. Beides, die Kette und die Eisenopfertiere haben sich an dieser Gnadenstätte nicht erhalten. Dafür aber konnten nicht unweit davon, im Städtischen Museum Waidhofen a. d. Ybbs, vier Eisenopfer im Saal für religiöse Kunst und Brauchtum festgestellt werden, deren Herkunft bisher noch nicht zu klären war⁹⁾. Es handelt sich um zwei plastisch gearbeitete eiserne Hände und zwei Rinder. Das eine Rind ist unbestimmbaren Geschlechts, seine Gesamtlänge beträgt 15 cm, die Höhe in der Körpermitte 4,8 cm. Die Breite, die durch das vordere Beinpaar gebildet wird, mißt 3,5 cm und der Abstand der hinteren Beine zueinander 3 cm. Die Rumpflänge des langgestreckten Körpers zwischen Ansatz der Vorder- und Hinterbeine ist 7,9 cm. Der Körper besteht aus einem im Querschnitt rechteckigen Kanteisen mit den Maßen $1,5 \times 1$ cm, dessen Kanten etwas abgeschrägt sind; Kopf und Schwanz wurden direkt aus dem Körperstück herausgeschmiedet. Den Kopf bildet eine einfache, schräg nach unten gebogene Verlängerung des Körpers mit je einem kreisrunden eingeschlagenen Auge zu beiden Seiten und einem langen, seitlich eingekerbten Maulspalt. Auf diesen leicht gesenkten Kopf sind schräg nach oben aufgebogene Hörner aufgesetzt, die einen schönen Bogen bilden. Ihr Querschnitt ist rund, ihre Spannweite beträgt 4,3 cm. Sie sind also nicht allzu mächtig. Der Schwanz bildet in seinem oberen Teil einen etwas nach oben verlaufenden Bogen, unten zu wird er breiter und deutet hier wohl eine Schwanzquaste an. Von dort mißt der Abstand zum Boden hin 0,9 cm. Die Beine sind in den Rumpfteil eingesetzt und sehr einfach. Ihr Querschnitt ist kreisrund, die „Hufe“ sind durch umgebogene Beinenden gestaltet. Im gesamten gesehen haben wir ein gestrecktes und im Vergleich zu seiner Länge sehr niedriges und schmales Tier ohne gute Proportionen vor uns. Ihre Gesamtlänge mißt 13 cm und die Höhe in der Körpermitte 5,5 cm. Die

7) Vgl. Ernst Meyer, Geschichte des Marktes Ybbsitz, Steyr 1913.

8) Freundliche Mitteilung von Herrn Univ.-Ass. Dr. Helmut Fielhauer, Wien. Vgl. Rudolf Hindringer, Weiheross und Rossweihe. Eine religionsgeschichtlich-volkskundliche Darstellung der Umritte, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im germanischen Kulturkreis, München 1932, S. 148; vgl. Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 2 (N.-Ö. und Bgld.), Wien 1955, S. 172.

9) Freundliche Mitteilung der Beschreibung von Prof. Dr. F. Gumpinger, Waidhofen a. d. Ybbs.

Breite, die durch das vordere Beinpaar gebildet wird, beträgt 5,3 cm und der Abstand der hinteren Beine 5 cm. Der Körper bzw. Rumpf besteht wieder aus einem Kanteisen, dessen Kanten scharf abgerundet sind. Zum Unterschied vom ersteren ist hier der Rumpf gut proportioniert, sein Rücken gerade und eine klar ausgebildete Bauchwölbung vorhanden. Von oben gesehen wird der Rücken nach vorne zu dicker. Weiters existiert auch ein Euter mit vier Zitzen; diese sind wie Zähne eines Eisenkammes gestaltet, zwei bis drei mm dick und ungefähr einen halben cm lang. Je zwei von ihnen sind abwechselnd etwas nach rechts und nach links gebogen, so daß der Eindruck einer gewissen Plastizität entsteht. Auch der Kopf und der dünne Hals sind besser durchformt als beim ersteren Tier. Zu beiden Seiten befindet sich je eine kreisrunde Augenvertiefung. Der Maulspalt ist nur vorne und nicht etwa wie beim ersteren seitlich eingekerbt. Hörner und Ohren sind aus dem Hauptstück herausgearbeitet, verhältnismäßig klein und dünn, dafür aber laufen sie ziemlich gerade zurück und sind nicht nach oben gebogen; ihre Spannweite beträgt nur 3,3 cm. Zwischen ihnen und dem Hals befinden sich die in gleicher Richtung verlaufenden Ohren, die ein ovales oder annähernd ellipsenförmiges Aussehen haben. Die Beine sind aus einem im Schnitt querrchteckigen Kanteisen, das zu einem verhältnismäßig breiten Bogen geformt ist, der durch den Rumpfteil gezogen wurde. Die Hufe wiederum fanden nur durch die unten umgebogenen Beinenden Andeutung. Der Schwanz ist nicht sehr typisch; da er in der Seitenansicht sehr breit erscheint, sieht er eher wie ein Pferdeschweif aus. Er hat etwas Abstand vom Körper, fällt aber sonst gerade herunter. Durch gekerbte Zacken am unteren Schwanzrand soll wohl eine Schweifquaste angedeutet werden. Der Abstand des unteren Randes vom Boden beträgt 22 cm. Im Vergleich zum Rind ist dieses Tier eleganter und mehr proportioniert, anatomisch richtiger, weil höher und kürzer. Allerdings jedoch bilden die breiten „Beinbögen“ ein sehr schwerfälliges Moment.

Auch in unmittelbarer Nähe von hier, am Sonntagberg, soll es einst Opfertiere gegeben haben. Ein Beleg aus dem Städtischen Museum Hollabrunn scheint dies zu beweisen ¹⁰⁾.

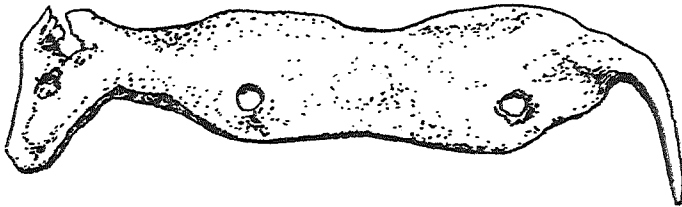
Erfreulicherweise fanden sich auch weiter ybbsaufwärts im Museum Lunz am See einige Eisenopfer ¹¹⁾, fünf an der Zahl; ihre Herkunft ist nicht mehr festzustellen ¹²⁾. Sie besitzen formmäßig kaum Entsprechungen, vielleicht waren sie einst bei einem Lunzer

¹⁰⁾ Karl Lang, Österreichische Heimatmuseen, Wien-Leipzig 1929, S. 98; Inv.-Nr. D 79.

¹¹⁾ Ebd., S. 113.

¹²⁾ Vgl. Unsere Heimat, N. F. II. Bd., Wien 1929, S. 355 f.

Schmied bestellt worden, oder hatten sie gar in der Kirche von Lunz als Opfertiere eine Funktion? Es handelt sich um recht einfache Arbeiten. Ihre Körper dürften allesamt Rinder vorstellen. Sie sind ganz platt ausgehämmert und ihre Konturen roh ausgeschnitten. Nur zwei Stücke besitzen kurze, wenig verbreiterte Schwänze. Die heute schon meist fehlenden Beine wurden mit Ausnahme bei einem einzigen, die ebenfalls ausgeschnitten waren, nun aber abgebrochen sind, von einem einfachen dickeren Drahtstück durchsteckt, zusammengebogen und nicht weiter ausgeformt; nur bei zwei Rindern haben sich die Hinterbeine erhalten. Weiters ist überall das Auge mit einem Nagel durchschlagen und das Maul in drei Fällen schlitzenartig geweitet; beim größten Stück wurde es sogar beidseitig auseinandergezogen ¹³⁾.



l = 124 mm

Abb. 1: Eisenopfer. Museum Lunz am See

Von weiteren eisernen Opfertieren berichtet uns Karl Lang aus dem Museum Heiligenkreuz, die von Ausgrabungen stammen sollen ¹⁴⁾, und aus dem Städtischen Museum Mödling ¹⁵⁾, wo nun drei Stück in der Neuaufstellung gezeigt werden. Dazu konnte mir der seinerzeitige Leiter des Museums, Herr Hofrat Dr. Adalbert Pamperl aus Mödling mitteilen, daß diese aus der Marienwallfahrtskirche Hafnerberg stammen, deren Wallfahrtsmotiv hauptsächlich der Abwehr von Viehkrankheiten diene ¹⁶⁾, von wo sie der Gründer des Mödliner Museums, Franz Skribany, schon vor dem Ersten Weltkrieg ins Museum brachte. Im Verlauf des

¹³⁾ H. Stei n i n g e r, Die Wallfahrtskirche von Lunz am See und die Eisenopfer im Museum. (Österreichische Blätter für Volkskunde, Jg. 1, Folge 3, Wartberg-Wien 1967, S. 14 f.) Vgl. auch Unsere Heimat, N. F. II. Bd., Wien 1929, S. 355.

¹⁴⁾ K. L a n g, Österreichische Heimatmuseen a. a. O., S. 95.

¹⁵⁾ Ebd., S. 113.

¹⁶⁾ G. G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten a. a. O., S. 41.

Zweiten Weltkrieges sind sie dann jedoch zum Großteil abhanden gekommen. Er erinnerte sich an ca. zehn Stück Rinder, darunter waren wahrscheinlich einige Kühe.

Über die bereits bekannten Eisenopfer-Orte Perchtoldsdorf, St. Leonhard am Forst und Schwarzensee hat schon R. Kriß im Anschluß an Gustav Gugitz berichtet¹⁷⁾. So wissen wir von der Leonhardskirche am Leonhardiberg in Perchtoldsdorf nur, daß einst eiserne Opfertiere gebräuchlich waren; erhalten sind uns leider keine mehr¹⁸⁾. Eine zweite Wallfahrt zum hl. Leonhard besteht in St. Leonhard am Forst. Auch hier wurden früher eiserne Votive geopfert. Sie sind aber ebenfalls schon längst abgekommen¹⁹⁾. Auch in Schwarzensee, in der Filialkirche zum hl. Ägidius²⁰⁾, befanden sich einstmals sehr viele Eisenvotive, nämlich Rinder, Pferde, Schweine und Schafe, wobei die ersteren in der Überzahl waren²¹⁾. Nach Gugitz existierten dort aber in der Zwischenkriegszeit nur mehr zwölf Stück²²⁾. Wie in den schon oben genannten Wallfahrtsorten wurden sie gegen verschiedene Tierkrankheiten, Unfruchtbarkeit usw. geopfert²³⁾. Am 1. September kamen einem Bericht von Karl Wessely zufolge bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg²⁴⁾ die Bewohner von weit und breit nach Schwarzensee und stellten die Figuren, Rinder, Pferde, Schafe und Schweine auf den Altar; nach Aussagen der Leute befanden sich diese seit Menschengedenken in der Ägidiuskapelle²⁵⁾. Nach einer anderen Mit-

¹⁷⁾ R. Kriß, Eisenopfer a. a. O., S. 39.

¹⁸⁾ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten a. a. O., S. 143; R. Kriß, Eisenopfer a. a. O., S. 41. Vgl. Anton Schachinger, Türkennot 1683 und ihre Überwindung im Markte Perchtoldsdorf (= Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 12), Wien 1962, S. 197 ff.; Unsere Heimat, N. F. I. Bd., 1928, S. 54, Abb.

¹⁹⁾ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten a. a. O., S. 171; R. Kriß, Eisenopfer a. a. O., S. 42.

²⁰⁾ Vgl. G. Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Studien zur Volkskunde, 2. Bd., Wien 1950, S. 98; R. Kriß, Eisenopfer a. a. O., S. 49, 42; Hans Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie, Wien 1959, S. 57 f.; Dagobert Frey, Die Denkmale des politischen Bezirkes Baden (= Österreichische Kunst-Topographie, Bd. XVIII), Wien 1924, S. 221.

²¹⁾ Karl Wessely, Die Opfertiere von Schwarzensee (VI. Vortragsbericht). (Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, XVIII. Jg., Nr. 3/4, Wien, März-April 1919, S. 27.)

²²⁾ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten a. a. O., S. 184.

²³⁾ Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche, 1. Bd., 2. Aufl., Freiburg 1957, Sp. 190.

²⁴⁾ Karl Wessely, Die Opfertiere von Schwarzensee a. a. O., S. 27; Edmund Frieß, Volksglaube und Brauchtum im Ybbstale (23. Fortsetzung). (Unsere Heimat N. F. IV. Bd., Wien 1931, S. 310.)

²⁵⁾ Wilhelm Hein, Eiserne Weihefiguren. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 9. Jg., Berlin 1899, S. 324 ff.)

teilung gingen mit ihnen noch früher die Votanten um den Hauptaltar herum, auf dem sich eine barocke Statue des hl. Ägidius befindet; in der letzten Zeit soll sie nur mehr der Pfarrer auf den Altar gelegt haben, wobei dann verschiedene Gebete verrichtet wurden ²⁶⁾. R. Kriß hingegen berichtet aus Niederösterreich, daß ihm ein Fall bekannt sei, wo die wenigen noch vorhandenen Opfertiere nun auf einem Tisch in der Nähe des Altares stehen und lediglich beim Opfergang von den Votanten berührt werden. Obwohl diese Nachricht ohne Ortsangabe vorliegt, kann man annehmen, daß sich der Autor wohl auf Schwarzensee beziehen wird, wo er einst auch vier Eisenopfer erwerben konnte ²⁷⁾. Über den Wallfahrts- und Prozessionszuzug dieser Gnadenstätten sind wir wenig unterrichtet. Ihre Wirksamkeit wird aber kaum über die nähere Umgebung hinausreichen ²⁸⁾. Die Opfer-Intensität dürfte wohl wie am 1. September in Schwarzensee nur an den jeweiligen Patroziniumstagen verstärkt gewesen sein.

Um die Schwierigkeiten aufzuzeigen, auch im Bereich dieser Sachkulturgüter die früheren Verhältnisse exakt zu erheben, habe ich mir die Mühe gemacht, dem Schicksal der an Eisenopfer wahrscheinlich ehemals reichsten Kirche Niederösterreichs, Schwarzensee, nachzugehen. Auf sie hat das erste Mal Wilhelm Hein 1899 aufmerksam gemacht ²⁹⁾. Er war durch den Eggenburger Dr. Eugen Frischauf mit ihnen bekannt geworden, der offenbar schon damals Eisenopfer von Schwarzensee besaß. Als Geschäftsführer des Vereins für Österreichische Volkskunde erwarb 1897 Hein von dort drei Stück für das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien ³⁰⁾. Seinen Mitteilungen nach befanden sich damals in der Kapelle noch 75 eiserne Objekte in einem Korb in der Sakristei. Es handelte sich um Rinder, Pferde, Schafe und Schweine. Er hat sie verdienstvollerweise in seiner Publikation abgebildet. Einige Jahre später dürfte Richard Andree dieselbe Anzahl noch gesehen

²⁶⁾ Führer durch die volkskundlichen Sammlungen des Kaiser-Franz-Josef-Museums am Mitterberg, Baden bei Wien (1910), S. 10; Führer durch das Kaiser-Franz-Josef-Museum und die Kurstadt Baden. Hgg. von Johann W a g e n h o f e r, Baden 1910, S. 61, Nr. 52, Abb.

²⁷⁾ R. K r i ß, Eisenopfer a. a. O., S. 16.

²⁸⁾ Vgl. Lenz R e t t e n b e c k, Zur Phänomenologie des Votivbrauchtums. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1952, Regensburg 1953, S. 75 ff.); Karl-S. K r a m e r, Typologie und Entwicklungsbedingungen nachmittelalterlicher Nahwallfahrten. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 11. Jg., Bonn-Siegburg 1960, S. 195 ff.)

²⁹⁾ Wilhelm Hein, Eiserne Weihefiguren a. a. O., S. 324 ff.; vgl. A. H a b e r l a n d t, Volkskunde von Nieder-Oesterreich (= Heimatkunde von Nieder-Oesterreich, Heft Nr. 12), Wien-Leipzig-Prag o. J., S. 12.

³⁰⁾ L. S c h m i d t, Patritiusverehrung im Burgenland a. a. O., S. 155, Anm. 24: Inv.-Nr. 7495–7497.

haben³¹⁾. Er fand sie ganz so geschmiedet wie jene in Bayern und seiner Meinung nach sei ihre Technik von diesen nicht abweichend. Inzwischen waren in den Jahren vor 1905 die niederösterreichischen Eisenopfer aus der Sammlung Frischauf als Leihgabe ins Krahuletz-Museum Eggenburg gekommen³²⁾, wo sich nun 22 von Schwarzensee stammende eiserne Figuren befanden. Von diesen teilt Andree weiters mit, daß sie aus dickem Eisen geschmiedet waren und ihre Beine und Hörner durchgesteckt und ihre Schwänze zuweilen gedreht seien. Und somit kennen wir um die Jahrhundertwende immerhin schon die stattliche Zahl von insgesamt 97 eisernen Votiven aus Schwarzensee. Um 1910 hören wir dann auf einmal von einer Sammlung eiserner Opfertiere aus der Kirche in Schwarzensee im Kaiser-Franz-Josef-Museum am Mitterberg in Baden, welche Pferde, Kühe etc. umfaßte³³⁾. Über ihre genaue Anzahl wurden wir nicht näher unterrichtet. Vermutlich stammen sie von den 75 am Gnadenort vorhandenen. 1912 berichtet uns dann Alfred Walcher von Moltheim, daß der größte Teil der Votivfiguren des N.-Ö. Landesmuseums aus der Ägidiuskapelle von Schwarzensee stammt. Er nennt vor allem Rinder und Pferde, seltener Schweine, Schafe, Ziegen und Hunde³⁴⁾. Wahrscheinlich sind sie eine Spende Frischaufs an das damals im Aufbau befindliche N.-Ö. Landesmuseum. Aber merkwürdigerweise waren nach Carl Wessely sogar noch 1914 die 75 Stück im Korb in der Sakristei erhalten. Vielleicht aber stimmt das für diesen Zeitpunkt wirklich nicht mehr³⁵⁾. Wessely sah in der Hauptmasse Rinder und Pferde, seltener Schafe und Schweine, er nennt sie plump, schematisch, rohe Arbeiten der Dorfschmiede, wobei man sie als konventionell-alter-

³¹⁾ Richard Andree, Votive und Weihgaben des katholischen Volks in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig 1904, S. 89.

³²⁾ Vgl. auch Führer durch die volkskundlichen Sammlungen des Kaiser-Franz-Josef-Museums am Mitterberg a. a. O., S. 10; Gustav Calliano, Geschichte der Stadt Baden in Niederösterreich, I. Bd., Baden o. J., S. 284; Führer durch das Kaiser-Franz-Josef-Museum und die Kurstadt Baden a. a. O., S. 61, Nr. 52, Abb.; Katalog des städtischen Krahuletz-Museums in Eggenburg, Wien (1905), S. 65. In der 2. und 3. Auflage des Kataloges sind Eisenopfer nicht mehr erwähnt.

³³⁾ Führer durch die volkskundlichen Sammlungen des Kaiser-Franz-Josef-Museums am Mitterberg a. a. O., S. 9 f.; W. Hermann, Die Museen von Baden bei Wien (= Badener Bücherei XIV), Baden o. J., S. 8; K. Lang, Österreichische Heimatmuseen a. a. O., S. 72; Gustav Calliano, Geschichte der Stadt Baden in Niederösterreich, I. Bd., S. 284, Abb. Fig. 187.

³⁴⁾ Alfred Walcher von Moltheim, Das niederösterreichische Landesmuseum in Wien. (Kunst und Kunsthandwerk, XV. Jg., Wien 1912, S. 466.)

³⁵⁾ Vgl. Carl Wessely, Opfertiere. (Urania, VII. Jg., Nr. 4—6, Wien, Februar 1914, S. 25 f.)

tümlich gehalten bezeichnen kann. Im allgemeinen könne man an ihnen wohl die Gestalt und die Glieder erkennen. Nach dem Krieg hielt dann derselbe Autor einen Vortrag, in dem er Proben dieser Opfertiere vorführte³⁶⁾. Diese Lichtbilder hat er aber nach den im N.-Ö. Landesmuseum vorliegenden Objekten anfertigen lassen. Bedauerlicherweise sind uns diese Abbildungen nicht mehr erhalten. Somit ist sicher, daß vor 1918 irgendein Bestand an das N.-Ö. Landesmuseum in Wien kam. Aber auch Vancsa schreibt zu

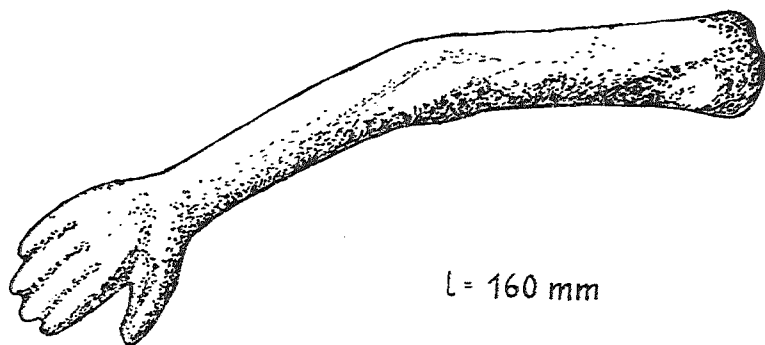


Abb. 2: Eisenopfer — Arm. N.-Ö. Landesmuseum.

diesem Zeitpunkt noch, daß sich in Schwarzensee 75 Stück befinden könnten³⁷⁾. Wahrscheinlich stützt er sich dabei auf die Nachricht von Wessely. Weiters meint er, daß die in der Schausammlung gezeigten Eisenopfer „in der Mehrzahl“ aus Schwarzensee stammen sollen. Seine Angaben sind also sehr unklar und verwirrend, vom möglichen Verbleib des Restes konnte bisher nichts weiter erhoben werden. Ob also das N.-Ö. Landesmuseum noch außer dem Erwerb aus der Sammlung Frischauf weitere Eisenopfer besitzt, bleibt letzthin unergründbar. Von Vancsa übernehmen schließlich Edmund Frieß³⁸⁾ und Gustav Gugitz³⁹⁾ die Nachricht von der Opferung dieser eisernen Votive, der Rinder, Pferde, Schafe und Schweine. R. Kriß teilt davon erstmals 1930 in seinem bahnbrechenden

³⁶⁾ K. Wessely, Die Opfertiere von Schwarzensee a. a. O., S. 27.

³⁷⁾ Max Vancsa, Niederösterreichische Volkskunde. Führer durch die Schausammlungen des n.-ö. Landesmuseums. Hgg. v. Günther Schlesinger, 1. Aufl., Wien 1911, S. 61; 2. Aufl., 1918, S. 177; 4. Aufl., 1925, S. 209 f.

³⁸⁾ Edmund Frieß, Volksglaube und Brauchtum im Ybbstale a. a. O., S. 310.

³⁹⁾ G. Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs a. a. O., 2. Bd., S. 98.

den Werk über das Wallfahrerbrauchtum mit ⁴⁰⁾. Auch er erwähnt die Opferung von Rindern, Pferden, Schweinen und Schafen. Weiters berichtet er von unserer Wallfahrt dann wenig später in seiner Abhandlung über die Technik und Altersbestimmung der eisernen Opfergaben ⁴¹⁾. Von G. Gugitz's ausführlichen und auf den Brauch Wert legenden Mitteilungen, daß sich vor etwa 30 Jahren nur mehr zwölf Stück in Schwarzensee selbst befanden, haben wir schon oben berichtet ⁴²⁾. Im Anschluß daran hat Kriß in der von uns eingangs erwähnten letzten Arbeit über das Eisenopfer in Brauchtum und Geschichte seinen Katalog der von ihm selbst erworbenen Eisenopfer dargeboten. Darin sind nicht weniger als vier Objekte von Schwarzensee, die Inv.-Nr. E 389 bis E 392 ⁴³⁾. Wann sie Kriß erworben hat, geht daraus leider nicht hervor. Bei ihnen handelt es sich um zwei Pferde, ein Rind und eine Kuh. Bei drei Objekten ist der Leib aus einem hochgestellten, breit gehämmerten Bandeisen verfertigt, wogegen hier nur das zweite Pferd, E 392, aus kantigem Stabeisen gearbeitet wurde. Drei von den vier Objekten, E 389, 390 und 392, besitzen durch den Leib gesteckte Beine; beim ersten, dem Rind, sind außerdem noch die Hörner durch den Kopf gesteckt. Nur bei der Kuh E 391 wurden alle Extremitäten, Beine und Hörner eingekeilt. Hier ist darüber hinaus noch der Schweif gedreht und der Kopf gestaut. Ein rüsselartiges Maul besitzt nur das Opferpferd E 392.

Im September 1967 habe ich nun die Eisenopfer des N.-Ö. Landesmuseums, welche sich nun seit fast einem halben Jahrhundert teils in der Dauerausstellung der Volkskunde-Ausstellung, teils im Depot befanden, einer Neubearbeitung zugeführt ⁴⁴⁾. Unter der einzigen Inv.-Nr. II 382 laufen 18 Stück: zwölf Rinder, je zwei Pferde, Schafe und Schweine, aber nur 16 davon sind im Inventarbuch als Eingang aus Schwarzensee ausgewiesen. Dazu ließen sich

⁴⁰⁾ R. Kriß, *Volkskundliches aus althayrischen Gnadenstätten. Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrerbrauchtums* (= Das Volkswerk, Bd. 2, Augsburg 1930, S. 346; Ders., *Beiträge zur Volkskunde niederösterreichischer Wallfahrtsorte. Vortrag.* (Unsere Heimat, Jg. 10, Nr. 4, April 1937, S. 133.)

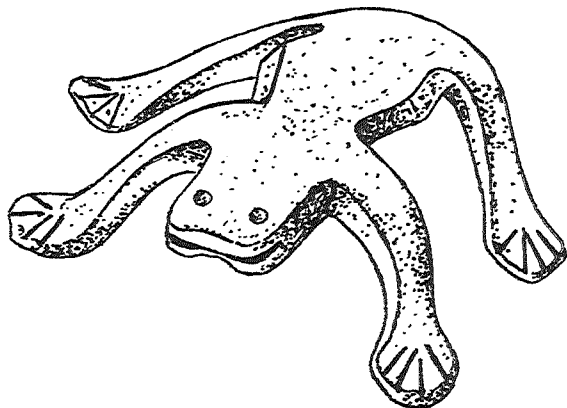
⁴¹⁾ R. Kriß, *Technik und Altersbestimmung der eisernen Opfergaben.* In: *Die Sachgüter der deutschen Volkskunde* (= Jahrbuch für historische Volkskunde, III/IV. Bd.), Berlin 1934, Karte S. 285.

⁴²⁾ G. Gugitz, *Österreichs Gnadenstätten a. a. O.*, S. 184.

⁴³⁾ R. Kriß, *Eisenopfer a. a. O.*, S. 64.

⁴⁴⁾ Vgl. *Erlebtes Land. N.-Ö. Landesmuseum (Führer)*, S. 11; K. Lang, *Österreichische Heimatmuseen a. a. O.*, S. 135; *Ausstellung: Die Gotik in Niederösterreich — Kunst und Kultur einer Landschaft im Spätmittelalter*, 4. Aufl., Krems-Stein, Wien 1959, S. 127, Nr. 415–419 (29–33); *Nature et art au pays du Danube la Basse-Autriche*, Bruxelles 1961, S. 44, Kat.-Nr. 86, Abb. S. 45; Inv.-Nr. 7039–7042.

aber weiters noch vier Eisenopfer finden; es sind dies ein Rind, ein Schwein, eine Kröte⁴⁵⁾ und eine Hand. Über ihre Herkunft jedoch wissen wir leider nichts. Nur die erwähnten 16 Stück sollen aus der „Sammlung Kießling“ stammen, wahrscheinlich ist dieser Hinweis falsch und statt dessen die Sammlung Frischauf gemeint. Damit dürfte mit seinen 22 Stück das N.-Ö. Landesmuseum offenbar den Hauptbestand haben, wobei sich die Anzahl der im Kaiser Franz Josef-Museum in Baden verwahrten derzeit nicht



$l = 105 \text{ mm}, b = 114 \text{ mm}, h = 32 \text{ mm}$

Abb. 3: Eisenopfer — Kröte. N.-Ö. Landesmuseum

genauer erheben läßt. Neben den vier Stück in der Sammlung Kriß im Bayrischen Nationalmuseum in München und der Mitteilung von Gugitz, in der Zwischenkriegszeit noch deren zwölf gesehen zu haben, ergab die Anfrage in Schwarzensee selbst, daß dort heute keine Opfer mehr stattfinden und darüber keinerlei Aufzeichnungen existieren, aber drei Stück dennoch vorhanden sind⁴⁶⁾. Wahrscheinlich ist einiges davon noch im öffentlichen und privaten Besitz⁴⁷⁾, wie drei Schwarzenseer Eisenopfertiere im

⁴⁵⁾ Vgl. Elizabeth Villiers-A. M. Pachinger, Amulette und Talismane und andere geheime Dinge. Eine volkstümliche Zusammenstellung von Glücksbringern etc. Berlin-München-Wien 1927, S. 144 f.

⁴⁶⁾ Freundliche briefliche Mitteilung von Pfarrer P. Wolfgang Pöschka, Raisenmarkt, vom 22. September 1964.

⁴⁷⁾ Vgl. auch Deutsche Heimat, 4. Jg., Nr. 19/20, Wien, Juli 1909, S. 203, Nr. 26.

Städtischen Museum Bad Vöslau zeigen. Man muß demnach annehmen, daß ein Großteil der ehemaligen Höchstzahl von 97 Stück verloren ging, wenn nicht noch im Badener Museum ein stattlicher Rest erhalten ist ⁴⁸⁾).

Waren bisher mit Ausnahme der plastischen Menschenhände von Waidhofen a. d. Ybbs und Schwarzensee nur tiergestaltige Opfer aus Schmiedeeisen zu erwähnen, darf hier nicht auf das bisher einzige menschengestaltige Eisenopfer in Niederösterreich vergessen werden. Es handelt sich um eine 21 cm hohe Plastik in gestreckter Haltung mit je einer auf- bzw. abwärts geschwungenen Hand, die ehemals wahrscheinlich mit einem Phallus versehen war und aus Fischau am Steinfeld stammt ⁴⁹⁾).

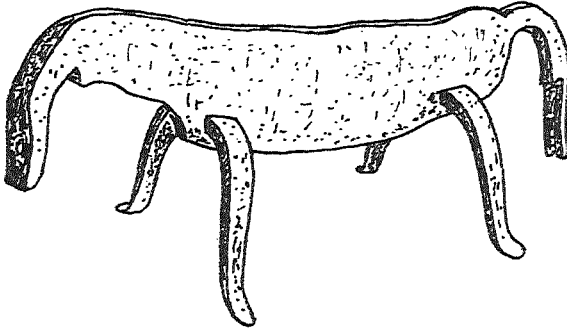
Auf die Möglichkeiten, daß uns manche sagenhaften Berichte über einstige Eisenopfertvorkommen Hinweise geben könnten, wurde bisher kaum gedacht. Man wird derartiges aber gelegentlich immer wieder heranzuziehen trachten. So wissen wir etwa aus St. Johann im Mauerthale, Gde. Oberarnsdorf, GB Spitz, daß dort auf dem Dachboden der Kirche eine Menge alter Hufeisen liegt — eines ist heute noch an der Kirchenmauer befestigt —, wovon die Leute erzählen, früher einmal hätten alle Schiffer beim Stromaufwärtsfahren jedem Pferd zu St. Johann ein Hufeisen heruntergerissen, um es in der Kirche zu opfern. Und dann seien alle Pferde wiederum an Ort und Stelle neu beschlagen worden. Die geopferten Hufeisen habe man aber in der Kirche festgenagelt. Eine andere Volksüberlieferung jedoch führt diese Hufeisen an der Kirchenwand auf den Teufel zurück, der einst auf seinem Pferde durch das offene Kirchentor gegen den Altar sprengen wollte, wobei jedoch das Pferd die Hufeisen verlor und davonrannte, während die zurückbleibenden Hufeisen als Zeichen des Sieges über den besiegten Teufel im Gotteshaus aufbewahrt wurden ⁵⁰⁾. Solche Hufeisenopfer scheinen aber gar nicht so vereinzelt gewesen zu sein, eine Massierung wäre besonders in Gegenden

⁴⁸⁾ Führer durch das Kaiser-Franz-Josef-Museum Baden, zugs. v. Roxane Cuvay, Wien 1965, S. 11, 20. Vgl. u. a. den von Franz Kern in Baden aus Eisenopfertieren zusammengesetzten Unterteil des schmiedeeisernen Vereinszeichens „Der Eisentrunk“ in: Johann Wagenhofer, Führer durch das Kaiser-Franz-Josef-Museum und durch die Kurstadt Baden, Baden bei Wien 1910, S. 25, Abb.

⁴⁹⁾ ÖMV, Inv.-Nr. 7876. M. Haberlandt, Menschliche Opferfiguren. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, X. Jg., Wien 1904, S. 214, Abb. Fig. 84); Ders., Neuer Führer durch die Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde, Wien 1908, S. 23, Abb. 24, Fig. 14.

⁵⁰⁾ Hugo Alker, St. Michael, Ranna, St. Johann. Versuch einer Deutung dreier Wachauer Wahrzeichen. (Unsere Heimat, Jg. 23, Wien 1952, S. 221, 224); Anton Kerschbaumer, Wahrzeichen Niederösterreichs. Eine Studie, 2. Aufl., Wien 1905, S. 56.

mit starkem Fuhrwerksverkehr, z. B. an der Donau und an der Eisenstraße zu erwarten. Ein Beleg von der alten Eisenstraße in St. Georgen in der Klaus, in der Pfarrkirche zum hl. Georg spricht dafür. Dort wurden neben Sensen auch Hufeisen geopfert⁵¹⁾. Von einem weiteren vereinzelt Hufeisenopfer und andersartigen Opfergaben berichtet u. a. auch Franz Kießling vom „Jägerbründl“ bei Drosendorf⁵²⁾. Der Vollständigkeit halber möchte ich zuletzt noch an die in den Rechtsbereich hinüberreichenden



l = 114 mm, b = 53 mm, h = 48 mm

Abb. 4: Eisenopfer — Rind. N.-Ö. Landesmuseum

zahlreichen Fußeisenvotive am Mariahilferberg bei Gutenstein erinnern, die von aus türkischer Gefangenschaft Befreiten zum Dank für ihre Rettung dort aufgehängt wurden⁵³⁾. Nicht uninteressant dazu ist die Überlieferung, nach der um Schwarzensee behauptet wird, die eisernen Kühe und Pferde seien aus den erbeuteten Türkensäbeln verfertigt worden⁵⁴⁾.

Wie man also sieht, ist es in den letzten Jahren gelungen, einige bisher nicht bekannte Eisenopfer in Niederösterreich aufzuspüren und das Netz der Belege für die Eisenvotive in Ostösterreich zu verdichten, was beweist, daß die bekannten Eisenopfer von Schwarzensee durchaus nicht isoliert am Rande des großen

⁵¹⁾ G. G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten a. a. O., S. 167.

⁵²⁾ F. K i e s s l i n g, Eine Wanderung im Poigreiche. Landschaftliche, vorgeschichtliche, mythologische und volksgeschichtliche Betrachtungen etc., Horn 1898, S. 353 f., 438.

⁵³⁾ G. G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten a. a. O., S. 104.

⁵⁴⁾ Freundliche Mitteilung von Pfarrer P. Wolfgang Pöschka, Raisenmarkt.

Eisenopferverbreitungsgebietes stehen; im großen und ganzen sind sie und alle anderen in der frühen Neuzeit hergestellt worden⁵⁵⁾. Unsere zukünftige Aufgabe wird es sein, alle Möglichkeiten der Historisierung auf Grund der verschiedenen Techniken und Typologisierungen auszunützen und die erhaltenen bzw. schon abgebildeten näher zu untersuchen⁵⁶⁾. Wenn dies geschehen ist, werden sich sicher dann auch bestimmte zusammengehörige Gruppen und charakteristische landschaftliche Schwerpunkte und Zusammenhänge herauslesen lassen. Doch vorerst müssen vor allem noch kleinräumliche Nachsammlungen und Ergänzungen versuchen, das gesamte Material zusammenzustellen. Erst dann kann der Versuch eines exakten typologisch-historischen Einbaues in die süddeutsch-österreichischen Eisenopferlandschaften mit Erfolg gewagt werden⁵⁷⁾.

⁵⁵⁾ Vgl. L. Schmidt, Das Verhältnis der Volkskunde zur Urgeschichte und zur Völkerkunde. (Beiträge Österreichs zur Erforschung der Vergangenheit und Kulturgeschichte der Menschheit. Symposium 1958, New York 1959, S. 103); siehe auch André Malraux, Stimmen der Stille, München-Zürich 1956, S. 592, Abb.

⁵⁶⁾ R. Kriß, Technik und Altersbestimmung der eisernen Opfergaben a. a. O., S. 277 ff., Karte S. 284 f.; Clemens Böhne, Zur Herstellungstechnik der Eisenvotive. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1959, München 1959, S. 41 ff.)

⁵⁷⁾ Im Antiquitätenhandel spielen Eisenopfer gelegentlich eine Rolle; so verkaufte 1967 die Fa. Rudolf Erler, Wien XIII, flache Eisenopfertiere, darunter eine Kuh, eine Ziege und ein Schwein nach Chicago, USA.

Kosmas und Damian in Sizilien

Von Wilhelm E. Mühlmann, Heidelberg

Daß das religiöse Leben im Mittelmeerraum noch heute eine gewichtige Rolle spielt, drängt sich sogar dem flüchtigen Touristen auf, der Andalusien, Sizilien, Apulien oder die griechischen Inseln bereist, wenn er Gelegenheit hat, eines der zahlreichen Patronatsfeste oder gar eine Wallfahrt zu erleben¹⁾. Es ist zwar gerade bei den großen Festen mit ihren Prozessionen der Aspekt der bewußten Öffentlichkeitsarbeit nicht zu verkennen, durch den etwa die Settima Santa in Caltanissetta oder die Sagra di S. Efisio in Cagliari den Charakter von öffentlichen Schaustellungen annehmen, mit einem Demonstrationseffekt des Klerus, aber auch mit einem Einschlag von Volksbelustigung, und mit einem noch deutlicheren kommerziellen Aspekt, der auch auf die fremden Touristen spekuliert. Man würde aber in die Irre geführt, wenn man einen zu scharfen Gegensatz zwischen der sakralen und der weltlichen Seite dieser Veranstaltungen konstruieren wollte. Das wäre auch religionspsychologisch falsch. Die Grenzen zwischen religiöser Erfüllung, Ritualisierung und Konventionalisierung sind bei kollektiven Veranstaltungen immer fließende gewesen; und speziell die Antithese von „Verinnerlichung“ und „Veräußerlichung“ ist diesen Erscheinungen unangemessen; sie ist, wenn wir sie phänomenologisch reduzieren, bereits ein Ergebnis protestantischer Ernüchterung und verinnerlichernder Individualisierung in den letzten vierhundert Jahren. Die heidnischen Religionen hingegen haben die Zurschaustellung niemals gescheut, die altgriechische Religion war eine ausgesprochene Fest-Religion²⁾, und für manche Religionen der Naturvölker gilt das gleiche³⁾: Festreligio-

¹⁾ Vgl. Rudolf Kriß und Hubert Kriß-Heinrich, *Peregrinatio Neohellenica. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien* (= Veröffentlichungen des österr. Museums für Volkskunde, Bd. V), Wien 1955.

²⁾ Vgl. Karl Kerényi, *Die antike Religion*. Amsterdam 1940, spez. S. 64 ff., 136.

³⁾ Vgl. für Polynesien W. E. Mühlmann, Arioi und Mamaia. Eine ethnologische, religionssoziologische und historische Studie über polynesische Kultkunde. Wiesbaden 1955, spez. Abschn. IV: Die christliche Mission im Konflikt mit der Kultur von Tahiti.

nen mit einem hochentwickelten visuellen (und auditiven) Öffentlichkeitseffekt und Demonstrationseffekt. Und zuletzt hat in Spanien und in Italien die Kirche in der Zeit seit dem Ende des 17. Jahrhunderts das öffentliche Gepränge der Religion bewußt gefördert — auch um die Macht von Kirche und Klerus zu befestigen: Tendenzen der Gegenreformation. Aber man muß sich eben bewußt bleiben, daß die südliche Frömmigkeit das Äußerliche und das Innerliche nicht so trennt wie wir, ja, daß sie des Weges von außen nach innen sogar bedarf, um hinreichend motiviert zu werden.

Dabei können wir nun allerdings mit einer Konstante rechnen: die die Zeitalter überdauert und in allen Epochen wiederkehrt, von der Antike bis zur Gegenwart. Das ist eine schier unerschöpfliche Bereitschaft zur Magie. Das zu Grunde liegende Lebensgefühl ist Unsicherheit, Furcht, Angst; es ist der Aspekt der „leidenden Menschheit“. Man darf dabei die Rolle der Naturgewalten nicht übersehen. Der italienische Mezzogiorno ist ein Land der Erdbeben und Vulkanausbrüche. Der Vesuv und der Ätna mit ihren Ausbrüchen kehren auf zahllosen Motivbildern wieder. Die Fischer malen Motivbilder von Seestürmen. Aber auch Krankheiten und Unglücksfälle spielen eine große Rolle; der Not-helfer-Gesichtspunkt dominiert. Daß dieses ganze Sachgebiet antikes Alter hat, ist heute hinreichend bekannt. Antikes Alter hat aber auch die Aufklärung, Lächerlichmachung dieser Art von sogenanntem „Aberglauben“. Humanismus und Aufklärung haben sich immer entrüstet und mokiert über die Superstition, aber vergeblich ⁴⁾. Hexenaberglaube hat gerade in der Zeit der Renaissance eine Rolle gespielt, die spanische Inquisition fiel auf fruchtbaren Boden im italienischen Süden. Und immer wieder wurde das Wallfahrtswesen virulent, zeitweise in förmlichen chiliastischen Epidemien ⁵⁾. Dabei darf man nicht vergessen, daß Süditalien schon früh Ausgangs- und Übergangsland für die mittelalterlichen Kreuzzüge gewesen ist; daß Joachim von Fiore mit seinen chiliastischen Ideen aus Kalabrien stammt, und daß die Basilianermönche, aus Griechenland vertrieben, in Apulien und Kalabrien in Höhlenklöstern sich niederließen. Und andererseits handelte es sich ja immer um ein Land anbrandender Gefahr durch die „Ungläubigen“, erst die Araber, dann die Türken. Das alles war wohl geeignet, eine Atmosphäre der Unsicherheit, der Angst, aber auch des religiösen Fanatismus zu begünstigen. Die Kirche war Zuflucht und Herrin, gei-

⁴⁾ Eberhard Gothein, Die Renaissance in Süditalien. 2. Aufl., München 1924, S. 101 ff., spez. S. 255.

⁵⁾ Gothein a. a. O., S. 104.

stiges Asyl. Das schloß eine kritische Einstellung zu den Klerikern nicht aus. Der Vorwurf, daß die Geistlichen dem Aberglauben Vorschub leisten, ist schon im 16. Jahrhundert in der Renaissance erhoben worden. Andererseits läßt man ihnen das skandalöseste Leben hingehen. „Die Fischer sondern die besten Stücke ihres Fanges aus für die Mönche, die sie zuvor daheim bei den Weibern angetroffen haben ⁶⁾.“ Die Unsittlichkeit der Geistlichen ist ein stehendes Thema der meridionalen Satire. Aber die Satire resigniert zugleich, nicht nur vor der Anstaltsgnade, die sich in der Verwaltung der Kleriker befindet, sondern auch vor den Schaustellungen der Religion, welche eben ohne den Klerus nicht zu bewerkstelligen sind.

Die historische Gestalt, in der die Formen der öffentlichen Fest-Frömmigkeit im Süden vor uns stehen, ist also die der Kirche als gegenreformatorischer Macht-Anstalt; die des Barock. Es sind Formen, die eine siegreiche Kirche geprägt hat. Viele Feste, die fast schon auf dem Aussterbeetat standen oder nur noch eine unbedeutende Rolle spielten, wurden wiederbelebt. Und dabei wurde auch der Säckel der wohlhabenden Bürger durch Leistungen beansprucht; denn die Prachtentfaltung kostete ja etwas.

Aber wenn die heutigen Formen auf das 17. und 18. Jahrhundert zurückgehen, wie steht es dann mit dem Problem der religionsgeschichtlichen Kontinuität von frühchristlicher Zeit her bis heute? Wenn vor dem Barock viele Heiligenfeste unbedeutend geworden oder fast erloschen waren, ist dann nicht alles, was wir heute antreffen, eine ganz rezente Erscheinung? Die Frage ist gerade bei Kosmas und Damian wichtig, den beiden griechischen Ärzten, deren Kult am frühesten im 5. Jahrhundert in Syrien nachweisbar ist, dann in Byzanz, von wo er auch nach dem Westen gelangte ⁷⁾.

Es besteht zunächst das Problem der heidnisch-frühchristlichen Kontinuität. Ludwig Deubner hat die Kontinuitätsthese bezüglich Kosmas und Damian in spezifizierterer Form vertreten: Der Kosmas-und-Damian-Kult ist nach ihm eine christliche Fort-

⁶⁾ Gothein a. a. O., S. 105.

⁷⁾ In einer neuen dankenswerten Monographie von Anneliese Wittmann, Kosmas und Damian, Kulturausbereitung und Volksdevotion, Berlin 1967, ist das Problem der religionshistorischen Kontinuität leider nicht behandelt worden. Das Buch enthält dafür eine Karte und einen Katalog der Kosmas-und-Damian-Kultorte in Deutschland. Bezüglich Siziliens stützt sich die Verfasserin teilweise auf von uns zur Verfügung gestellte Feldinformationen, deren Herkunft etwas versteckt und unvollständig angegeben ist.

setzung des heidnischen Kultes von Kastor und Pollux⁸⁾. Diese These ist bestritten worden, doch endgültig entschieden ist die Frage meiner Meinung nach nicht. Man muß allerdings nicht unbedingt in Kosmas und Damian bloße Erfindungen der christlichen Legende sehen; es können sehr wohl Zwillingssärzte dieses Namens in Syrien oder Kilikien gelebt haben⁹⁾. Eine Kontinuitätsthese in dem spezifizierten Sinne einer Ersetzung antiker Heroen durch christliche Heilige ist m. E. überhaupt nicht erforderlich; man kann sich vielmehr mit Johannes Geffcken auf die Annahme beschränken, daß Wesenszüge der beiden Dioskuren (auf weißen Rossen einhersprengende Helfer in der Schlacht) Spuren in der christlichen Legende hinterlassen hätten. „An Kosmas und Damian als christliche Nothelfer hängt sich die Schar der Gläubigen mit ihren Bedürfnissen und dem ganzen Vorstellungsbereich von Heilungsmöglichkeiten, wie sie der antike Mensch kannte; aber darum gehen Heroen und Heilige nicht Zug um Zug ineinander über.“¹⁰⁾. Aber das ist auch nicht das Entscheidende. Wirklich antik-heidnisch im Charakter der beiden Heiligen ist, daß sie eine Tätigkeit nach Art der Inkubationsdämonen ausüben. Es wird u. a. berichtet, daß ein Ungläubiger zuerst darüber spottet, dann aber die Inkubation doch vollzieht, in Form des Heilschlafs im Heiligtum, und daß er dann geheilt erwacht. Die Genesenen hängen dann die Motivbilder der geheilten Glieder im Heiligtum auf¹¹⁾. Diese Inkubationspraxis ist in der Tat antik. Sie wird auf heidnische Nothelfer bezogen, in erster Linie auf Asklepios, aber auch auf Sarapis und Isis. Der Kranke legte sich im Tempel zum Heilschlaf nieder, im Traum ergreift ihn der Gott und heilt ihn, oder wenigstens gibt er ihm Anweisungen zur Behandlung des Leidens¹²⁾.

Das ist unzweifelhaft ein Beweis für antik-frühchristliche Kontinuität. Was aber leider versagt, ist die Kontinuität von frühchristlicher Zeit bis heute. Denn ich vermag (wenigstens bisher) in der am breitesten bezeugten heutigen Kosmas-und-Damian-Verehrung, der von Sferracavallo in Sizilien, nichts von Inkubationspraxis nachzuweisen. Wohl kennen wir neuestens die Inkubations-

⁸⁾ Ludwig Deubner, *De incubatione capita quattuor*. Leipzig 1900, S. 77 ff.; Ders., *Kosmas und Damian, Texte und Einleitung*. Leipzig 1907, S. 52 ff.

⁹⁾ Walter Artelt, *Die Kosmas- und Damian-Forschung*. Intern. Ges. f. Pharmazie, Vorträge der Jubiläums-Hauptversammlung in Salzburg 1951. Salzburg 1952, S. 5 ff.

¹⁰⁾ Johannes Geffcken, *Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums*. Heidelberg 1929, S. 234 ff.

¹¹⁾ Geffcken a. a. O., S. 235.

¹²⁾ Wittmann a. a. O., S. 22.

praxis bzw. ihr angenäherte Gebräuche, das Nächtigen in Kirchen und Kapellen bezeugt, aber nicht für Sizilien, sondern für zahlreiche Orte in Sardinien¹³). Aber in diesen Fällen haben diese Bräuche wiederum nichts mit Kosmas und Damian zu tun.

So trennen sich also die aus der heidnischen Antike stammenden Überlieferungsstränge: Wir finden die Verbindung von Kosmas und Damian mit dem Heilschlaf heute nicht mehr vor. Wir finden aber beides getrennt. Die legendären Überlieferungen stammen jedenfalls in Süditalien und Sizilien aus jüngerer Zeit. Sie beziehen sich heute auf die Epiphanie der beiden Heiligen, mit deutlicher Erinnerung daran, daß sie von Osten übers Meer gekommen sind. Wie bei den Grotten der Basilianer-Mönche (und z. T. wohl konkomitant mit deren Niederlassungen) weist auch die Verbreitung ehemaliger Kosmas-und-Damian-Kirchen auf den Herrschaftsbereich der Byzantiner zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert hin: Apulien und Kalabrien, Neapel und Amalfi, Küsten Ost- und Nordsiziliens, z. T. Sardiniens¹⁴). In Sferracavallo wird die Ankunft der beiden Heiligen übers Meer in den Prozessionen dargestellt. In der Marina di Ragusa (Südost-Sizilien) läßt man sogar die beiden Heiligen in Gestalt ihrer Statuen in einem Kahn übers Meer herankommen¹⁵). Antik mag dabei im speziellen sein, daß die beiden Ärzte, wie auch andere Nothelfer, in Gestalt ihrer Statuen auftreten¹⁶).

Dann gibt es weiter eine Menge von Legenden über Wunderheilungen, die bei Kultbildern überliefert sind. Am „modernsten“ mutet davon, beiläufig erwähnt, jene Legende an, nach der Kosmas und Damian einem Mann ein krankes Bein amputierten und dafür das Bein eines Negers überpflanzten. Die Szene soll in der Kosmas-und-Damian-Kirche in Rom stattgefunden haben. Dargestellt ist sie auf einer florentinischen Miniatur aus der Schule Bellinis¹⁷). Die Legende von dieser Überpflanzung soll aus der

¹³) Nach Angaben von Frau Prof. Dr. Clara Gallini (Universität Cagliari). (Unveröffentlichte Feldnotizen.)

¹⁴) Kriß und Kriß a. a. O., S. 199 f.; P. Pietro Chioccioni, T. O. R., Vita illustrata dei Santi Cosma e Damiano. Roma 1967, S. 29.

¹⁵) Mitteilung von Privatdozent Dr. Horst Reimann (Heidelberg). (Beobachtet August 1967.)

¹⁶) Vgl. Geffcken a. a. O., S. 235: „Sie erscheinen in der Gestalt ihrer Statuen“. Genau so noch heute in Tarent und Sferracavallo. Dort, wo der Kult völlig verödet ist, stehen die — völlig identischen — Statuen der beiden Heiligen nebeneinander in der Kirche; so z. B. in Rom und in Palermo.

¹⁷) Eine weitere Darstellung findet sich auf einem spätgotischen Tafelbild aus der Kirche in Ditzingen (Württemberg), jetzt im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart (wiedergegeben als Titelbild bei Wittmann a. a. O.).

griechischen Tradition stammen, in der sie im übrigen die einzige bezeugte Wunderheilung ist¹⁸⁾). Auf den mir bekannten Bildern wird der Kranke während der Operation als schlafend dargestellt; darin dürfte noch ein Rest der alten Heilschlaf-Überlieferungen stecken.

Ich übergehe weitere Einzelheiten und berichte jetzt von unseren eigenen Beobachtungen von Kultprozessionen. Wir haben solche dreimal gesehen, 1965 in Tarent, 1963 in Sferracavallo, einem kleinen Fischerdorf an der NW-Küste Siziliens, und 1967 abermals in Sferracavallo. Ich lasse Tarent beiseite, wo die Kosmas-und-Damian-Prozessionen zwar sehr prächtig, aber in ihrem Gehalt verblaßt sind. Dafür ist Sferracavallo umso bemerkenswerter. Es ist der einzige Ort in Sizilien, wo der Kosmas-und-Damian-Tag (27. September) überhaupt noch durch eine Prozession begangen wird, und zwar eine Springprozession.

1963 haben wir keine Aufnahmen machen können, weil es am 27. September nachmittags um 17 Uhr, bei Beginn der Prozession schon zu dunkel war. 1967 wurde die Prozession auf den Sonntag gelegt (den 1. Oktober), außerdem begann sie schon um 16 Uhr, was uns die Möglichkeit gab, zu filmen und zu fotografieren¹⁹⁾.

Vorbereitung des Festes. — Zur Finanzierung des Festes zahlt jede Familie 1000 L. als Pflichtbeitrag. Wer es kann und es seinem Sozialprestige schuldig ist oder sich den Heiligen aus persönlichen Gründen besonders verpflichtet fühlt, zahlt mehr. Die Organisation des Festes liegt in den Händen eines Festausschusses. Der Ausschußvorsitzende 1967, in diesem Jahr ein Fischer des Dorfes, der sich mit seinem Fischverkaufsstand in den Reihen der Festbuden befand. Nur ein großes Plakat mit dem Festprogramm, das er an seinem Verkaufsstand angeschlagen hatte, verriet ihn als Organisator.

Im Jahre 1967 feierte man das hundertjährige Jubiläum von Kosmas und Damian. Aus diesem Grund wurden die Festtage auf fünf Tage verlängert, normalerweise sind es nur drei Tage. Deshalb gab es auch eine besondere Prunkentfaltung, z. B. sehr große und teure Festbeleuchtung, besonders viele Verkaufsbuden, Gäste von Radio Neapel (Schlagersänger) und eine berühmte Folklore-

¹⁸⁾ Wittmann a. a. O., S. 57.

¹⁹⁾ Den Film (aufbewahrt im Institut für Soziologie und Ethnologie der Universität Heidelberg) drehte cand. phil. Helge Freudendorff. Die nachstehend wiedergegebenen Beobachtungen (aus beiden Jahren) gehen zurück auf den Verfasser, auf Dr. Karl A. Weber (z. T. niedergelegt in einer — ungedruckten — Heidelberger Magisterarbeit „Heiligenfeste in Sizilien“, 1965), Dr. Silvana Bussmann-Brigaglia, cand. phil. Emil Zimmermann, cand. phil. Heidrun Kellner und cand. phil. Erika Schmitt.

gruppe aus Agrigent, und zum Abschluß ein großartiges Feuerwerk. Als besonderes Jubiläumsgeschenk bekamen die beiden Heiligen eine goldene Krone aufgesetzt. Sonst tragen sie nämlich eine Silberkrone, die sie zum fünfzigjährigen Jubiläum bekommen hatten.

Die Feiern beginnen schon zwei Tage vor der Prozession in den frühen Morgenstunden mit Detonationen, deren Echo in der Bucht vielfach widerhallt. Der kleine Fischerort wurde bunt dekoriert und mit den Gestängen für die abendliche Beleuchtung versehen. Gegenüber der Kirche nach dem Meere zu lag ein Festplatz, auf dem eine Bühne errichtet wurde. Denn ungleich dem Festablauf im klassischen Stil, wobei der profane Teil dem sakralen folgt, geht hier beides durcheinander, es gibt ein burleskes Spiel bereits vor der Prozession.

Verlauf des Festes. — Die Festtage beginnen jeden Morgen kurz nach 7 Uhr mit Böllerschüssen. Schwarze Rauchwolken formieren sich danach an dem schon sonnenhellen Himmel der Bucht von Sferracavallo. Auf dem Wasser finden in diesen Tagen mehrere Veranstaltungen statt: Ruderregatta, Wettschwimmen und Balanceübungen auf einer Art Schwebebalken über dem Wasser, der vom Land zu einem Boot führt. Auf der Straße gibt es ein Fahrraddenrennen durch verschiedene umliegende Dörfer. Barfußpilger (oder solche mit dicken Wollsocken) kommen aus den Nachbardörfern am letzten Festtag nach Sferracavallo zur Messe. Auf der Festbühne am Fischerhafen finden abendliche Veranstaltungen statt. Vor der Bühne auf Stühlen und dahinter in Stehreihen die Zuschauer. Das Bühnenprogramm bringt wechselnde Darbietungen von Tanz, Gesang und Musik in Solo- und Gruppenaufführungen. Im übrigen haben natürlich die ambulanten Händler ihre Verkaufsstände aufgeschlagen. Am Nachmittag trafen schon die Schaulustigen aus den Nachbarorten Tommaso Natale, Palermo, sogar aus dem entfernten Resuttana usw. in Sferracavallo ein. Denn Sferracavallo ist berühmt für sein Kosmas-und-Damian-Fest: das Fest wird in dieser Form nur noch in Sferracavallo (und abgeschwächt in Cinisi) gefeiert. Zum Teil ist es erlaubt, von „Pilgern“ zu sprechen, denn, wer es ernst nahm, kam zu Fuß und auf Strümpfen. (Klassisch ist natürlich: barfuß.) In die Kirche sind wir beide Male nicht hineingegangen, sie war überfüllt von Gläubigen, deren Rufe ertönen: „Santu Cosimu e Damianu, siti medicu suvranu.“ — „Heiliger Kosmas und Damian, seid unsere obersten Ärzte!“²⁰). Bevor die Figuren der beiden

²⁰) Giuseppe Pitré. Biblioteca delle tradizioni popolari siciliani XXI (1900), S. 72.

Heiligen aus der Kirche getragen werden, wurde am 27. September 1963 aber noch die Legende vorgetragen, und zwar durch zwei kleine, weißgekleidete Mädchen (*sancusi micchi*), mit weißen Handschuhen im Alter von 8—9 Jahren. Diese waren auf einem kleinen Balkon postiert und verlasen die Legende, souffliert von den hinter ihnen hockenden Müttern. Dies geschah durch die Kleinen mit einem unglaublichen, fast ekstatischen Pathos und unter zahlreichen Gebärden. Beim Fest im Jahre 1967 wurde diese Verlesung der Kultlegende „eingespart“ — dem Vernehmen nach darum, weil der neue junge Pfarrer, der inzwischen das Amt des verstorbenen alten Pfarrers eingenommen hat, als ein „moderner“ und „aufgeklärter“ Geistlicher bemüht ist, das ganze Kultfest zu reduzieren²¹⁾. Die Bahre mit den Heiligenfiguren wird von jungen Fischerburschen getragen, mit weißem Hemd, weißer Hose und roter Schärpe, im übrigen barfuß. Das ist eine ziemliche Tortur, denn die Prozessionsstraße ist uneben mit hervorstehenden spitzen Steinen. Die Prozession ist eine Springprozession, drei Schritte (oder mehr) vor, ein Schritt rechts, einer links, ein Schritt zurück, dann wieder vorwärts. Aus der Entfernung von 20—30 m gesehen, wippen dadurch die Heiligenfiguren auf eine eigentümliche Weise, so als ob sie auf Wellen des Meeres herankämen. Und dieser Eindruck soll auch erzeugt werden. Die Springprozession ist also eine rituelle Iteration der Stiftungslegende. — Nicht zu vergessen die begleitende Musikkapelle, die immer die gleiche Weise eintönig wiederholt²²⁾. Die Prozession bewegt sich durch die Hauptstraße zum Meer. Immer wieder hält sie an, damit die Gläubigen Gelegenheit haben, den Heiligen Geldnoten emporzureichen, die ihnen ans Gewand geheftet werden. Bei dieser Gelegenheit werden auch kleine Kinder von den Erwachsenen emporgereicht, um die Heiligenfiguren mit Händen und Lippen zu berühren, was als heilbringend gilt. Auch werden die Figuren mit geweihten Tüchlein abgerieben. Diese Akte erfolgen während der eingelegten Standpausen, die den Trägern zugleich willkommene Gelegenheit zum Absetzen der Bahre und zum Verschnaufen bieten. Außer Lirenoten werden auch Blumen hinaufgereicht. Zum Schluß sind die Figuren über und über mit Geldscheinen und Blumen bedeckt. Es kommen erhebliche Beträge zusammen. Die Prozession geht nämlich auch die Uferstraße hinunter, wo die Villen der reichen Palermitaner liegen.

²¹⁾ Unsere Bemühungen, durch seine Vermittlung einen Text der Legende zu erhalten, ist bisher erfolglos geblieben.

²²⁾ Die Melodie ist — nach unseren Aufzeichnungen — wiedergegeben bei Wittmann a. a. O., S. 37.

Die Prozession selber macht — schon rein motorisch — nicht den feierlichen Eindruck unserer Prozessionen, es ist ein Springen und Laufen, und auch das Volk, hauptsächlich Kinder, laufen hinterher. Das ist aber kein Zustand der Entartung, denn bereits P i t r é erhielt von einer alten Frau die Auskunft: das Rennen sei ja eben das Schöne an dem Fest, und erst dadurch gerate man so recht in Begeisterung!²³⁾ Es wird auch gesagt, daß Kosmas und Damian selber, um eine Pest zu heilen, herumgerannt seien, um den Kranken nur ja noch rechtzeitig helfen zu können.

Einige Ordner begleiten den Zug. Sie haben die Aufgabe, die Straße während der Fortbewegung des Zuges freizuhalten und während des Standes die Spenden des Publikums entgegenzunehmen. Der Hauptordner läuft rückwärts, d. h. mit dem Gesicht zum Gerüst, vor diesem her und dirigiert dieses; — eine sehr notwendige Funktion, da Gerüst und Träger in der Bewegung eine ziemliche Eigenwucht entfalten. — Die Ordner werden von den Mitgliedern des Festausschusses gestellt.

Auch kleine Kinder können die Tracht der Ordner oder der Träger tragen, wenn sie die Heiligen als Namenspatron haben. Sie laufen dann im Zug mit. Die Kapelle hat zwei Trommler, die vorausgehen und den Zug ankündigen. Ihnen folgt die Blasmusik. Der Tambourmajor gibt die Zeichen für Halten und Weiterbewegung des Zuges.

Die Träger der Bahre mit Kosmas und Damian waren ursprünglich nur Fischer. Heute kann jeder Träger werden, der ein Gelübde abgelegt hat. Zum Beispiel gelobte der jüngste Sohn der Familie Vasallo, als er mit seiner Braut im Boot in ein Unwetter geriet, daß er im Fall einer Errettung das nächste Mal Kosmas und Damian mittragen werde, und so war er diesmal unter den Trägern. Auch Andersgläubige sind unter der Bedingung eines Gelübdes zugelassen; bei den Trägern wurde uns 1967 auch ein Waldenser gezeigt.

Das Tragen der schweren Bahre wird als Opfer aufgefaßt. Die Träger laufen barfuß; trotz Schulterkissen sind am Abend die Schultern blutig. Manche liegen danach noch drei Tage fiebrig zu Bett.

Am 1. Oktober 1967 erreichte der Zug mit mehr als einstündiger Verspätung wieder die Kirche. Vor der Kirche wurde die Bahre noch einmal abgestellt, und die Träger verließen sie, um miteinander zu tanzen. Sie tanzten zunächst paarweise, dann im Reigen alle zusammen. Danach schulterten sie die Bahre wieder auf und begannen einen Kreistanz mit der Bahre vor der Kirche.

²³⁾ P i t r é a. a. O., S. 77 ff.

Ihr Tanz dauerte ca. 6–7 Minuten. Der Tanz war schon längst abgeklungen, und Stimmen aus dem Publikum riefen besorgt: „Aufhören! Aufhören!“ Träger und Publikum gerieten aber immer mehr in Ekstase während des Tanzes bei immer schneller werdenden Klängen der Tarantellamusik. Das Publikum schrie und klatschte. Das Ende war erst 0.45 Uhr. Nach Ende des Tanzes wurden die Heiligen wieder in die Kirche getragen. Ein grandioses Feuerwerk von den Schattenkulissen der Berge und im Spiegel des Meeres beendete das Fest.

Pitré berichtet auch von Krankenheilungen während der Prozession. Wir selber haben nur das Hinaufreichen der Kinder bemerkt. Im ganzen ist das, was wir beobachtet haben, etwas verblaßt gegenüber der vollständigeren Schilderung Pitrés vom Ende des vorigen Jahrhunderts²⁴).

Es mögen einige Informationen über den Ursprung des Festes folgen. Es gibt verschiedene Varianten.

1. Kosmas und Damian waren zwei Ärzte aus Frankreich. Sie heilten viele Kranke und waren dabei immer unterhaltend und lustig. Vor allem tanzten sie sehr viel. In Erinnerung daran trägt man noch heute die Statuen der beiden Heiligen tanzenderweise durch das Dorf.

Informantin war die ca. 30jährige verheiratete Tochter der Familie Vasallo, in deren Haus wir vom Balkon des ersten Stockes Fotoaufnahmen machten.

2. Kosmas und Damian waren Heiden (Ärzte?). Man schlug ihnen deshalb die Köpfe und Arme ab und warf sie ins Meer. Die Köpfe aber tauchten am nächsten Tag wieder auf. Dies Ereignis wurde als Mirakel gewertet, worauf man die beiden heilig sprach und sie verehrte.

Informant war ein Verwandter der Familie Vasallo, der ebenfalls auf dem Hausbalkon stand mit einer Filmkamera und einem sehr teuren Belichtungsmesser, woraus zu erkennen ist, daß diese Familie offensichtlich zu den wohlhabendsten des Dorfes zählt.

3. Kosmas und Damian wurden schon immer verehrt. Das Fest wird gefeiert, weil die Vorfahren es schon feierten. Nähere Zusammenhänge sind nicht bekannt.

Informant war ein Mann, ca. 50–60, der auf einem Stuhl vor einer Haustür saß, schätzungsweise ein armer Arbeiter.

Wir lassen diese Informationen nebeneinander stehen, obwohl sie zum Teil unsinnig anmuten (Frankreich; Heiden). Es ist ja ein Prinzip soziologischer Feldforschung, die Varianten, so wie sie erzählt werden, nebeneinanderzustellen, ohne der Versuchung nach-

²⁴) Pitré op. cit. XII (1881), S. 378 ff., und XXI (1900), S. 70 ff.

zugehen, daraus eine „Evangelien-Harmonie“ herzustellen — wie man das früher wohl getan hat.

4. Kosmas und Damian waren Ärzte, die übers Meer kamen. Sie taten viel Gutes durch Krankenheilung. Deshalb verehrt man sie noch heute. Mit der Springprozession will man den Wellengang des Meeres imitieren.

Informantin war eine junge Frau, ca. 30, Verwandte oder Bekannte der Familie Vasallo, die mit uns am Abend auf dem Balkon eines Hauses nahe der Kirche stand, um den Einzug von Kosmas und Damian in die Kirche zu beobachten. — Wir möchten diese Angabe besonders hoch einschätzen, weil wir sie mehrfach, auch schon im Jahre 1963, gehört haben.

Noch einige Bemerkungen bezüglich der Finanzierung. Die sizilianischen Heiligenfeste sind für den einzelnen Bürger mit enormen Spesen verknüpft, die nicht immer leicht aufzubringen sind. Aus diesem Grunde wurde im 19. Jahrhundert die Finanzierung der Prozessionen mit Skulpturen usw. („Misteri“) mehr und mehr den Gilden und Bruderschaften (Konfraternitäten) zugewiesen²⁵⁾. Die Bruderschaften sind zu Leistungen verpflichtet gegenüber dem Schutzpatron. Diese Pflicht besteht aber prinzipiell für alle Mitglieder eines Patroziniums eines bestimmten Heiligen. Hier besteht oft eine Konkurrenz verschiedener Viertel derselben Stadt, die verschiedenen Schutzheiligen zugeordnet sind. Das Verhältnis zu diesem Schutzpatron ist übrigens recht naiv. Versagte der Heilige in einer Nothilfepflicht, so „bestrafte“ ihn der Gläubige, er droht ihm oder wendet sich sogar ganz von ihm ab und einem anderen Heiligen zu. Die Heiligenfiguren werden dann in der Kirche mit dem Gesicht zur Wand gestellt, in Büßergewänder gekleidet, öffentlich beschimpft, bespien, geprügelt, in versiegte Brunnen geworfen usw. Allerdings ist es unwahrscheinlich, daß man sich solche Freiheiten gegenüber einem so angesehenen Heiligenpaar wie Kosmas und Damian herausgenommen hätte. In ihrem Falle ist daher auch nichts dergleichen überliefert.

²⁵⁾ Ina-Maria Greverus, Die Settimana Santa in Sizilien. Festgestaltung, Volksfrömmigkeit und Volksrepräsentation. (Österr. Zs. f. Volkskunde, Bd. 67, S. 61—75. Hier: S. 73.)

Der Hirteneid

Von Louis Carlen

In den Rechtsquellen des deutschen Sprachraumes begegnet ein Eid, den die Hirten zu leisten haben, und zwar bei zwei Gelegenheiten, bei der Anstellung des Hirten und wenn der Hirte den Vorwurf der Schuld bei entstandenem Schaden von sich abwälzen will.

I.

Wer Vieh hat, muß dieses bewachen und hüten. Dazu werden Hirten angestellt, wobei vielfach die Gemeinschaft, das Dorf, die Stadt, die Gemeinde, sei es durch die Gesamtheit der berechtigten Genossen oder durch deren Organe Wahl und Anstellung vornimmt¹⁾. Nicht selten hat diese Wahl den Charakter einer wichtigen öffentlichen Angelegenheit, zu der sich die Genossen vor oder in der Kirche oder anderswo versammeln und worüber auch eine Urkunde aufgenommen wird²⁾. Der so gewählte Hirte wird zur Amts- und Vertrauensperson, die manchmal besonderen Schutz genießt³⁾. Die Genossen sind verpflichtet, ihr das Vieh zur Hut

¹⁾ Vgl. Karl Siegfried Bader, Dorfgenossenschaft und Dorfgemeinde, Weimar 1962, S. 68, 88, 164, 176, 294, 296, 319.

²⁾ Richard Weiß, Das Alpwesen Graubündens, Erlenbach/Zürich 1941, S. 306; Wolfgang Jacobeit, Schafhaltung und Schäfer in Zentral-europa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 1961, S. 352 ff. Über die Wahl in der Kirche nach dem Gottesdienst vgl. August Gabler, Hirten, Flurer und Bader in den Ries- und Hesselbergdörfern (Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1961, S. 109). Nur wenige Quellen bezeichnen die Anstellung der Hirten als „gering geschäft“, ein Ausdruck, den eine Berner Quelle enthält (Sammlung Schweizer. Rechtsquellen, Kt. Bern II/2, Nr. 78, S. 223).

³⁾ Schon der Pactus Alamannorum 111 besagt: Wenn ein Schweinehirte gebunden, auf dem Weg angefallen oder geschlagen wird, so daß ihn zwei halten und ein Dritter schlägt, büße man 9 Schilling. Und wegen des übrigen, das an ihm geschieht, werde alles dreifach gebüßt, als es bei den übrigen Mitknechten gebüßt wird. Die Lex Alamannorum 80 § 1 und 2 büßt die Tötung von Schweine- und Schafhirten, die mehr als 40 Stück in ihrer Herde haben, mit 40 Schillingen. (Germanenrechte, Die Gesetze des Karolingerreiches, hsg. von Karl August Eckhardt, Weimar 1934, S. 56.) Auch verschiedene Österreichische Weistümer gewähren dem Hirten besonderen Schutz (St. Pölten, Lebarh 1598, Muckendorf 1613, Königstetten 16. Jh., Wildenhag 1454, St. Andrä vor dem Hagental 1489, Greifenstein 1581, Gugging vor 1489 (Österreichische Weistümer, Bd. IX, T. 3, Nr. 31, 44, 9, 7, 58, 4, 2, 1). Vgl. auch Jacob Grimm, Weistümer, Bd. V, Göttingen 1866, S. 521).

anzuvertrauen, und zwar auf Grund des Hutzwanges, der schon im Sachsen- und Schwabenspiegel, im Eisenacher und Meißener Rechtsbuch und in vielen lokalen Rechten erscheint ⁴⁾). Demgemäß steigt das Ansehen des Hirten, vor allem aber seine Treue- und Sorgfaltspflicht.

Deshalb wird von ihm, wie von einer anderen Amtsperson, ein Eid verlangt, daß er sein Amt richtig ausübe oder wie es in der badischen Stadt Amorbach 1528 heißt: „Es sollen auch hinfurter die hirthen durch unsere amptleut iederzeit zu glubde und eidt angenommen werden, ires bevelhs und beschaidts geleben und nachgeen“ ⁵⁾).

Der Inhalt des Eides wird in den Quellen wie folgt umschrieben: Im österreichischen Weistum von Biechlbad 1575: „also das si (die Hirten) dem armen als dem reichen, und dem reichen als dem armen treulichen hieten, allen schaden, so vil muglichen, mit dem vich verhieten, auch nutz und frumen fürdern“ ⁶⁾). Der Hirte hat also alles ihm anvertraute Vieh, unabhängig, wem es gehört, gleich zu behandeln und getreulich zu warten und allen Schaden von ihm abzuwenden. Auch nach dem Weistum von Ingelsheim am Neckar aus dem Jahre 1484 und von Huisheim in Schwaben aus dem Jahre 1505 sind die Hirten verpflichtet, zu „geloben und zu schwören“, das Vieh der Reichen und der Armen gleich zu behandeln ⁷⁾).

In der schweizerischen Stadt Rheinfelden soll der Hirt schwören, „vnserm gnedigen fürsten vnd herren, auch einem schultheussen, rat vnd gantzer gemeinde zû Rheinfelden nutz vnd eere ze fürdern vnd schaden ze wenden, vnd ob er ützt schedlichs ze holtz vnd ze feld horte, das wider ein statt sein möcht, zu allen zeyten vnuerzogenlich anzûzeygen, auch der herte vich, so im fürgeschlagen vnd beuolchen wirth, gewarsamlichen zû hüten vnd zû rechter zeyth, als sich gepürt, vß vnd in ze faren vnd mit den seinen vnd er solch vich tugentlich an mercklich schleg vnd swür zû halten; alles getreuwligh vnd vngeuarlich“ ⁸⁾). Der Eid umfaßt also ein ganzes Pflichtenheft.

⁴⁾ Sachsenspiegel II, S. 54, § 2, Schwabenspiegel, S. 213 (Germanenrechte, NF., hsg. von Karl August Eckhardt, Göttingen 1955, S. 174, und Weimar 1961, S. 102 ff.) Eisenacher Rechtsbuch III, S. 52 (hsg. von Peter Rondi, Germanenrechte, NF., Abt. Stadtrechtsbücher 3, Weimar 1950, S. 168). Vgl. auch Gerhard Buchda, Der Hirtenschutz (Festschrift Rudolf Hübner, Jena 1935, S. 218 f.).

⁵⁾ Oberrheinische Stadtrechte, hsg. von der Bad. Histor. Kommission, I, Heidelberg 1895, S. 228 ff.

⁶⁾ Österr. Weistümer, Bd. III, T. 2, Nr. 27, S. 133 f.

⁷⁾ Jacob Grimm, Weistümer, IV, S. 526, und VI, S. 235.

⁸⁾ Sammlung Schweizer. Rechtsquellen, Kt. Aargau VII, 1. Nr. 235, S. 210.

Verschiedene andere aargauische Stadtrechte von 1403 bis 1768 nehmen die Eidesverpflichtung der Hirten auf, so Laufenburg, Mellingen, Brugg⁹⁾. Der Inhalt des Eides lautet immer wieder auf Mehrung und Ehr und Nutzen der Bürger, Abwendung von Schaden, zeitiges Austreiben des Viehs, „dass sie fleissig bey der herdt seigendt, auch der wacht wohl“ und zuverlässig obliegen, Wohlverwahren der Schlüssel von Hirt- und Pfandhaus usw. „Die hirtten sollen schwören dem vich getreu und wohl zu warten“ (1509)¹⁰⁾.

Das Eidbuch des Schultheissen, beider Räte und anderer Amtsleute der Stadt Bremgarten von 1557 enthält folgenden Hirteneid:

Der Hirt soll schwören: „zuo rechter zyt mit dem vich uss- und invaren, dasselb zum thrüwlichsten zû weyden vnd in gûter hût vnd sorg zehalten, damit im keyn schad widerfare, sonder mengklichem das sin wider vnuerletzt heymbkome, vnd nit zelang an eynem ort stillzehalten, sondern yferig für vnd mit namen der weyd nachzefaren, dessglychen ouch gût acht vnd warzenemmen, ob jemens frômbder oder heymbscher in hólzern schaden zûfûgte, dasselb bestes flysses zûfürkomen, obs ouch von nôten were, eynem bumeister den thâter zeleydign, dessglychn die thûrle, so er offen findt, zu zethund vnd die verbrochnen schirmhâg, so wyt im mûglich ist, ouch widerumb zûuerbessern oder den gepresten ouch einem bumeister anzûzeygn, das derselb solchs zûbeschehn verschaffe, vnd in solichem allem handeln vnd thûn, wie dann einem gethrûven hirtten vnd gouner wol anstat“¹¹⁾.

Das Heidenheimer Eidbuch in Württemberg enthält den Wortlaut eines Eides für den Stadtschäfer, in dem so ziemlich alles enthalten ist, was an Arbeits-, Sorgfalts- und Treuepflichten dem Schäfer zumutbar ist¹²⁾. Hessische Gesetze von 1659 bis 1828¹³⁾ lassen den Hirten den Behörden einen Eid leisten, in dem sie besondere Beachtung der Forst- und Wildschutz- sowie der Seuchenbestimmungen versprechen. Die Eckerichtsordnung des Luszhartwaldes in der Nähe von Bruchsal 1434 verpflichtet die Hirten zu geloben, die Waldordnung einzuhalten¹⁴⁾.

Keiner dieser Eide wird jedoch durch ein Eidesopfer oder die Aufnahme einer Ahndungs-Androhung bei Bruch des Eides

⁹⁾ A. a. O., I 6, Nr. 88, S. 417; I 5, Nr. 71, S. 113; I 6, Nr. 110, S. 461; I 2, Nr. 42, S. 92, und Nr. 176, S. 208; I 1, Nr. 337, S. 397.

¹⁰⁾ Deutsches Rechtswörterbuch, V, Sp. 1087.

¹¹⁾ Sammlung Schweizer Rechtsquellen, Kt. Aargau, I 5, Nr. 71, S. 113.

¹²⁾ Theodor Hornberger, Der Schäfer, Stuttgart 1955, S. 231.

¹³⁾ Otto Könnicke, Rechtsgeschichte des Gesindes in West- und Süddeutschland, Marburg 1912, S. 440.

¹⁴⁾ Grimm a. a. O., S. 520 f.

besonders unterstrichen. Es handelt sich um promissorische Eide, die das eigene Verhalten des Schwörenden betreffen, sein Gelöbnis erhalten, wobei vor allem bei den Eiden in der Stadt sich den herkömmlichen Treueidformen die eigentlichen Amtspflichten anschließen¹⁵⁾.

Welche Hirten haben zu schwören? Die Quellen sprechen allgemein nur vom „Hirten“, also dem Hirten der Herrschaft, der Genossenschaft, des Dorfes, der Stadt. Ein österreichisches Weistum verpflichtet den Hirten „zum Galt- und Melkvieh“¹⁶⁾, eine Berner Quelle den Schafhirten¹⁷⁾, ein Aargauer Stadtrecht den Hirtenmeister¹⁸⁾. Nach einer württembergischen Landesordnung von 1557 war es schon seit alter Zeit üblich, die Schäfer zu vereidigen, ebenso die Beauftragten der Schäferzünfte, wobei z. B. das Heidenheimer Eidbuch für die Salzmeister (Pferchmeister), die Schafschauer und den Heidenheimer Stadtschäfer Eide mit besonderem Wortlaut enthält¹⁹⁾.

In der Stadt Brugg in der Schweiz wird der Eid 1493 vor allem vom Hirten verlangt, der nicht Bürger ist²⁰⁾; denn der Bürger steht ja unter dem gewöhnlichen Bürgereid, der ihn verpflichtet, alles zur Wohlfahrt der Stadt zu tun oder abzuwenden, was ihr zum Nachteil gereicht²¹⁾. Der Hirt, der in Brugg nicht Bürger ist, muß daher, bevor er den eigentlichen Hirteneid ablegt, vorab schwören, „wie ein burger gewertig und gehorsam zuo sin, so lang er hye belibt, und so er abscheiden wil, so er ouch sweren, eine eins burger eid, der hinweg zucht“²²⁾.

Die meisten Quellen sagen nicht, vor wem der Hirte seinen Eid — vereinzelt wird auch von Gelübde gesprochen — abzulegen hat. Wohl war meist die Wahlbehörde auch das Organ, das den Eid abnahm. In Röttingen bei Neresheim hatte der Hirt der Herrschaft zu schwören²³⁾. In Bern wurden die Schafhirten von den beiden Vennern „in gelübd genommen“²⁴⁾, im österreichischen

¹⁵⁾ Vgl. dazu Robert Scheyhing, Eide, Amtsgewalt und Bannleihe, Köln/Graz 1960, S. 171. Es gibt auch einen Huldigungseid der Hirten (Weistum von Bielbenken; Grimm a. a. O., V, S. 50).

¹⁶⁾ Österr. Weistümer, III 2, Nr. 27, S. 133 f.

¹⁷⁾ Sammlung Schweizer. Rechtsquellen, Kt. Bern, I 8, 2. H., Nr. 277 b, S. 789.

¹⁸⁾ A. a. O., Kt. Aargau, I 1, Nr. 337, S. 397.

¹⁹⁾ Hornberger a. a. O., S. 49, 230.

²⁰⁾ Sammlung Schweizer. Rechtsquellen, Kt. Aargau, I 2, Nr. 42, S. 85.

²¹⁾ Wilhelm Ebel, Der Bürgereid, Weimar 1958.

²²⁾ Vgl. auch Scheyhing a. a. O., S. 134, Nr. 43, und dort zitierte Literatur.

²³⁾ Bader a. a. O., S. 319. Grimm a. a. O., III, S. 254.

²⁴⁾ Sammlung Schweizer. Rechtsquellen, Kt. Bern, I 8, Nr. 277 b, S. 789.

Biechlbad oblag diese Aufgabe den Dorfmeistern²⁵⁾. In Süddeutschland wurden nicht selten die Eide der Schäfer vor den Schäferzünften abgelegt. In Württembergischen Schäferzünften wiesen sich die jungen Schäfer als rechte Schäfer aus, dann wurde der ganzen Versammlung die herzogliche Schäferordnung vom Jahre 1651 verlesen, worauf die jungen Schäfer auf den Schäfereid verpflichtet wurden²⁶⁾. Dieser war keineswegs ein bloßer Zunfteid, sondern ein sehr umfassender Berufseid²⁷⁾. In den Städten kommt auch der Rat der Stadt als Eidnehmer in Frage.

Über die Form, in welcher der Hirteneid zu leisten war, ist wenig überliefert. Nach dem Augsburger Stadtrecht, Art. 35, von 1276 wird der Eid auf den Hirtenstab geleistet²⁸⁾, wobei es sich im konkreten Fall allerdings nicht um einen promissiorischen Eid handelt. Der Hirtenstab, auch Abzeichen des Hirten, wird zuweilen bei der Verleihung des Amtes förmlich übergeben²⁹⁾. Ein Beispiel für die Eidesformel findet sich im schwäbischen Weistum von Huisheim. Danach soll der Angestellte „uf heben sein gerechte hand und seine drei finger, und sol man ime den aid geben wie nach volgt: als mier ietund vorgelesen und mit worten beschaiden bin, das ich demselben getrulich und ungifarlich nach meiner pesten verstantnusz volg thun wölle, das helf mier gott und alle seine hailigen“³⁰⁾.

Auffallend ist, daß der Hirteneid vor allem in städtischen Rechtsquellen begegnet, wo man den Hirten in die städtische Ämterordnung einreichte, so daß er wie andere Inhaber der Stadtämter einen Amtseid abzulegen hatte. Aus diesem Einbezug des Hirten in die städtische Ämterhierarchie wird aber auch die enge Verflechtung städtischen Lebens mit Viehwirtschaft deutlich.

In rechtlicher Beziehung kann man sich fragen, ob diese Versprechenseide³¹⁾ der Hirten bloß eine schon vorhandene

²⁵⁾ Österr. Weistümer, III 2, Nr. 27, S. 133 f.

²⁶⁾ Hornberger a. a. O., S. 49.

²⁷⁾ A. a. O., S. 229 f.: Wortlaut des „Schäfer-Aydt“.

²⁸⁾ Christian Meyer, Das Stadtbuch von Augsburg, Augsburg 1872, S. 101 ff. Auch Donzdorf 1600 (Wttbg. Rechtsquellen I, S. 792).

²⁹⁾ Württemberg. Vierteljahresh. 1884, S. 220. Der Hirtenstab spielt auch sonst im Hirtenrecht eine Rolle, z. B. bestimmt 1536 die Öffnung von Töss (Zürich): Wenn der Hirte ein Stück Vieh verliert, soll er das „zu hus und hof“ verkünden und eine Suchaktion einleiten; wenn er aber niemanden als Hilfe findet, soll er „sin rut“, d. h. seinen Hirtenstab, „zu wortzeichen“ an die Haustüre des abwesenden Vieheigentümers stellen (Jacob Grimm, Weistümer, I, S. 134 f.). Der Stab zu den Rindern, zu den Schafen, zu den Schweinen wird auch gleichbedeutend gebraucht wie „Hirt“ (Grimm a. a. O., IV, S. 266).

³⁰⁾ Grimm, Weistümer, VI, S. 235.

³¹⁾ Vgl. die Literatur hiezu bei Gerhard Dilcher, Eid, im: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte I, 4. Lief., Berlin 1967, Sp. 870.

Verpflichtung bestärken im Sinne der Theorie von der Unterscheidung von Schuld und Haftung, wie sie vor allem Gierke vertreten hat ³²⁾. Der Eid wäre danach bloß ein formales Haftungsgeschäft, das die Schuld nicht begründete, sondern lediglich sicherte. Aus dem mittelalterlichen Rechtsdenken aber ist doch eher zu schließen ³³⁾, daß der Schwur das eigentliche Mittel war, um sich zu binden, das heißt, daß für den Hirten die Eidesablegung der konstitutive, pflichtbegründende Akt war.

Der Bruch des Hirteides mußte allgemein wie beim Eid als Meineid angesehen werden, worauf das Mittelalter und die ihm folgende Zeit spiegelnde Strafen wie Verlust der Schwurhand oder der Schwurfinger und daneben eine Vielzahl nach Art des Vergehens abgestufter Strafen androhte ³⁴⁾. Beim Hirten wird man wohl nicht bei jeder Amts- und Pflichtverletzung einen Eidbruch ³⁵⁾ gesehen haben, so daß die Ahndung in Buße, Lohnabzügen, Schadenersatz, gelegentlich vielleicht auch in körperlicher Züchtigung erfolgt sein mag. Im Spätmittelalter konnte die Verletzung beschworener Amtspflichten auch Ehrenminderung und Amtsverlust nach sich ziehen ³⁶⁾.

II.

Neben dem Versprechenseid des Hirten erscheint ein assertorischer Eid, ein Wahrheitseid, den der Hirt ablegt, in dem er die Richtigkeit behaupteter und bereits eingetretener Tatsachen beschwört. Bereits seit dem 13. Jahrhundert hören wir von solchen Wahrheitseiden.

Schädigt ein Vieh das andere durch Lähmung, Treten oder Beißen und wird der Hirte deswegen vom Vieheigentümer beschuldigt, gibt das Landrecht des Sachsenspiegels zwischen 1220

³²⁾ Otto von Gierke, Schuld und Haftung, Breslau 1910, S. 132 f., 136 f. Die Auffassung Gierkes wird auch von Könncke a. a. O., S. 436, für den Eid des Gesindes beim Abschluß des Dienstvertrags übernommen.

³³⁾ Vgl. Adalbert Erler, Bürgerrecht und Steuerpflicht im mittelalterlichen Städtewesen mit besonderer Untersuchung des Steuereides, Frankfurt 1935, S. 55 f., 64 ff.

³⁴⁾ Rudolf His, Das Strafrecht des deutschen Mittelalters, II, Leipzig 1935, S. 9 ff., 69 f.; R. Loening, Der Vertragsbruch, 1876, S. 521 ff.

³⁵⁾ Die mittelalterlichen Quellen enthalten keine scharfe Trennung zwischen Meineid und Eidbruch als Verletzung eines promissiorischen Eides, beide Begriffe werden nebeneinander verwendet (Maria Th. Wüstendorfer, Das Bairische Strafrecht des 13. und 14. Jhdts., München 1942, S. 163; Fritz Koller, Der Eid im Münchener Stadtrecht des Mittelalters, München 1953, S. 94).

³⁶⁾ Vgl. Adalbert Erler, Ältere Urteile des Ingelheimer Oberhofes, I, Frankfurt a. M. 1952, Nr. 423, S. 195; Guido Kisch, Leipziger Schöffenspruchsammlung, I, Leipzig 1919, Nr. 388, S. 272.

bis 1235 dem Hirten die Möglichkeit, einen Eid zu schwören, daß er unschuldig sei, und ein bestimmtes Vieh den Schaden verursacht habe³⁷⁾. Deshalb lehnt der Hirte in der Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels seine Keule an den Reliquienständer. Textgemäß beschwört er seine Aussage, nachdem der Eigentümer des geschädigten Tieres ihm die Schuld (durch den Fingerzeig) beigelegt hat³⁸⁾.

Das Eisenacher Rechtsbuch aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lehnt sich an den Sachsenspiegel genau an, wenn es in Buch III § 56 folgende Bestimmung enthält: „Gelemit eyne vihe daz andere vor dem herten adir wirt getred adir gebissin, und beschuldigt man den herten darumme, der herte mucz bewisen daz vihe, daz den schadin gethan had, und swerin zcu den heiligen, daz das vihe den schadin gethan hat“³⁹⁾. Wenn ein Vieh ein anderes vor dem Hirten lähmt, tritt oder beißt, und der Hirte deswegen beschuldigt man den herten darumme, der herte mucz bewisen daz Schaden verursacht hat und zugleich auf die Reliquien schwören, daß dieses Vieh den Schaden verursachte. So kann sich der Hirte von seiner Schadenersatzpflicht befreien. Nach § 57 aber kann der Hirte diesen Reinigungseid nicht leisten und wird schadenersatzpflichtig, wenn einer den Hirten sofort mit dem Zeugnis zweier Männer beschuldigt, daß er ein Vieh nicht heimgebracht habe.

Der Entlastungseid der Hirten geht auch in die Weistümer ein, wofür das Weistum von Straßhofen bei Wiener Neustadt aus dem Jahre 1499 ein gutes Beispiel bietet: der Hirte, der aus seiner Herde ein Stück Vieh verloren hat, muß sich vor der Gemeinde, welcher der Viehbesitzer angehört, rechtfertigen. Da es für den Hirten in seiner Einsamkeit keine Zeugen gibt, muß er die Wahrheit seiner Aussage beschwören, womit sich der Viehbesitzer zufrieden geben muß. Der Hirt leistet den Schwur auf seinen „Knüttel“, den Hirtenstock. Leopold Schmidt weist darauf hin, daß der Schwur auf den Knüttel ganz dem Schwur auf die Waffe entspreche, der bei den Kriegern verschiedener Zeiten und Völker üblich war⁴⁰⁾. Eid und Gelübde auf den Stab (des Richters) sind

³⁷⁾ Sachsenspiegel, Landrecht, II 54, § 5 (Germanenrechte NF., Land- und Lehnrechtsbücher, Sachsenspiegel, hsg. von Karl August Eckhardt, Göttingen 1955, S. 174).

³⁸⁾ Vgl. Karl von Amira, Die Dresdner Bilderhandschrift des Sachsenspiegels II, 1. Teil, Leipzig 1925, S. 419 f.

³⁹⁾ Germanenrechte NF., Abt. Stadtrechtsbücher, Bd. 3; Eisenacher Rechtsbuch, bearbeitet von Peter Rondi, Weimar 1950, S. 170, 172.

⁴⁰⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. I, Horn 1966, S. 155 f.

aber im Rechtsleben immer wieder überliefert ⁴¹⁾. Daneben aber wird, wie wir gesehen haben, der Eid vielfach auf Reliquien geleistet, d. h. die Eidesworte werden gesprochen, während der Eidleistende Heiligenreliquien berührt ⁴²⁾.

Der Eid, wie er uns hier begegnet, gehört in die Reihe gerichtlicher Eide und ist ein sogenannter Entscheidungeid, der die endgültige Feststellung der Behauptung des Hirten enthält und damit das gesamte Verfahren beendet. Ferner ist er ein Unschuldseid, der die rechtsförmliche Verneinung der Klagebehauptung durch den beklagten Hirten darstellt. In einem Leipziger Schöffenspruch wird dieser Eid des Hirten ausdrücklich als rechtsgültig anerkannt ⁴³⁾.

III.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß nach alter deutscher Rechtsauffassung der unbescholtene Bürger eidesfähig ist und daß der Eid geradezu als Zeichen der vollen Rechtsfähigkeit erscheint. Das läßt nicht nur einen Rückschluß auf die Rechtsstellung der Hirten zu, sondern auch auf ihre soziale Stellung: der Hirte ist voll rechtsfähig, da er Eide ablegen darf ⁴⁴⁾; der Besitz voller Rechtsfähigkeit aber gliedert ihn auch ins soziale Gefüge ein.

Eidfähig ist auch der Schäfer, obwohl er seit dem Spätmittelalter im Bereich des städtischen Handwerks- und Innungswesens zusammen mit einer Reihe anderer Berufe als „Unehrlicher“ erscheint ⁴⁵⁾. Dabei aber hat diese „Unehrlichkeit“ die Rechtsfähigkeit des Schäfers nicht berührt, und die seit dem Augsburger Reichstagsabschied Kaiser Karls V. aus dem Jahre 1548 sich bis 1737 wiederholenden Ehrlichspredungen bestimmter Berufe nennen

⁴¹⁾ Karl von Amira, Der Stab in der Germanischen Rechtssymbolik, München 1909, S. 89 ff.; Eberhard von Künßberg, Schwurgebärde und Schwurfingerdeutung, Freiburg i. Br. 1961, S. 21.

⁴²⁾ Vgl. Philipp Hofmeister, Die christlichen Eidesformen, München 1957, S. 26 ff., 95. Gercksheim 1488 (Fränk. Bauernweistümer Nr. 12, S. 37).

⁴³⁾ Kisch a. a. O., I, Nr. 388, S. 272.

⁴⁴⁾ Die Befreiung der Hirten vom Gerichtsding in den Weistümern (Grimm, a. a. O., II, S. 220, 223, 215, 370 f., 378, 444) und von der Heerfolge (Karl Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, I 1, Leipzig 1886, S. 524; Otto Könnicke, Rechtsgeschichte des Gesindes in West- und Süddeutschland, Marburg 1912, S. 380) beruhte auf Dispens wegen der Unabkömlichkeit der Hirten und hat mit der Rechtsfähigkeit nichts zu tun.

⁴⁵⁾ Darüber die einläßlichen Ausführungen von Jacobeit a. a. O., S. 172—224. Vgl. auch Adalbert Riedl, Die Hirtenzunft im Burgenland, Eisenstadt 1962, S. 31 f.

den Schäfer immer an erster Stelle ⁴⁶⁾. Zudem galt der Schäfer nicht überall als unehrlich, wobei hier die Unehrllichkeit nicht eine moralische, sondern eine soziale Kategorie ist und eine nicht konsequent untersuchte landschaftliche Differenzierung zu beobachten ist ⁴⁷⁾. Vor allem aber scheint gerade der Eid, den die Schäfer wie andere Hirten zu leisten befugt oder verpflichtet sind, ihre volle Rechtsfähigkeit anzudeuten.

⁴⁶⁾ Jacob e i t a. a. O., S. 223.

⁴⁷⁾ Karl S. K r a m e r, Ehrliche/unehrliche Gewerbe (Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, 4. Lief., Berlin 1967, Sp. 855 f.). Vgl. auch W. D a n c k e r t, Unehrlliche Leute, Bern/München 1963.

Vom mythischen Vogel zur Sparbüchse

(Mit 2 Abbildungen)

Von Margit Gröhs l

Den Besuchern des Museums der Ersten österreichischen Spar-Casse wird die buntbemalte Sparbüchse in Gestalt eines Hahnes aufgefallen sein (siehe Abbildung 1). Dieses Motiv finden wir in der farben- und formfreudigen Volkskunst Portugals sehr häufig. Von diesem westlichen Vorposten ausgehend, wollen wir einen kleinen Streifzug durch die geographischen, geschichtlichen und vorstellungsmäßigen Grundlagen dieses „nützlichen“ Vogels unternehmen.

In Europa sind es vor allem zwei Zentren, die durch ihre Huhn- und Hahnverehrung bekannt sind. Diese liegen einerseits im alten keltischen Gebiet und andererseits im osteuropäisch-slawischen Raum ¹⁾.

Obwohl die Tierform bei den Sparbüchsen erst im 17. Jahrhundert in unserem Bereich auftaucht ²⁾, reichen die Vorstellungen darüber nachweislich weiter zurück. Innerhalb ähnlicher und verwandter Vogelarten findet keine strenge Trennung statt. Hahn und Henne sind nicht immer deutlich unterschieden.

Die Grundlagen für die mythische Vorstellung um die Gestalt des Hahnes sind einmal die Eigenschaften des Tieres an sich, die den Menschen aufgefallen sind, und zum anderen ihre symbolische Übertragung ³⁾. Zunächst besitzt der Hahn die anziehende und eine selbst innerhalb der Vogelwelt außergewöhnliche, farbenfreudige Gestalt. Durch die Eigenschaft der Überwindung der Schwerkraft versinnbildlicht der Vogel an sich die uralte Sehnsucht der Menschheit zu fliegen ⁴⁾. Der Hahn im speziellen gilt als Symbol der Wachsamkeit, der Fruchtbarkeit, des Erntesegens, der Fürsorge für die Familie und deren Zukunft. Klar tritt hier der Grund dafür zutage, warum Sparbüchsen in vielen Gegenden die Form eines

¹⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin und Leipzig 1927 bis 1942, Bd. III, Spalte 1331; im weiteren zitiert als HDA.

²⁾ Tyll Kroh a, Sparbüchsen ein Brevier, Braunschweig 1959, S. 26.

³⁾ HDA, Bd. III, Spalte 1325 ff.

⁴⁾ HDA, Bd. VIII, Spalte 1673 ff.

Hahnes erhalten. Er spielt auch eine große Rolle bei den Brauch-
tümern um Hochzeit, Feste des Jahreslaufes wie Neujahr, Ostern,
Pfingsten und bei anderen Höhepunkten des naturverbundenen
Lebens⁵⁾. Als sichtbaren Ausdruck dieser Beziehungen können die
Festtagsgebäcke in Form eines Hahnes, einer Henne und anderer
Vogelgestalten angesehen werden⁶⁾. Der Hahn ist auch ein be-
liebter Preis bei volkstümlichen Geschicklichkeitsspielen der
Jugend.

Und wer einmal Hahn und Henne eifrig nach Körnern suchend
beobachtet hat, wird verstehen, daß gerade dieser Vogel als Sym-
bol für die erwünschte Mehrung eines anvertrauten Gutes ver-
wendet wird. In diesem Sinne ist er auch in Märchen, Sagen und
Mythen vieler Völker eingegangen und gilt dort als Behälter wert-
voller Güter⁷⁾.

Angefangen von den Hühnern, die goldene Eier legen, oder
von der goldenen Henne mit den 12 Kücken, reicht dieses Motiv
bis hinüber in die Südsee „Es wohnen zwei Hähne auf den beiden
entgegengesetzten Bergen des Horizontes. Im Osten erhebt sich der
Berg des armen Hahnes, im Westen steht der des reichen Hahnes,
der einen Menschenkopf hat und Gold ausbrütet, so daß der Berg
unter ihm immer reicher wird“ (indonesisches Märchen⁸⁾). Wie
stark solche alte Überlieferungen nachwirken, beweist eine bron-
zene Sparbüchse im Museum der Ersten österreichischen Spar-
Casse, die aus der Barockzeit stammt. Sie hat die Form eines Krüg-
leins, dessen Deckel als Hahnenkopf ausgebildet ist und dessen
Vorderseite ein menschliches Gesicht zeigt (siehe Abbildung 2).

Durch sein begeistertes Begrüßen des jungen Tages und als
Künder des Lichtes, steht der Hahn bei vielen Völkern in enger
Beziehung zur Sonne. Die Portugiesen, deren beste Söhne so oft
der goldenen Sonne nachsegelten, um neue Welten zu entdecken
(Vasco da Gama, Magalhaes), haben eine besondere Vorliebe für
den tapferen und lebensvollen Hahn. In vielen Fabeln Portugals
erscheint er auch als wahrsagendes Tier⁹⁾.

An den Originalstücken im Museum der Ersten österreichi-
schen Spar-Casse läßt sich auch hinsichtlich der Farbgebung eine

⁵⁾ Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Oswald A. Erich und
Richard Beitzl, Stuttgart 1955, S. 286; Hans Strobel, Bauernbrauch im
Jahreslauf, Leipzig 1938, passim.

⁶⁾ Ernst Burgstaller, Österr. Festtagsgebäck, Wien 1958, Abbil-
dung Tafel XI, XII, XIII, XIV, XV, XVII.

⁷⁾ Karl v. Spieß, Marksteine der Volkskunst, 1. Teil, Berlin 1937,
S. 168 ff.

⁸⁾ Ernst Fuhrmann, Das Tier in der Religion, München 1922, S. 32.

⁹⁾ Mündliche Auskunft Frau Pinho, Portugies. Botschaft, Wien I.

starke Beeinflussung von den Prinzipien des Lebens und der Sonne her bemerken. Das kraftvolle Rot im Kamm des lebenden Hahnes, wie auch das Rot der ornamental aufgesetzten Herzen auf dem ausgestellten, Hahn versinnbildlichen blutvolles Leben.

Von Portugal ausgehend breitet sich das Hahnsymbol über Spanien, Frankreich (man denke an den gallischen Hahn), über Italien, Jugoslawien, Deutschland, Österreich bis nach Ungarn und in die Slowakei aus. Von allen diesen Ländern sind Belegstücke in dem obgenannten Museum zu sehen. Von außereuropäischen Ländern besitzt das Museum schöne Vergleichsstücke aus Columbien, Costarica, Mexiko und Indonesien, jenem Lande, aus dem das Märchen vom goldbrütenden Hahn stammt.

Der Formwille des Menschen greift stets auf alte Gestalten und Motive zurück, wenn es darum geht, der Verkörperung einer Sehnsucht oder eines Wunsches Ausdruck zu verleihen.

Die große Zahl der ausgestellten Sparbüchsen sind ein Beweis dafür, daß das Verlangen nach Vermehrung des redlich erworbenen Eigentums schon seit alter Zeit Gestalt angenommen hat.

Chronik der Volkskunde

Wert und Wirkung der Volkstraditionen

Die Görzer Kulturbeggnung 1968

Die mitteleuropäische Kulturbeggnung, zu der in diesem Jahr die Zeitschrift „Iniziativa Isontina“ unter dem Patronat der Region Friaul-Julisch Venetien und der italienischen UNESCO-Kommission bereits zum dritten Mal nach Görz eingeladen hatte, stand diesmal unter dem Thema: „Wert und Wirkung der Volkstraditionen.“

Fachleute auf dem Gebiet der Volkskunde, der volkstümlichen Literatur, Musik und bildenden Kunst aus Deutschland, Italien, Jugoslawien, der Tschechoslowakei und Österreich hatten sich zusammengefunden, um aus der Darlegung der Idiome populärer Kultur in den einzelnen Ländern das Verbindende herauszufinden. Schon die Ergebnisse der beiden vorausgegangenen Görzer Begegnungen, die 1966 der Lyrik und 1967 der Erzählkunst gewidmet waren, haben bewiesen, daß die Kulturlandschaft Mitteleuropa intakt geblieben ist und ihre geistige Einheit, deren staatspolitische Voraussetzungen heute nicht mehr gegeben sind, sich trotz verschiedener politischer Systeme bewahren konnte. Die gemeinsamen historisch-geographischen Gegebenheiten dieser Länder wurden durch die Thematik der diesjährigen Begegnung noch mehr als bei den vorausgegangenen ins Treffen geführt.

Der deutschsprachige Begriff der „Volkskunde“ ist in unserem Bewußtsein mit jenem der „Volkstumspflege“ eng verbunden. In gewissem Sinne ist auch dieser Wissenschaftszweig dem Bestreben erwachsen, den Bestand des eigenen Volkstums zu sichern und vor „fremden“ Einflüssen zu bewahren. Es ist daher auch kein Zufall, daß der erste Lehrstuhl für „Deutsche Volkskunde“ 1919 in Prag errichtet worden ist, als noch die Deutschen Böhmens und Mährens im Verband der jungen tschechoslowakischen Republik lebten. Der Terminus „Volkskunde“, der zum ersten Mal von Wilhelm Heinrich Riehl („Zur Volkskunde der Gegenwart“, 1858) angewendet wurde, unterscheidet sich von dem englischen „Folklore“ wesentlich durch Bedeutung und Umfang, die hauptsächlich Dichtung und Brauch einbezieht. Die italienische „Storia delle tradizioni popolari“ (Geschichte der Volkstraditionen) hat wohl die gleiche Kapazität wie die deutsche Volkskunde, doch ist ihre Ausrichtung von jeher eine rein wissenschaftliche geblieben.

Die heutige Stellung der deutschen Volkskunde ist aus dem Bestreben zu verstehen, ihre Belastung durch die Volkstumspflege abzustreifen. Daß sie dadurch Gefahr läuft, in andere Extreme zu verfallen, ist aus der Situation gegeben, nämlich sich der Anthropologie unterzuordnen und für ihre Ergebnisse eine rigorose Wertfreiheit anzustreben. Dazu kommt noch, daß die Volkstumspflege damit nicht aufgehoben wird, sondern Kräften überlassen bleibt, die von ihrer Präparation her dazu nicht legitimiert erscheinen.

Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß die fühlbare Verringerung des soziologischen Gefälles als Folge der schnellen gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten eine klare Grenzziehung zwischen der „Volkskultur“ und der sogenannten „Kunstkultur“ nicht mehr ermöglicht.

Aber wie jede Epöche ihren Beitrag zur Bildung von Traditionen geleistet hat, ist auch unser technisches Zeitalter der „Konsumgesellschaft“ dabei, eine eigene Tradition zu schaffen. Die historische Darstellung des gemeinschaftsgebundenen Menschen „in Wort, Werk und Handlung“ wird wohl gerne dazu verleiten, die früheren Zustände als die glücklicheren anzusehen, doch ist es müßig, diese in unsere Zeit mit ihren völlig anders gearteten sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen projizieren zu wollen. Diesen Problemstellungen waren auch die Ausführungen der einzelnen Referenten gewidmet.

Ina Maria Greverus (Marburg an der Lahn) wies in ihrer „Faktorenanalyse nostalgischer Dichtung als Beitrag zur Erkenntnis menschlicher Territorialität“ darauf hin, daß wir seit der Zeit eines Vico, Rousseau, Herder und schließlich in der Romantik gewohnt sind, in dem Gegensatz „hie Volkskultur — hie Kunstkultur“ zu denken. „Daraus resultierte schließlich — in Verkennung der Intentionen dieser großen Denker — nicht nur der Verlust eines Gesamtbildes, sondern auch eine Fächerspezialisierung, die diesen Trennungsstrich akzeptierte und sich weitgehend nur den vom Menschen abgelösten Werken als Studienobjekten widmete.“

Auf das eigentliche Thema ihres Referats eingehend, lehnte Ina Maria Greverus ab, den Menschen, der als kulturelles Wesen erkannt werden soll, von vornherein auf das Piedestal des Nur-Menschlichen zu stellen, und forderte, ihn zunächst in die allgemein biologischen Bedingungen einzuordnen, über denen sich die kulturellen Leistungen als nur menschlich mögliche Modifikationen erheben.

Auch der Münchner Germanistin Inga Schmidt erschien es in ihren Untersuchungen über „Grenzen und Zusammenhänge zwischen Volks- und Kunstdichtung“ wesentlich, die bisher als gültig angesehene Antithese „Volkskultur und Kunstkultur“ einer Revision zu unterziehen, hielt es aber für angebracht, die Schattierungen zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung, wo immer dafür Methoden gefunden werden können, nach ihren Stilwerten zu beurteilen.

Mit den neuen soziologischen Gegebenheiten befaßte sich Rudolf Schenda von der Universität Tübingen in seiner realistischen Darlegung „Kunstdliteratur und populäre Lesestoffe“. Er ging von der Tatsache aus, daß die seit dem vergangenen Jahrhundert in Volksbibliotheken aufgestellten Statistiken zeigen, wie wenig Interesse für die großen Dichter der Nation besteht und daß Heimatromane, Abenteuergeschichten, Erotika und Sensationsberichte weit beliebter sind. „Die Masse der Lesestoffproduktion wird heute bekanntlich nicht in den Buchhandlungen, sondern am Kiosk gekauft.“ Aus diesen Tatsachen will Schenda erkennen, daß die Produzenten- und Konsumentengruppen soziologisch gesehen immer weiter in eine Literaturelite und in ein Literaturproletariat auseinanderklaffen, während in früheren Jahrhunderten die Trennung zwischen den beiden Literaturschichten geringer gewesen sei. Besonders wies er auf das Phänomen hin, daß in Italien einige klassische Autoren auch populäre Autoren geworden sind oder zumindest in populären Bearbeitungen ihre Bücher große Verbreitung erlangt haben, wie Dante, Ariosto, Boiardo, Pulci und Tasso.

Giovanni Battista Bronzini, der Ordinarius für Geschichte der Volkstraditionen an der Universität Bari, sprach in seinem grundlegenden Referat über „Nationalismus und Europäismus der italienischen Volkspoese“ die Hoffnung aus, daß in unserem Jahrhundert eine Identität zwischen Volks- und Kunstdichtung erreicht werden könne. Er befaßte sich eingehend mit der Romantik und ihrer Stellung zur Volksdichtung, setzte sich mit der antiromantischen Reaktion um die Jahrhundertwende auseinander sowie mit Benedetto Croce und Antonio Gramsci. Gramsci's Beobachtung, daß in vielen Sprachen die Begriffe national und volkstümlich als synonym angesehen werden können, ging er besonders ein, während im Italienischen das Wort „national“ eine begrenzte ideologische Bedeutung besitzt, da in Italien niemals die lebensfremde und abstrakte Tradition der intellektuellen Kaste von einer starken populären nationalen Bewegung aus den unteren Schichten gebrochen werden konnte.

Bronzini brachte für die übernationalen Zusammenhänge in der Volkliteratur als Beispiel die Ballade im Zeitraum vom 13. bis 16. Jahrhundert, die als zwischenvölkische Kunstart sich weit über verwandte und nicht verwandte Sprachgruppen erstreckte. Er zitierte dann wörtlich den aus Österreich stammenden und seit kurzem an der Universität München wirkenden Volkskundler Leopold Kretzenbacher: „Auch die Volksdichtung dieses Raumes der deutsch-slawischen Grenzlandschaften in den Südostalpen ist ein Teil der gesamteuropäischen Volkspoese, nicht nur der deutschen und slawischen Volksdichtung. Nur daß sie ihre Schwerpunkte anderswo hat als andere Volkskulturlandschaften in Europa und daß die Gründe dieser andersartigen Schwerpunktbildung eben mit kulturhistorischen Methoden erfaßt werden müssen.“ Daran schloß Bronzini die Feststellung, daß auch die italienische Volkspoese einen Zweig der europäischen darstellt, wenn auch der hauptsächlichste Teil von ihr, die episch-lyrische Dichtung, ihren Schwerpunkt in der westlich romanischen Welt, vor allem in Frankreich besitzt.

Diese Ausführungen zu der italienischen Volksdichtung wurden von drei Mitarbeiterinnen Prof. Bronzinis auf weiteren Teilgebieten der italienischen Volkskunde ergänzt.

Elsa Miranda sprach über das Thema „Die Fortuna in der gelehrten und volkstümlichen Literatur des Mittelalters“ und gab dabei eine klare kulturhistorische Analyse der Volkskultur im 14. Jahrhundert im Sinne eines gegenwärtigen sozialen und politischen Bewußtseins. Anna Maria Arces widmete sich den „Historischen und künstlerischen Aspekten der volkstümlichen Keramik in Apulien“, einem der interessantesten und kennzeichnendsten Zweige der Volkskunst in dieser italienischen Region. Damit konnte ein wesentliches Zeugnis der historischen und stilistischen Entwicklung des Kunsthandwerkes in Apulien gegeben werden, das auch heute noch, wenn auch eingeschränkt, lebendig ist und die Kraft besitzt, sich den Forderungen einer modernen Einstellung anzupassen.

Anna Maria Tripputi sprach über die Votivbilder aus der Gegend von Bari. Anhand von 400 Exemplaren konnte sie die Spontaneität der Darstellung und das unverändert gebliebene ehrfürchtige Staunen vor dem dargestellten Wunder durch alle Zeiten feststellen. Dieses gilt in gleichem Maße für die in unserer Zeit oft schon mit Einbeziehung der Fotomontage entstandenen Votivbilder. Ein Beweis, daß sich diese Art religiösen Brauchtums auch in einer neuen Zivilisation bewahren konnte.

Das Hauptreferat zum Thema Volksmusik hielt Franz Eibner, der Leiter des Institutes für österreichische Volksmusikforschung an der Wiener Musikakademie. Am Beispiel der österreichischen Folklore erörterte er die Bedeutung der Volksmusik und ging dabei sowohl von der Lebendigkeit, die auch heute der klassischen Musik zugesprochen werden kann, als auch davon aus, daß die österreichische Volksmusik eine der wesentlichen Voraussetzungen für die epochale Leistung Joseph Haydns und der Wiener Klassik bildet. Eibner stellte fest, daß Musik nicht allein die Lebensäußerung des Musikers, des Künstlers, des Gebildeten, sondern der Menschen schlechthin ist: ihre totale Integration kann ohne Volksmusik gar nicht geleistet werden. Denn nur diese respektiert jene Grenzen, innerhalb derer sich eine aussagekräftige Kunst bewegen muß, welche die Gesamtheit des Volkes umfaßt.

Anhand von Musikbeispielen und gestützt auf die Forschungen und Ergebnisse Heinrich Schenkers trat Eibner den Beweis an, daß in der Epoche der musikalischen Klassik eine des höchsten künstlerischen Ausdrucks fähige Sprache mit der musikalischen Sprache des Volkes identisch gewesen ist. „Nicht anders wie Höchstleistungen der National-Literaturen aus der Sprache der Nation hervorgehen. In der klassischen Musik wurde aber in dieser Fundierung noch viel umfassenderes erreicht, als in der Literatur! Denn Weltliteratur wird nur durch die tätige Anteilnahme von Dichtern Wirklichkeit, die sich der Übersetzung von Meisterwerken widmen. Klassische Musik ist, besonders in der absoluten Musik und im Tanz, ganz aus sich selbst schon Weltliteratur.“

Annette Thomas sprach über Volksmusik im kirchlichen Raum und ging davon aus, daß das religiöse Volkslied in der Volkssprache redet, was nicht immer eine mundartliche Diktion zur Voraussetzung hat, und brachte dabei den Vergleich mit den „Krippen“, die ebenfalls das historische Geschehen der Heiligen Schrift in die heimatliche Umwelt hereinholen.

Annette Thomas wies angesichts der Bemühungen seit dem II. Vatikanischen Konzil hin, auf der einen Seite die Messe liturgisch zu gestalten und auf der anderen der Volkssprache alle Türen zu öffnen, wie aktuell die Frage des religiösen Volksliedes ist, das ja nichts anderes als Volkssprache bedeutet.

Zum Thema der Volksmusik nahmen weiter Wolfgang Suppan vom Deutschen Volksliedarchiv („Methoden und Ergebnisse der Archivierung von Volksmusik“), Karl List vom Bayrischen Rundfunk in München („Das Volksmusikarchiv des bayrischen Rundfunks“) und der Komponist Don Giuseppe Radole („Istrianische Hochzeitslieder“) Stellung.

Einen interessanten Bericht konnte Niko Kuret vom Slovenischen Institut für Volkskunde über die Tätigkeit der volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft „Alpes Orientales“ geben, die vor 12 Jahren gebildet wurde. Sie ist dabei von ähnlichen Überlegungen geleitet worden wie die Initiatoren der Görzer Kulturbegegnungen. Im Raum der Ostalpen sind Romanen, Germanen und Slawen zusammengetroffen. Die neu hinzugekommenen Völker überlagerten die ältere altsiedlerische Schicht. In der Volkskultur formten sich so oft recht verschiedene Elemente zu einem neuen Ganzen. Dieses Ganze systematisch zu erforschen und dabei alle vorhandenen ethnischen Teile als gleichberechtigt und gleich wichtig zu beachten, hat sich diese freie Arbeitsgemeinschaft der ostalpinen Volkskundler zur Aufgabe gesetzt. Die Problemstellungen, die sich aus

der Begegnung der alpinen, mediterranen und pannonischen Kulturregionen Sloweniens ergeben, wurden von Vilko Novak von der Universität Laibach näher ausgeführt. Er wies auf die Eigenart hin, daß in Gegenden, die an eine andere Nation grenzen oder deren Einwohner als nationale Minderheit in einem Nachbarstaat leben, fremde Kultureinflüsse sehr stark sind. Aber gerade in solchen Grenzgebieten bewahren sich auch alte Kulturzustände und mit ihnen ihre ausgeprägte nationale Eigentümlichkeit, wie das bei den Slowenen in Italien, Kärnten und Ungarn zu beobachten ist.

Wenn sich gegenwärtig die Volkskunde in den slawischen Ländern eng an die Volkstumpfpflege anschließt, so vollzieht sich diese Entwicklung mit der Grundtendenz, die nationale Eigenständigkeit zu betonen. Eine Parallelität zu den völkischen Zielen der Volkskunde im deutschen Sprachraum vor 1945 ist nur scheinbar gegeben. Während diese noch tief in den romantischen Wunschbildern steckte, so ist jenen der Sinn für eine realistische Auseinandersetzung mit der Problematik der Gegenwart nicht abzusprechen.

Von dieser Seite her sind auch die Ausführungen der tschechischen Vertreter zu verstehen. Maria Kubotova hat ihre langjährigen Erfahrungen dargelegt, die sie bei der systematischen Sammlung der Märchen im Gebiet von Nordmähren erwerben konnte. Der künstlerische Ausdruck der einfachen Menschen enthält den ganzen Reichtum menschlicher Gefühle und Ideale. Sie wies vor allem auch darauf hin, daß sich in der letzten Zeit die tschechische Sprache von den „Versteinerungen“, die ihr früher durch Presse und Rundfunk auferlegt worden sind, befreit habe und daß auf diese Weise die Volkssprache wieder lebendig und rein geworden ist.

Heinrich Jasizcek setzte sich mit den neuen Ideen auseinander, die sich heute in der Tschechoslowakei die Regulierung und Erhaltung des Volkstums zum Ziele gesetzt haben.

Er wies auf die Gefahren hin, die seiner Meinung nach durch die modernistischen Strömungen im intellektuellen Leben der Volkskunst erwachsen. Er bezeichnete als Quelle der Kunst die Volkskunst, obwohl diese gegenwärtig im reinen Sinne des Wortes nicht gegeben ist. Eine Stilisierung derselben kann viel verderben, aber auch verschossenen Farben neuen Glanz verleihen. Der Regionalismus des Volkstums soll nicht zum Provinzialismus werden; wobei vorauszusetzen ist, daß der Begriff Region als das konkrete Hinterland für den Menschen verstanden wird. Sie ist die praktische Schule des Patriotismus und bewahrt vor geistlosen Zentralismus.

So hat sich durch die Mitteleuropäische Kulturbegegnung 1968 in Görz aus dem Geist dieser Stadt, die — wie der Bürgermeister Michele Martina in seinen Begrüßungsworten an die Teilnehmer betonte — am Kreuzungspunkt der Volkskultur der Italiener, Slowenen, Friauler und Deutschen liegt und darum ein lebendiges Museum des Volkscharakters und der Humanität Mitteleuropas darstellt, in der ihr gemäßen Atmosphäre vollzogen.

Damit wurde auch die Richtigkeit dieser Initiative unter Beweis gestellt, die nunmehr in eine entscheidende Phase der Entwicklung getreten ist. Die „Incontri Culturali Mitteleuropei“ stellen heute eine wichtige Instanz für die kulturellen Beziehungen in dem umrissenen Lebensraum dar. Sie sind bereits zu einem angesehenen Forum geworden, vor dem die Verantwortlichen des kulturellen Lebens ihren Standort darlegen und bestimmen können.

Walter Zettl, Rom

Das Österreichische Freilichtmuseum 1968

Das stattliche „Protokoll über die Jahreshauptversammlung des Österreichischen Freilichtmuseums am 25. September 1968“ liegt vor (49 Seiten, 13 Zeichnungen) und gibt wiederum Einblick in das Werden dieses großen, schwierigen Unternehmens. Trotz beträchtlicher finanzieller Schwierigkeiten ist dem Direktor dieser Neugründung, Viktor H. Pöttler, abermals die Aufsammlung und Wiedererrichtung mehrerer bäuerlicher Bauten gelungen. Der Waldgraben von Stübing füllt sich zusehends mit Bauten aus den verschiedenen österreichischen Landschaften und erscheint nunmehr auch schon durch ein eigenes Museumsgebäude, dem Sitz der Verwaltung usw. abgeschlossen. Gerade die Errichtung dieses Gebäudes hat dem Unternehmen freilich viel Sorge bereitet. Wenn man als Vertreter eines normalen Museums die Summen liest, die dafür aufgewendet wurden und die noch aufgewendet werden müssen, spürt man deutlich, daß man hier mit anderen Maßstäben mißt. Besonders einprägsam die Erörterungen darüber, welche Kosten eine Eisenbahnunterführung entstehen lassen wird, die künftighin für den Betrieb des Museums notwendig erscheint. Die anfangs und immer wieder erörterten Sorgen, ob das Gelände für dieses Freilichtmuseum wirklich glücklich gewählt war, können angesichts dieser Probleme nicht verstummen. Wenn eine solche Eisenbahnunterführung allein soviel kosten wird müssen, als das Budget normaler Museen in zehn Jahren beträgt, so wird man die Verantwortung dafür gern jenen überlassen, die sie nun einmal auf sich genommen haben. Die aber auch, wie der Bericht zeigt, dauernd bestrebt sind, das einmal angefangene Werk nun auch zu einem glücklichen Ende zu bringen.

Leopold Schmidt

Das Ötztaler Heimatmuseum

(mit 1 Abbildung)

Am 25. August 1968 wurde in Längenfeld mit großer Festlichkeit das erste Ötztaler Heimatmuseum eröffnet. Wie interessiert das Land Tirol, der Bezirk Imst und die fünf Gemeinden des Ötztals an der Entstehung dieses Objektes waren, zeigte die rege Anteilnahme der Festgäste. Gekommen waren: Landeshauptmann-Stellvertreter Prof. Dr. Prior, Frau Dr. Gritsch vom Denkmalamt; DDr. Kundratitz als Bezirkshauptmann und Kommerzialrat Adolf Walch als Bürgermeister von Imst; Schützenmajor Dr. med. Geiger aus Ötz mit einer Schützenabordnung aus jeder Talgemeinde; aus Umhausen NR. K. Marberger und ein Jungmädchenchor in Tracht; aus Längenfeld die starke Musikkapelle, ebenso Schützenmajor Leo Gstrein mit der ganzen Schützenkompanie, aus Sölden LA. Dr. Val. Falkner; die Bürgermeister aus drei Gemeinden, zahlreiche Gäste und viele begeisterte Einheimische.

Es war ein einmütiges Fest. Wir alle sind glücklich über den guten Anfang. Es war auch höchste Zeit mit dem Anfangsmuseum... wegen der neuen Zeit.

Das Ötztal im Westen Tirols bildet durch seinen interessanten, stufenartigen Aufbau einen zunehmend begehrten Anziehungspunkt für Gäste und Touristen. Beinahe ebene Talsohlen wechseln mit steilen Engpässen, die kaum für Straße und Fluß Platz geben. Da wuchtet eine riesige Wand auf, dort reichen Bergwiesen und Almen herunter ins Tal, an drei Stellen schäumen große Wasserfälle nieder, in Felsnischen und auf

Steinkanzeln liegen arme Bergdörfer, andere genießen in luftiger Höhe die Abgeschlossenheit eines stillen Eilandes, im Tal breiten sich Großdörfer aus, die auch häufig durch Murbrüche und Gletscherseen überschwemmt und verstümmelt wurden.

Bis vor dreißig Jahren war der Ötztaler nur Bauer. Er lebte karg, nüchtern und ernst, wie sicherlich alle Bewohner der Alpentäler. Aber selten ein Gebiet hat sich in zwanzig Jahren zu einem so veränderten Lebensstandard durchmühen können wie das Ötztal; und dies gerade dank seiner Steinriesen, seiner Waldpfade, seiner vormals nur für Schafe und Galtvieh benutzbaren Hochweiden, seiner einst gefürchteten Gletscher.

Wenn General Clausewitz vor 150 Jahren seherisch sagte, „an der Wende aller Zeiten stehen wir“, dann gilt dies jetzt besonders auch fürs Ötztal. Neues kommt herein, Neues steht auf, schießt empor... und das Alte... hat keinen „wirtschaftlichen Wert“, muß weichen, geht verloren.

Noch lebt die Generation, welche die alte und die neue Zeit umklammert, welche noch weiß um die Lebensweise unserer Väter. Sie weiß um Wert und Würde des Alten. Solches kann die neue Zeit nicht geben: Alter, Bewährung durch Jahrhunderte. Was mögen die Besitzer unserer ältesten Truhe in diese hinuntergelacht und -geseufzt haben seit 1579? Die Truhe war nacheinander Kleiderschrank, Speisekasten, Kornkiste und Hühnerstall... bis sie vom Ötztaler Heimatverein „errettet“ wurde. Von wieviel Armut, Unbeholfenheit auch, von Fleiß und Zufriedenheit zeugt nicht unser „kleiner Webstuhl“, dessen älteste Teile manche Holzkenner auf 450 und mehr Jahre schätzen. Er wurde wiederholt ausgebessert... nicht erneuert.

Noch sind die meisten Arbeitsgeräte und Gebrauchsgegenstände der alten Ötztaler aufzuspüren, bei einzelnen Stücken oder Teilen hat es schon Schwierigkeiten.

Wo fand unser kleines Heimatmuseum Platz? An einer schönen freien Stelle in Unterlängenfeld hat sich bis heute ein gemauerter Speicher für die Abgaben an die Grundherren aus dem Jahre 1665 erhalten. Das Denkmalamt für Tirol ließ diesen „Athesarch Kasten“ nicht abbrechen, sondern, wenn ihn die Gemeinde Längenfeld käuflich erwerben, wolle es ihn restaurieren lassen und dem Ötztal — Längenfeld liegt in des Tales Mitte — als ersten Anfang für ein Heimatmuseum übergeben.

So ist es gelungen, durch die Initiative des rührigen Obmanns im Heimatverein, Hans Haid, durch Unterstützung von seiten der Gemeinde Längenfeld mit ihrem schon anderwärts mit vielen Sorgen umlagerten Bürgermeister E. Kuen, dank der willigen Hergabe vieler Gegenstände durch besonders 4—5 Familien und durch die tätige Arbeit von Jos. Öfner, Is. Grießer und anderer unser Heimatmuseum als ein kleines Schmuckstück einzurichten.

Der obere Raum enthält beinahe geschlossen alle Verarbeitungsgeräte für den Flachsbaue. Der Flachs, im Ötztal „der Häär“ genannt, war für unsere Vorfahren durch Hunderte von Jahren die wichtigste Einnahmequelle, wie heute mehr für den Inneröztaler der Dienst am Fremdgast; bloß nicht so ertragreich war der Flachsbaue.

Der untere Raum beherbergt mehr ein Kunterbunt von Hausgeräten und Hausrat. Solange uns nicht größere Räume zur Verfügung stehen, kann schwerlich eine Trennung der Stücke nach besonderen Gesichtspunkten angestrebt werden.

Isidor Grießer

Altertümliche Maschinen im Bezirksmuseum Spittal an der Drau

(Mit 2 Abbildungen)

Im gleichen Tempo, als neue Maschinen verschiedenster Marken aufgestellt werden, sind die Spittaler Museumsleute in ihrer Freizeit dahinter, alte, hölzerne Arbeitsgeräte abzubauen und zur Schau zu stellen. Diesmal ist es eine alte Lohe-, Klee- und Knochenstämpfe von Rainer aus dem Silbergraben b. Oberdrauburg und ein Seitengatter (Venezianer) von Hias Pirker vlg. Eberl in Kremsbrücke.

Die hölzerne Volkstechnik durch Wasserkraft gehört zu den besonderen Sehenswürdigkeiten des Bezirksheimatmuseums, das sich rechtzeitig spezialisiert und kein Kopfzerbrechen hat, um jeden Preis der jetzt aktuellen Museums-Mode nachzukommen. Reichlich spät würde damit ein Gleichmaß an altem Rat, frisiert durch ausgeliehene Exponate, leider nur zur Fremdenbetreuung entstehen. Dies war auch Anlaß für die großen Museen, sich gegen die „Exponatitis“ (E. Auer in „Mitteilungsblatt österr. Museen“) und Nachbildungen zu verwahren. Die in Spittal gezeigten Großgeräte sind so riesig und für die jetzt übliche Heimschmückung so ungeeignet, daß sie weder in abmontierten Teilen, noch insgesamt als Andenken oder aus Leidenschaft gestohlen werden. Ihre Betrachtung kann also unbeaufsichtigt den vielen Bewunderern unserer „Erfindungen“ überlassen werden, wie überhaupt jegliches Arbeitsgerät von Dieben gemieden wird, eben, weil damit gearbeitet werden muß.

Zahlreich standen die Seitengatter in unseren Gräben. Der mächtige „Waschl“ (geripptes, walzenförmiges Mühlrad) in Apfelholzlagern und wassergeschmiert, hat durch den schwer geschmiedeten, in den Wellbaum (liegender Floderstock) schwertförmig eingekeilten „Werfel“ (Antriebskurbel) ein vielfaches hölzernes, ausgeklügeltes Gelenkgestänge zum Auf- und Abzug des „Gatters“ (Sägerahmens), des „Schubs“ und der Kappsäge getrieben. Die Wasserzuleitung geschah durch die „Rutschen“, einem breiten, berandeten Fallbrett („Schußrinne“), das am Ende der schiefen Ebene aufgerundet, das Wasser in den feinrippigen Waschel preßte. Das Wasser durfte nicht gurgeln, schäumen oder spritzen, sondern „blau auflageah’n“.

Diese alten Sägemühlen werden schon um 1300 erwähnt. Sie dienten dazu, mit dem Mechanismus der Kraftübertragung, mit einem Seil gezogenen Wagen auf Rollen, Hebelwerk mit Klinke und Reibungssperre, Baumstämme in Bretter zu schneiden. Die Fahrbahn des Wagens steigt zum Sägeblatt an, daß das Seil immer gespannt bleibt und nur beim Schnitt einen Ruck weiter geht. Das Gatter ist ein Rahmen in hölzernen, mit Schafsunschlitt geschmierten Führungen. Es ist eine Weiterentwicklung der handgezogenen Spaltsäge. Bei jedem Wagengang konnte ein Längsschnitt erfolgen, dann mußte der Wagen zurückgeschoben werden, der Bloch verschoben, verkeilt werden. Die Leistung war daher nicht groß. Wohl gab es mehrere solche Gatter stufenförmig an wasserreichen Bächen unter einem Dach zwischen Straße und Bach, damit das Abladen der Bloche von den Fuhrwerken leicht durch Abrollen erfolgen konnte.

Alte „Sagl“ am rauschenden Bach im Graben boten viel Romantik, aber heute sind sie nur mehr Gerümpel, weil „der Sagl“ nicht mehr Geduld und Ausdauer aufbrachte, allein die Bloche mit dem Zapin zu „zwicken“ und zu „beißen“, zu heben und zu schmeißen, zu walgen und zu keilen, die „Sagblattl“ zu spannen, zu richten, schärfen und zu schränken. Das ist noch gar nicht lange her, daß der alte Brandstätter in der Pirkerischen Eberl-Säge in Kremsbrücke und unser Heimatdichter Franz Podesser „Sagscharten und Samlattl“ beim Malteiner in Radl um sich

hatte. Ursprünglich haben Venezianer diese Seitengatter-Sägen betreut.

Die moderne Technik hat manche Völker geradezu überfallen, bevor sie sich seelisch auf das Rationale einzustellen vermochten. So ging es auch unseren Bauern und ihren Stampfen, Pochern, Hämmern, Stockmühlen und Sägen. Deshalb verfielen sie sehr schnell, wurden abgerissen und verheizt oder vermoderten im Wasser. Einige wenige dieser verschiedenen Holzmaschinen sind heute eindrucksvolle Beispiele der schöpferischen Kräfte unserer Vorfahren. Die Spittaler, die solche Raritäten abbauen, bevor sie bei Flußverbauungen und Straßenerweiterungen abgerissen werden, finden ihre Helfer. Diesmal stand dem Wirt, dem KELAG-Kassier, Oberlehrer und Schulwart auch der Stifter Elektromeister Hias Pirker zur Seite. Das war trotz Regen und Schnee eine lustige Arbeit in frischer Luft, ein von den Tätigkeiten, die Univ.-Prof. Dr. O. Moser bei einer wissenschaftlichen internationalen Exkursion mit dem Ausruf zusammenfaßte: „Für dieses Stück allein verdienen die Spittaler die Goldene!“

Helmuth Pr asch

Obersteirisches Krippenmuseum in Eisenerz (Mit 1 Abbildung)

Anfang Dezember 1968 wurde das Obersteirische Krippenmuseum als Abteilung des Museums der Stadt Eisenerz anlässlich einer Feierstunde durch Bürgermeister Fritz Moll eröffnet.

Das Interesse für dieses neue Kleinod der Bergstadt wurde durch die Anwesenheit des Bezirkshauptmannes, des Bergdirektors, des Kulturreferenten der Stadt Leoben, des Gemeinderates ebenso bekundet wie durch die Teilnahme der Vertreter der Behörden, der Schulen, der beiden Religionsgemeinschaften und der Obmänner der Trachtenvereine.

Frau Dr. Gertrude Smola, Vorstand des Museums für Kulturgeschichte und Kunstgewerbe am Landesmuseum Joanneum, war ein besonders begrüßter Gast, der sich nach eingehender Besichtigung des Krippenmuseums recht lobend über dieses aussprach.

Bürgermeister Moll stellte in seiner Ansprache fest, es habe die vor drei Jahren veranstaltete Krippenausstellung das besondere Interesse der Bevölkerung gefunden. Das habe den Gemeinderat bewogen, der Empfehlung des Initiators der Ausstellung, des Gemeindebeamten Egon Machaczek, nachzukommen, und aus der großen Zahl der damals gezeigten Stücke nicht wenige der für den Eisenerzer Raum typischen Krippen anzukaufen, somit einen Grundstock für ein Krippenmuseum zu schaffen. Raumnot verhindere die Aufstellung weiterer Exponate, doch könne angenommen werden, daß die jetzt eröffnete Schau Anerkennung und Zuspruch durch die Bevölkerung und darüber hinaus durch alle Krippenfreunde finden werde. Durch gute Zusammenarbeit vieler Stellen, durch das Entgegenkommen der Landesregierung, des Landesmuseums, des Bezirkshauptmannes und des Eisenerzer Stadtpfarrers sei es möglich geworden, ein gegenüber dem Stadtmuseum gelegenes, baulich schon gefährdetes Gebäude so herzurichten, daß es einen würdigen Rahmen für das Krippenmuseum abgebe.

Der Museumspfleger von Leoben, KR. Wolfgang Haid, hielt einen einführenden Vortrag, der in wohlthuender Prägnanz Wesentliches über Herkunft, Sinngehalt und Wiederbelebung des Krippengedankens aussagte. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte er die Krippe als Symbol des Wunsches der Menschen nicht nur früherer, sondern gerade unserer heutigen hastigen Zeit nach Geborgenheit und Nächstenliebe. In seinen Worten spannte er einen weiten Bogen von den ersten Krippen-

darstellungen des frühen Mittelalters über deren Entwicklung im deutschsprachigen und vor allem im Alpenraum, wo Tirol, Salzburg, das Innviertel und später auch Steiermark schon vor längerer Zeit Zentren der Krippenaufstellung und der Krippenfigurenanfertigung wurden. Man dürfe in der Krippe bzw. dem „Weihnachtsberg“ nicht nur ein religiöses Moment sehen, sondern müsse diese auch vom Volkskundlichen her würdigen. Dafür spreche vor allem die Ausgestaltung der vielen Krippen bauerlicher Herkunft oder jener aus Bergmannsbesitz. Die letzteren könnten in der realen Wiedergabe des Zustandes der Bergbaue zur Zeit ihrer Anfertigung als kleine technische Denkmale gewertet werden. Die zu beobachtende Renaissance der Krippenaufstellung in vielen Familien gleich welchen religiösen Bekenntnisses, und zwar auch in jenen, die sich den fortschrittlichen Kreisen zurechnen, lasse erkennen, daß diese den individuellen Vorstellungen von Innigkeit, Lebensbefähigung und Zukunftshoffen bildmäßig weit mehr gerecht werden könne als der erst im vorigen Jahrhundert bei uns heimisch gewordene Weihnachtsbaum. Dieser habe durch seine Einbeziehung in das kommerzielle Leben an Inhalt verloren wie der Nikolo und der Weihnachtsmann.

Eine Führung durch das mit viel Umsicht, Geschmack und Liebe gestaltete Museum ließ erneut erkennen, daß für dessen Betreuer Egon Machaczek die Weihnachtskrippe in ihrer vielfältigen Form ein besonderes Anliegen bedeutet. Ihm gebührt mit Recht der Dank der Eisenerzer.

In dem Museum sind derzeit 32 Exponate ausgestellt. Sie stammen vor allem aus dem Raum zwischen Eisenerz und Altenmarkt. Es sind besonders schöne Stücke darunter, die nicht leicht anderwärts zu finden sein dürften. Neben Wachfigurenkrippen des 19. Jahrhunderts, Christkindlschreinen und Tendlerschen Papierfigurenkrippen stehen Weihnachtsberge mit allem jenem Beiwerk, wie es die bauerliche und die bergmännische Bevölkerung liebte. Es ist eine Augenpracht. Zwei Vitrinen mit modernen Krippen vermitteln den Anschluß an die Jetztzeit.

Eine ausgesprochene Industriesiedlung hat durch die Eröffnung des Krippenmuseums bewiesen, daß gerade in der werktätigen Bevölkerung der Gedanke des Humanitären besonders lebendig ist und sie der Bewahrung aus dem Volk heraus gewachsenen Brauchtums echte Anerkennung zollt.

Hans Pienn, Leoben

Komplexe Ausstellung südböhmischer Volksplastik

Ein Bericht

(Mit 1 Abbildung)

Die ethnographischen Arbeitsstellen der südböhmischen Regionalmuseen in Soběslav, České Budějovice (Budweis) und Jindřichův Hradec (Neuhaus) haben für das zweite und dritte Quartal des Jahres 1968 eine komplexe Ausstellung südböhmischer Volksplastik zusammengestellt, zu der außer den obgenannten Institutionen auch einige weitere, bedeutendere Museen beitrugen, darunter in erster Linie das Museum in Písek¹⁾.

Die südböhmische Volksplastik stellt in künstlerischer und ethnographischer Hinsicht einen äußerst wertvollen, zahlenmäßig sehr ansehnlichen und besonders beachtenswerten Bestandteil, sowohl der musealen, als auch der privaten Sammlungen dar.

¹⁾ Die Ausstellung fand in der Zeit vom 31. März bis 20. Mai 1968 im Museum von Neuhaus statt und wanderte dann nach Budweis und nach Soběslav.

Wenn also bis auf den heutigen Tag so zahlreiche Beispiele der Volksplastik erhalten geblieben sind, können wir uns ein Bild machen, wie häufig diese Plastiken zum Beispiel im 18. und 19. Jahrhundert, der Zeit ihrer größten Blüte, gewesen sein mußten. In diesem Zusammenhange können wir uns allerdings nicht der Erinnerung erwehren, wieviel davon im Laufe einiger Jahrzehnte, nicht nur durch Willkür, sondern auch durch Beschränktheit vernichtet worden ist. Erst die Gegenwart bringt uns wieder eine gewisse Wiedergeburt dieser Materialien, die, infolge eines überflüssigen und zeitweise nahezu naiven Purismus, ihrer religiösen Motivierung halber, dazu verurteilt waren, in Depositarien zu ruhen. Dabei handelt es sich um die wohl häufigste Art der Volkskunst, was einerseits mit der Erschwinglichkeit des angewandten Materials, dem Holz, zusammenhängt und andererseits damit, daß es dem Menschen an und für sich näher liegt räumlich zu schaffen, als flächenhaft. Dies gilt im übrigen auch für die sogenannte „hohe Kunst“, die in den klassischen Stilepochen, das neunzehnte Jahrhundert ausgenommen, eher zur Plastik als zur Malerei neigte. Um so interessanter wird somit die Tatsache, daß gerade in diesem Jahrhundert, in dem das Verhältnis umgekehrt ist, in unserer Volkskultur, die meisten Plastiken entstanden. Ähnlich wie in anderen Bereichen der Volkskunst überwiegt bei weitem eine religiöse Thematik. Dieser Umstand wurde durch gegenreformatorische Bestrebungen unterstützt und beim Volke durch Wallfahrtszeremonien entfacht.

Meist handelt es sich um Statuetten Heiliger, die als Apotropalien, d. h. als Schutzheilige dienten, und zwar in Kapellen, in Hausnischen oder einem Ehrenplatz in der Wohnstube (der heilige Florian als Schutzpatron gegen Feuersgefahr usw.).

Wenn es sich auch hier nicht um ausgesprochene Gebrauchsgegenstände handelte, hatten diese Plastiken trotzdem ihre wichtige Funktion, dem Glauben entsprechend Schutz zu bieten und wurden deshalb nie ihres ästhetischen Wertes wegen, der heute so hoch geschätzt wird, geschaffen oder verwendet.

Ogleich in bezug auf die kirchliche Ikonographie Vertreter aller Heiligen zu finden sind, bilden die zahlreichste Gruppe der hl. Johann v. Nepomuk, ein Heiliger, der wohl seinerzeit am intensivsten von der katholischen Kirche durchgesetzt wurde, weiters die Jungfrau Maria, besonders vom Heiligen Berge und von Mariazell, den meist besuchtesten Wallfahrtsorten, der hl. Florian, Schutzpatron gegen Feuersgefahr, der hl. Leonhard, Beschützer der Herden, die Pieta, der Ecce homo und in Innenräumen am häufigsten das Kruzifix und die Madonna.

Um die Erzeugung zu vereinfachen, bediente man sich dreieckig geformter Holzklotze, deren Materialabfall minimal war.

Ähnlich wie bei den Hinterglasmalereien unterscheidet sich deutlich eine Herstellungsweise, die ein gewisses Maß an handwerklicher Routine aufweist, vom Werk eines Erzeugers, der längere Zeit Plastiken zum Verdienst anfertigte und beide wiederum von der Eigenart des Autodidakten, der entweder überhaupt keine Routine besitzt oder bei seiner Arbeit eher vom Gefühl als vom Trachten nach Verdienst geleitet wird. Dabei kann es sich genau um die gleiche Thematik und die gleiche Komposition handeln. Diese rein handwerklichen Arbeiten wurden den musealen Sammlungen hauptsächlich deshalb einverleibt, weil sie von der Landbevölkerung verwendet wurden und diese der eigentliche Konsument war, für den sie bestimmt waren. Daraus wird ersichtlich, daß handwerklich-berufliche Arbeitsweise mit dem Begriff Volkskunst unvereinbar ist. Wir wissen, daß es sich hier um eine recht rigorose Feststellung handelt, aber ebenso wie wir bei den Standarderzeugnissen der Handwerks-

schnitzer nicht von wahrer Kunst sprechen können, läßt sich bei den richtigen Volkskünstlern nicht nur von Handwerk sprechen. Zwischen beiden Polen existieren natürlich manchmal feine Abschattungen und es gehört das Auge eines feinfühligen, gut unterrichteten Beschauers dazu, um Unterschiede zu erkennen. Die beiden grundsätzlichen Werte kann lediglich ein Künstler, ein Meister, der bewußt künstlerisch schafft, also meist ein beruflich Geschulter in sich verbinden. Was der wahre Volkskünstler mit dem Meister gemein hat, ist die Einstellung zur Kunst, das Feingefühl und die Begabung. Darin besteht auch der Hauptwert. Unzulänglichkeiten der handwerklichen Fertigkeit beim Bezwingen der plastischen Formgebung können sogar bei der Endbeurteilung von Vorteil sein. Da das Holz nur am Knie mit dem Messer bearbeitet wird und der Volkskünstler nur mühsam das Material formen kann, führt es dazu, daß er auf sparsamste Weise mit der ursprünglichen Gestalt des Holzklotzes umgeht und trachtet, die angestrebte Form in der naturgegebenen Form des eigentlichen Materials aufzufinden. Grundsätzlich wichtig ist aber der eigentliche Zutritt zur schöpferischen Arbeit. Jedes Einzelstück wird individuell geschaffen, so daß das Entstehen zweier völlig gleicher Objekte ausgeschlossen ist.

Der Volkskünstler arbeitet aus innerlichem Triebe, vom Gefühl beherrscht, auch dann, wenn er nicht für den eigenen Gebrauch schafft. Es überwiegt der Inhalt, verstärkt durch erhöhte Ausdruckskraft und Gefühlsbetontheit. Den bildenden Künstler leitet seine künstlerische Vision, Liebe, Dankbarkeit und Furcht. Der Heilige, den er schafft, soll liebenswürdig, freundlich bzw. traurig sein, seine Erscheinung ist vermenschlicht und sein Gesichtsausdruck, verglichen mit dem Barock, nicht schmerzverzogen, sondern eher ausgeglichen. Die tief menschliche und gefühlsstarke Beziehung zum Thema spiegelt sich im fertigen Werk. Eben deshalb konnte nur der Landbewohner oder der Kleinstädter, der mit Trauer und Leid bei sich und seinem Nächsten vertraut war, mit soviel Verständnis beispielsweise die Gestalten der heiligen Märtyrer schaffen. Der Volkskünstler bildet nicht das, was er sieht, sondern was er sehen will, und formt, was er von der Sache weiß. Er schafft kein Porträt, sondern einen Typ, ein Symbol. Dabei spielt eine große Rolle, daß religiös motivierte Plastiken in Beziehung auf Gesetze der Komposition, Auffassung des Werkes und Bindung an traditionelle Vorstellungen der Heiligen, logischerweise stark von der offiziellen Hagiographie abhängig waren.

Darum ist die Volkskunst in diesem Sinne nicht realistisch und wurde eigentlich erst beim Beginn der „modernen“ Kunst, die gleichen schöpferischen Prinzipien unterliegt, entdeckt und voll bewundert.

Der Unterschied beruht häufig darauf, daß der ungeschulte Volkskünstler, soweit er nicht wahrhaft genial begabt ist, häufig nicht imstande ist die Komposition zu bezwingen. Der moderne Künstler wiederum erzielt niemals diesen starken, suggestiven Ausdruck, der für den Volkskünstler so charakteristisch ist. Beide erzielen Wirkung durch Abkürzung, Stilisierung und Vereinfachung der Form. Disproportionen entstehen beim Volkskünstler häufig durch die Gestalt des Materials. Ungehemmt und auf jedwede annehmbare Weise führt er seine Absicht durch. Wenn er nicht genug Holz hat oder für ihn technische Schwierigkeiten bestehen, verkürzt er einen Arm, bringt eine Hand an beliebiger Stelle an, ohne die Proportionen zu messen, oder er verkürzt den Rumpf, vergrößert den Kopf usw. Ein anderes Mal werden verschiedene Körperteile, seien es nun Augen, Hände oder Mund zur Hervorhebung ihrer Wichtigkeit überbetont. Dadurch erhalten die Volksplastiken jene angebliche

Komik, die vom Gesichtspunkt des heutigen Beschauers aus betrachtet sogar an Karikatur angrenzt, jene Naivität, Primitivität und Ursprünglichkeit, an die sich ein weiterer Zweig der bildenden Kunst anlehnt — die Kunst der sogenannten Naiven. Eben dieser Prinzipien halber müssen wir von Kunst und künstlerischem Schaffen reden, denn die angeführten Absichten werden an Werke augenfällig, spiegeln sich darin und wirken anregend auf den Beschauer, um ihn fühlen und verstehen zu lassen, was ihm der Künstler vorlegt und was er seinem Werke einverleibt hat.

Das Material ist vorwiegend Holz. Deswegen wird die Volksplastik meistens der Holzschnitzerei gleichgesetzt. Es handelte sich in erster Linie um das leicht bearbeitbare Lindenholz, aber auch Wurzeln, in der Art phantastisch geformter Wurzelstöcke, wurden nicht ausgenommen.

Ton gehörte zu den weniger zugänglichen Materialien, weil er das Brennen in einer speziell dazu dienenden Einrichtung, dem keramischen Ofen, verlangte. Tonplastiken, die auf zauberhafte Weise die Formen und Rundungen der Töpfe beibehalten, wurden hauptsächlich von Töpfern geschaffen, und zwar als unbedeutendes Nebenerzeugnis, eher für den Hausgebrauch als zum Verkauf bestimmt.

Glasplastiken hingegen wurden in Glashütten durch Blasen in Formen, als sogenanntes Amalgamglas, hergestellt. Es handelt sich um kleine Plastiken Heiliger, die durch ihr Aussehen interessant wirken, aber künstlerisch ganz ausdrucksarm sind. In die Sphäre der Volkskunst gehören sie eher durch ihren Bestimmungszweck, nämlich den Bedürfnissen der Landbevölkerung zu dienen. Wachsplastiken unter Glocken aus Glas oder ähnlichem Material sind eine städtische Angelegenheit und wurden von Meistern der Wachszieherzunft erzeugt. Volkerzeugnisse aus Wachs waren jedoch die Wallfahrtsopfer — winzige Plastiken von Tieren und Gliedmaßen, die als Votivopfer Gesundheit bringen sollten. Eine ähnliche Aufgabe hatten die eisernen Kühe, kleine aus Eisen geschmiedete Tiere, die fast bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts erzeugt wurden.

Eine besondere Gruppe bilden kleine Volksplastiken — Weihnachtskrippen und Spielzeug. Künstlerisch geformtes Spielzeug ist verhältnismäßig selten. Die Kinder begnügten sich meistens mit einem abgebrochenen Topfhenkel, einem Kochlöffel oder einer Schachtel. Das weitere besorgte schon die kindliche Einbildungskraft. Es existiert jedoch Spielzeug, das der Vater oder Großvater für das Kind schnitzte, oder das von Handwerkern, ähnlich wie die Votivstatuen der Heiligen, erzeugt und auf Jahrmärkten und Kirchweihen verkauft wurden. Bekannte Mittelpunkte der Spielwarenerzeugung sind nicht nur in Westböhmen, in der Gegend von Klattau, sondern auch bei uns in Südböhmen, z. B. in Krouná.

Weihnatskrippen wurden im Süden meist aus Holz geschnitzt, anderswo wurde Brotmasse, Papiermaché, in Südostböhmen, einem alten Mittelpunkt der Textilindustrie, auch Textil mitverwendet. Es ist keinesfalls übertrieben zu behaupten, daß es sich hier um die intimsten, wärmsten und dem menschlichen Herzen am nächsten liegenden Kunstwerke dieser Art handelt.

Die Volksplastik, die Häufigkeit ihres Vorkommens, ihr Reichtum und ihre künstlerische Verzweigung bestätigen die bedeutungsvolle Rolle, die sie im Leben der Landbevölkerung spielte. Sie hilft uns, die schwere Zeit der sozialen Unterdrückung, der Landbevölkerung, das illusorische Warten auf das Heil, auf eine Verbesserung der Zustände mit Hilfe übernatürlicher Kräfte der Schutzheiligen, besser kennen zu lernen. Andererseits vermittelt sie uns auch den festen unerschütterlichen Glau-

ben an eine bessere Zukunft (im Rahmen jener Zeit, allerdings), der sich als Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit manifestiert.

Die ethnographischen Arbeitsplätze der Museen von České Budějovice, Jindřichův Hradec (Neuhaus) und Soběslav wollen mittels dieser Ausstellung auf Exponate aufmerksam machen, die entweder aus Verständnismangel vor nicht allzu langer Zeit, oder ihrer Zugehörigkeit zu verstreuten Sammlungen wegen, überwiegend nie publiziert wurden, um so an sorgfältig ausgewählten Beispielen die Grundtypen der südböhmischen Volksplastik besonders in künstlerischer Hinsicht zu dokumentieren²⁾. Milos Oldřich Ružička und Zorka Soukupová

Übersetzung von Margith Herrmann

Volkskundliche Filme aus Österreich Gegenwärtiger Stand 1968

Film-Nummer	Filmtitel	Aufnahmeort	Von der Encyclopaedia Cinematographica veröffentlicht unter Nummer
E 317	Mitteleuropa —		
E 368	Burgenland: Töpferei	Stoob	E 317
E 369	Mitteleuropa —		
E 369	Burgenland: Messermacherei	Oberwart	E 368
E 371	Mitteleuropa —		
E 371	Burgenland: Schilfschnitt am Neusiedlersee	Rust	E 369
CT 1148	Mitteleuropa —		
CT 1148	Niederösterreich: Bau eines Ackerwagens	Opponitz	E 371
CT 1161	Bäuerliches Brotbacken in Zell am Moos (Oberösterreich)	Zell am Moos	E 975
CT 1161	Ein „Sir Roger“ aus der Buckligen Welt	Ransdorf	in Bearbeitung
CT 1168	Kinderspiele —		
CT 1168	„Tempelhupfen“	Wien XIV.	in Bearbeitung
CT 1169	Butterbereitung auf einer Alm im Pinzgau	Feldereralm bei Rauris	E 1098
CT 1177	Käsebereitung auf einer Alm im Pinzgau	Feldereralm bei Rauris	E 1110
CT 1180	Umdecken eines Strohdaches	Loich/NÖ.	E 1109
CT 1181	Osterratschen in Niederösterreich	Loich/NÖ. Petronell, Neunagelberg Kirchberg a. W. Pframa, Altenmarkt i. L. Ispertal, Kaltenberg	
CT 1195 *)	Herstellung von Maultrommeln	Molln/OÖ.	
CT 1196 *)	Herstellung von Taschenfeiteln	Trattenbach (OÖ.)	

*) Kurz vor Fertigstellung.

Dankward G. Burkert
Bundesstaatliche Hauptstelle für Lichtbild und Bildungsfilm
Abteilung Wissenschaftlicher Film

²⁾ Zu der Ausstellung erschien der Katalog: „Jihoceska Lidova Plastika“. 12 Seiten und 6 Abbildungen. Ausgestellt waren 192 Objekte.

**Bericht über das 1. Internationale Hafnerei-Symposium
vom 9. 9. bis zum 14. 9. 1968 in St. Justina/Osttirol**

Referate:

1. Ingolf Bauer: Statistische Kartierung von Hafnern.
2. Paul Stieber: Übersichtskartierung des Deutschen Hafner-Archivs.
3. Paul Stieber: Aufbau und Struktur des Deutschen Hafner-Archivs
4. Alfred Höck: Archivalische Quellen in Bezug auf die Erforschung von Hafnerei.
5. Hermann Steininger: Chronologie mittelalterlicher Keramik.
6. Hermann Steininger: Erforschung von Hafnergeschirr aus Bildquellen.
7. Alfred Höck: Stadt Allendorf im Kreis Marburg als Hafner- und Händlerort.
8. Ingolf Bauer: Großzahlforschung über Hafnergeschirr in Mittelfranken.
9. Paul Stieber: Ergebnisse der Ausstellung „Hafnergeschirr aus Alt-Baiern“ des Bayerischen Nationalmuseums in München im Sommer 68.

Über die Referate hinaus waren Diskussionen, besonders über Fragen der Methodik und der praktischen Zusammenarbeit, ein wesentlicher Faktor der Veranstaltung; auch hier bestätigte sich wieder, daß im kleinen Kreis von Spezialisten Ergebnisse erarbeitet werden können, wie sie auf größeren Kongressen in der Regel nicht möglich sind. Es besteht daher die Absicht, die Zusammenkunft 1969 in gleicher oder ähnlicher Form zu wiederholen und dazu weitere Spezialisten der Sachvolkskunde und/oder angrenzender Forschungsgebiete einzuladen.

Paul Stieber

Deutsches Hafner-Archiv, München

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Innsbruck

o. Prof. Dr. Karl Ilg erhielt während seiner zweiten Forschungsreise zu den deutschen und österreichischen Kolonisten in Brasilien und Peru den brasilianischen Orden „Bonifacio Andrada de Silva“.

Weiters wurde Prof. Ilg auf Grund seiner Verdienste um die deutsche Volkstumsforschung, insbesondere auch im süddeutschen Raum, am 7. 12. 1968 in Freiburg i. B. der „Oberrheinische Kulturpreis 1968 (Goethepreis)“ verliehen. (ÖHZ Nr. 1, Jg. 21, v. 1. 1. 1969, S. 4)

Linz — Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

Doz. wiss. Oberrat Dr. phil. Ernst Burgstaller, Leiter des Instituts für Landeskunde von Oberösterreich, bisher Dozent an der Universität Graz hat sich für das Fach Volkskunde an die Hochschule umhabilitiert. (ÖHZ XX/19, vom 1. 12. 1968, S. 8)

Literatur der Volkskunde

Josef M. Ritz, Gisliind M. Ritz. **Alte bemalte Bauernmöbel.** Geschichte und Erscheinung, Technik und Pflege. 70 Seiten mit 87 Abbildungen im Text und 50 Farabbildungen auf Tafeln. München 1968, Verlag Georg D. W. Callwey.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses längst zum bekanntesten Werk der deutschen Bauernmöbelforschung gewordenen Buches sind dreißig Jahre verstrichen. Die erste Auflage ist damals in unserer Zeitschrift (WZV Bd. 44, 1939, S. 77) recht kühl besprochen worden, eigentlich unter dem Niveau Arthur Haberlandts, der damals schreiben konnte „Sinnegebung und Deutung der Bildersprache des Volkes hätte von Ritz etwas forscher angegangen werden können“. Mein Gott, „etwas forscher“, das hätte man sich 1939 wohl nicht gedacht, wohin diese Parole noch führen würde. Immerhin, dem „Ritz“ hat die Besprechung nichts gemacht, das Buch hat nunmehr die 5. Auflage erlebt, es sind insgesamt schon 25.000 Exemplare gedruckt worden, eine Zahl, die vermutlich von keinem zweiten deutschen Volkskunstband erreicht wird.

Seit der 3. Auflage betreut die Tochter des Verfassers das Werk. Sie hat sich nach dem Tod des Vaters ständig bemüht, den Text, der nie wesentlich umfangreicher werden durfte, auf der Höhe der Forschung unserer Zeit zu halten. Man merkt es auch bei dieser 5. Auflage, wieviel sie an neuer und neuester Literatur noch hineinarbeiten konnte, wenigstens in knappen Hinweisen und in den Literaturangaben. Der Tenor des Textes, die auf Volkskunst im engeren Sinn eingestellte Ausrichtung, ist gleich geblieben, und auch bei Behandlung der Farbsymbolik usw. nicht etwa „forscher“ geworden. Aber was gesagt wird, das findet sich immer durch Bilder unterstrichen, nunmehr schon durch 50 Farabbildungen, was doch einen sehr beachtlichen Querschnitt durch das Gebiet bedeutet. Die Bilder stammen von verschiedenen Photographen bzw. sind verschiedenen Quellen entnommen, daher etwas ungleich. Durch das Kaschieren der Drucke auf einen gleichmäßigen neutralen Grund merkt man die zum Teil doch beträchtliche Verschiedenheit der Qualität nicht so sehr. Die Vermehrung der Schwarzweißabbildungen erscheint sehr nützlich, da sind viele Stücke dargeboten, die man bisher kaum in diesen Zusammenhang gerückt hat. Ganz neue Bilder sind auch in dem erstmalig erstellten Abschnitt „Technik und Pflege“ aufgenommen, der sowohl die Maltechniken und die dabei verwendeten Farben wie die verschiedenen Möbelschädlinge und ihre Bekämpfung behandelt. Für Sammler also von besonderer Wichtigkeit. Die Werte oder Unwerte der einzelnen Methoden mögen die Restauratoren unter sich diskutieren. Auch diesem Abschnitt ist ein eigenes Literaturverzeichnis beigegeben.

Leopold Schmidt

Das Buch von der Steiermark. Herausgegeben von Alfred Holzinger. 280 Seiten Text mit zahlreichen Strichzeichnungen von Maria Sorger. 40 Kunstdrucktafeln. Wien 1968, Forum Verlag. S 248.—.

Ein schönes Buch, das ein gutes Bild des Landes Steiermark aus größeren und kleineren Mosaiksteinen aufzubauen versucht. Eine gewisse namhafte Grundlage, etwa den Mittelgrund des Bildes, stellen die sehr zahlreichen Ausschnitte aus der älteren Landschaftsschilderer- und Reisendenliteratur dar. Zahlreiche Schriftsteller aus Aufklärung, Romantik und Biedermeier, die mir zum Teil aus meiner „Geschichte der österreichischen Volkskunde“ recht bekannt vorkommen, haben solche gut ausgewählte Einzelbilder ergeben, Franz Sartori ebenso wie Josef Richter, J. G. Seume nicht minder als K. F. v. Leitner. Der ganze erste große Abschnitt „Die Landschaft“ ist geradezu durchwirkt von diesen immer noch gut lesbaren biedermeierlichen Skizzen. Aber auch das 19. Jahrhundert hat für den Band beigesteuert. Ohne Peter Rosegger wollte und konnte man dabei nicht auskommen. Im 3. Teil wäre er vollends unentbehrlich gewesen, paßt aber mit seinen bergbäuerlichen Kindheitserinnerungen auch hier schon vorzüglich. Mindestens ebensogut wie die jüngeren, oft sehr namhaften Nachfolger, Hans Klöpfer etwa oder Paul Anton Keller, durch welche die südlichen Landesteile stärker zu Wort kommen. Bemerkenswert erscheinen mir einige Beiträge über die Oststeiermark, die sonst immer ein bißchen im Schatten liegt. Aber das Buch ist in Wien verlegt worden, der klassischen Herkunftstadt der oststeirischen Sommerfrischler, und so freut man sich an Ivo Hirschler „Die Oststeiermark“, an Castelli „Oststeirische Schlösser“, an Hammer-Purgstall „Die Riegersburg“ und so manchen anderen guten Beiträgen. Gerechterweise muß man aber betonen, daß auch keine andere steirische Teillandschaft zu kurz kommt, die Obersteiermark und das steirische Salzkammergut eingeschlossen.

Der zweite Hauptabschnitt „Kunst und Kultur“ bringt knappe wissenschaftliche Darstellungen: Ferdinand Tremel „Der geschichtliche Hintergrund“, Maria Hornung „Ortsnamen in der Steiermark“, Ulrich Ocherbauer „Die bildende Kunst“, Richard Rubinig „Die Kunst der Moderne“, Alfred Holzinger „Steirische Literatur und Literatur in der Steiermark“, Hans Gerstinger „Theater in der Steiermark“ und Harald Kaufmann „Notizen zur steirischen Musikgeschichte“. Hier hätte wohl ein Überblick über die steirische Volkskunde nicht fehlen dürfen.

Aber man hat einen eigenen dritten Hauptabschnitt „Der Lebensraum“ betitelt, und da finden sich nun verschiedene volkskundliche Beiträge. Hanns Koren hat einen Essay „Steirische Art, steirisches Sein“ zur Verfügung gestellt, Karl Haiding schreibt unter dem Titel „Was der Volksmund erzählt“ eigentlich darüber, wie er das vom „Volksmund“ Erzählte mit dem Magnetophon aufzufangen versucht. Franz Leskoschek hat sachkundig „Küche und Keller“, nämlich Speise und Trank dargestellt. Alles andere, vom Bauernhaus bis zum Brauchtum, erläutern wieder einige Ausschnitte aus Rosegger-Studien. Was seit seiner Zeit dazugekommen ist, versuchen einige neuere Beiträge zu erläutern: etwa Wilfried Tschiggerl „Industrieland Steiermark“, näher erläutert durch Hannelore Valencak „Steirische Industrielandschaft“. Und Walter Zitzenbacher schreibt „Von der Drachenhöhle zum Ferienbungalow. Fremdenverkehr in der Steiermark“, was wieder durch Liselotte Buchenauer „Berge und Bergsteigen in der Steiermark“ näher aufgeschlossen wird. Steiermark ist das stillste Hochtouristenland

in den Alpen, der Anteil, den die Wiener Bergsteiger an seiner Kenntnisnahme sich geschaffen haben, ist gar nicht auszudenken. Wenn in Wien immer ein sehr starkes Gefühl für den Zusammenhang mit Steiermark bestanden hat, dann im letzten Jahrhundert sicherlich nicht zuletzt dadurch, daß so ziemlich jeder dafür auch nur einigermaßen Begabte mindestens einmal auf dem Hochschwab, auf den Gesäusebergen usw. war. Was da an Anregungen auf den Gebieten der Kleidung, des Liedes, des Schwanks usw. hin- und hergegangen ist, läßt sich mit unseren fachlichen Mitteln wohl kaum erfassen. Aber angesichts dieses schönen Buches wird man sich wieder einmal dankbar daran erinnern.

Die vornehme, vorzügliche Bebilderung bietet auch volkstkundlich genug, vom Bauernhaus bis zur Weinlese, vom Krakaudorfer Samson-Umzug bis zum Mitterndorfer Maskenschneider.

Leopold Schmidt

Petrusjahr. 64. Jahresbericht des Bischöflichen Gymnasiums Kollegium Petrinum in Urfahr-Linz an der Donau. Schuljahr 1967/68. 80 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Das Kollegium Petrinum legt seinem Patron zu Ehren ein hübsches Bändchen vor, das auch für uns wichtig ist, da es gewichtige Beiträge zur Patrozinienforschung wie zur Kunstgeschichte um den hl. Petrus enthält. Zunächst bespricht Leopold Gusenbauer ausführlich das althochdeutsche Petruslied, als Beitrag zur Forschung über das erste deutsche Kirchenlied. Dann stellt Rudolf Zinnhobler die Petruspatrozinien im Innviertel zusammen, eine Karte zeigt übrigens sämtliche Petruspatrozinien in Oberösterreich. Und schließlich erörtert Josef Perndl sehr ausführlich „Das Petrusbild in Oberösterreich“, das heißt, er führt wohl alle irgendwie greifbaren alten Petrusdarstellungen im Lande ob der Enns an, und bildet nicht weniger als 43 davon auch ab. Die Aufsätze dieses Jahresberichtes bedeuten also zweifellos eine sehr gediegene Grundlage für jede weitere Forschung, nicht zuletzt auf ikonographischem Gebiet, von dem die Volkskunde doch jederzeit ihren Nutzen hat.

Leopold Schmidt

Franz Grass, Studien zur Sakralkultur und Kirchlichen Rechtshistorie Österreichs (= Forschung zur Rechts- und Kulturgeschichte, Bd. 2) XX und 298 Seiten, mit 67 Abbildungen im Text und auf Tafeln und sechs Farbtafeln. Innsbruck 1967, Universitätsverlag Wagner, S 314.—.

Hinter dem trockenen Titel verbirgt sich ein farbenreiches Buch, das man weniger der im Reihentitel genannten Rechts- und Kulturgeschichte als der Tiroler Volkskunde zuschreiben wird. Das große Gebiet des in Tirol weiterlebenden barocken Kirchen- und Volksbrauches, aus vielen Arbeiten von Anton Dörner, Hans Hohenegg, Nikolaus Grass, also dem Bruder des Verfassers, Josef Ringler und manchen anderen zeitgleichen Verfassern wohlvertraut, ist hier kenntnisreich weitergefordert worden. Franz Grass, Arzt, Medizinhistoriker, Obersanitätsrat des Amtes der Tiroler Landesregierung und akademischer Lehrer an der Universität Innsbruck, also eine äußerst vielseitige Natur, hat hier, ähnlich wie sein Bruder Nikolaus Grass, über das Gebiet der Rechtsgeschichte weit hinausgegriffen, und alle umliegenden Territorien von der Volksglaubens- bis zur Familienforschung herangezogen, mit verarbeitet oder doch gestreift, um ein vielschichtiges Bild vor allem für zwei Brauchkomplexe entwer-

fen zu können: Zunächst ein Bild des alten Versegangbrauchtums, der „Visitatio Infirmorum“ und dann ein noch weit größeres der „Sakramentsguardien und anderen bewaffneten Geleite bei Prozessionen“. Die Themen liegen dem Autor offenbar ganz persönlich, nicht umsonst hat er sich auf Taf. V oben sogar als „Volderer Partisan“ abbilden lassen.

Solche Züge würden annehmen lassen, daß es sich bei diesen Studien eigentlich um eine Art von gesteigerter Heimatkunde für den Bereich von Hall und Umgebung handeln könnte. Das aus den verschiedensten öffentlichen und privaten Quellen stammende Material an Texten und Bildern hat damit auch wirklich etwas zu tun, vergessene Verordnungen, Prozessionsanweisungen, Rechnungen usw. lassen sich offenbar immer wieder auffinden. Hans Hochenegg hat mit seinem Aufsatz „Eine barocke Prunkprozession im alten Hall“ (Haller Lokalanzeiger, Jg. 37, Nr. 15 vom 13. IV. 1968) soeben den Beweis dafür geliefert. Aber es ist doch wesentlich, daß Franz Grass über diese reich kommentierte Materialfülle hinaus den Weg zu einer brauchgeschichtlichen Darstellung gefunden hat, die ungefähr an das anschließt, was im benachbarten Bayern etwa Alois Mitterwieser und Hans Moser geleistet haben, deren Arbeiten übrigens auch immer wieder dankbar zitiert werden.

Im einzelnen handelt es sich bei der Darstellung der feierlich ausgestalteten Versegänge um die Feststellung der dafür erfolgten Stiftungen, die vom Hochmittelalter bis in den Vormärz hinein verfolgt werden. Da das Kapitel bisher fast überhaupt nicht behandelt wurde, wird man das dargelegte Material besonders dankbar begrüßen. Es handelt sich, wie Grass auch mehrfach betont, unter anderem auch um ein eminent „habsburgisches“ Thema; die Legende vom Grafen Rudolf, dem späteren deutschen König, hat auf die Ausgestaltung gerade dieses kirchlichen Brauches wie auf seine Darstellung in der bildenden Kunst sehr stark eingewirkt. Darüber wäre noch viel mehr zu sagen, und selbst manche der im Buch beschriebenen Bilder sind noch nicht als zu diesem Kreis gehörend erkannt worden (zum Beispiel S. 50 Emporebild von Igls). Ein Versegangbild von Waldmüller (erwähnt auf S. 64) hängt übrigens nicht im Oberen Belvedere¹⁾. — Weit ausführlicher hat Grass die „Sakramentsguardien“ behandelt, diese „Einwirkung Spaniens auf die österreichische und süddeutsche Sakralkultur“, von der schon viel, beispielsweise bei Dörrer, aber auch bei Wolfgang von Pfandler, die Rede war; sie ist hier anhand eines sehr bedeutenden Materials dargestellt worden, übrigens über Tirol hinaus, mit manchem guten Ausgriff bis nach Wien. Das Material für die Entfaltung „Von der Gefahren-

¹⁾ Dieses Bild, angeblich eine Episode aus der Choleraepidemie des Jahres 1830 darstellend, dat. 1859, ist nämlich unbegreiflicherweise irgendeinmal aus der Österreichischen Galerie entfernt, abgetauscht worden, und erst viele Jahre später bei einem Privatsammler, nämlich bei Georg Schäfer in Schweinfurt, wieder aufgetaucht. Vgl. jetzt den Katalog Romantik und Realismus in Österreich. Gemälde und Zeichnungen aus der Sammlung Georg Schäfer. Schloß Laxenburg 1968. S. 148, Nr. 251 und Abb. 251.

Derartige von unserem Standpunkt her unbegreifliche und unverantwortliche Abwanderungen aus Galeriebesitz sollten an sich durch eine ministerielle Tauschkommission verhindert werden. Leider ist zu den Sitzungen dieser Tauschkommission noch nie ein Vertreter der Volkskunde zugezogen worden, so daß sich ähnliche Fälle bis zur jüngsten Gegenwart immer wieder ereignen.

abwehr bis zum Ehrengelcit“ stammt freilich größtenteils aus Tiroler Bruderschaftsbüchlein, Prozessionsordnungen usw. Man wird hier auch für das reiche beigebrachte Abbildungsmaterial sehr dankbar sein, das bis zur Gegenwart reicht. — Diesen Hauptabschnitten reihen sich kürzere Kapitel an, so über „Figurierte Prozessionen im Oberinntal“ (Nassereith, Mieming), über „Religiöses Brauchtum im alten Knappenort Schwaz“ (Eucharistie-Verehrung usw.), dann, schon weiter abführend, „Vom Spitalwesen im alten Schwaz“, ferner ein Vortrag „Volksmedizin, Sakralkultur und Recht“, der sich unter anderem auch mit der Kosmas- und Damian-Verehrung befaßt. Das medizingeschichtliche Element scheint mir dabei deutlicher zu werden als das rechtsgeschichtliche, wie denn überhaupt die juristische Interpretation aller vorgeführten Stoffe kaum besonders spürbar wird.

Den Hauptabschnitten ist ein Schlußteil angehängt, mit einem Kapitel „Gloria ecclesiae Brixinensis“, einer ausführlichen Würdigung des Brixner, in Innsbruck wirkenden, Rechtsgelehrten Joseph Resch, und einem weiteren „Ein sippen- und familiengeschichtliches Symposium“, das unter anderem auch ein Curriculum vitae des Verfassers enthält²⁾. Für Interessenten an der familiären Verflechtung führender Tiroler Familien äußerst lehrreich.

Man sieht, ein mit Stoff und fördernden Gedanken randvoll beladenes Buch, das aber dennoch auch manche Schwierigkeit birgt und aufzeigt. Vor allem das Aufwachsen auf so vielen disparaten Gebieten außerhalb des Faches Volkskunde trotz der dauernden und meist positiv wertenden Heranziehung der Literatur dieses unseres Faches. Und wenn man auch ohne weiteres anerkennen mag, daß Männer in einer solchen Abseits-Position vieles sehen und manches auch richtig beurteilen mögen, erscheint mir der Satz, daß „ein volksverbundener Arzt Einsichten und Einblicke gewinnen könne, wie sie einem Professor der Folklore kaum je zuteil werden“, doch zumindest irreführend. Kein „Professor der Folklore“ würde es wagen, einem Arzt, oder auch einem Rechts- und Medizinhistoriker in seinen internen Fachbereich hineinzureden. Das muß aber gegenseitig auch respektiert werden. Es dürfte ganz außenstehenden, unbeeinflussten Beurteilern des vorliegenden Bandes nicht schwerfallen, ihn nach methodischen Prinzipien recht vehement zu kritisieren. Man wird davon Abstand nehmen, weil man das Bemühen des Verfassers merkt, sich die von der Volkskunde erstellte Literatur wirklich weitgehend nutzbar zu machen. Aber auch dieser löbliche Eifer entschuldigt den (auf S. 142 in der Anmerkung 5) versteckten Angriff nicht. Es müßte noch andere Wege zu einer Zusammenarbeit auf solchen komplexen Gebieten geben, von denen gewisse Ausschnitte hier, wie gesagt, durchaus gewinnbringend behandelt werden.

Leopold Schmidt

²⁾ Dieser Teil ist übrigens unter dem Titel „Familiengeschichtliches Symposium, zugleich ein Beitrag zur Kultur- und Geistesgeschichte Tirols unter besonderer Berücksichtigung der Familien Burgklehner, Cornet, Fröhlich von Fröhlichsburg, Fuchs, Grass, Hohenegg, Jenner, Payr und Weinhart“ im Kommissionsverlag Wagner, Innsbruck 1968 erschienen (50 Seiten, 1 Farbtafel, mehrere Abb.). Diese familiengeschichtliche Neuerscheinung kann hier wohl nicht besprochen werden, doch sei zumindest darauf hingewiesen, da sie interne Zusammenhänge auch der Forschungsgeschichte aufdeckt, die zweifellos interessant sind.

Friedrich Haider, *Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf*. 592 Seiten, 106 einfarbige Abbildungen, 48 Farbbilder auf Kunstdrucktafeln. Innsbruck 1968, Tyrolia-Verlag. S 390,—.

Ein purer Zufall hat es mit sich gebracht, daß gleichzeitig mit diesem umfangreichen Band über das lebendige Brauchtum in Tirol eine dreibändige brasilianische Volkskunde zu uns gekommen ist: Alceu Maynard Araujo, *Folclore Nacional*, Sao Paulo, 1968¹⁾. Beide Zeugnisse der Bestrebungen um eine „Folclore vivant“, um Bestandaufnahme des lebenden Brauchtums. Der beträchtliche Unterschied mag für uns darin bestehen, daß wir die Lebendigkeit der Bräuche in Brasilien kaum beurteilen können, wogegen sich die Zeugnisse für Tirol leicht nachprüfen lassen würden.

Friedrich Haider, Leiter der Heimatsendungen von Radio Tirol, hat in vielen Aufnahmen für den Rundfunk, kombiniert mit Photo-Aufnahmen, das noch und auch das wieder Lebendige im Tiroler Brauchtum festzuhalten versucht. Er hat dabei offenbar sehr viel an einschlägiger Kleinliteratur durchgearbeitet, um vor allem die örtliche Lebendigkeit feststellen zu können, die für die Rundfunkaufnahme notwendig ist. Da hat sich also sehr viel Material, mit äußerst zahlreichen örtlichen Belegen ergeben, die bis zu einem gewissen Grad auch anhand von immerhin 1108 Literaturangaben nachgeprüft wurden. Das alles für Nord- wie für Süd- und Osttirol.

Ein beachtlicher Teil dieses umfangreichen und der Natur der Sache nach ungleichmäßigen Materials ist einfach als Rohstoff vorgesetzt, mehr oder minder knapp geschildert. An manchen Stellen, beispielsweise bei den Fastnachtbräuchen, beim Nikolauslaufen²⁾ und an anderen Stellen, ist aus der Literatur einiges an Deutung, an Interpretation hineingekommen. Es sind mitunter veraltete, mitunter sogar kuriose Interpretationen, die sich da aus manchen leider auch heute noch veröffentlichten, dennoch längst überholten Publikationen in diese eigentlich der Gegenwarts-Bestandsaufnahme gewidmete Darstellung eingenistet haben. Was für den Rundfunk-Hörer unwesentlich ist, weil er die Ungleichmäßigkeit der auf viele Sendungen verteilten Darstellungen nicht bemerkt, macht sich bei der Veröffentlichung unangenehm bemerkbar. Da hätte nur die radikale Kritik des Manuskriptes durch einen gewiegten Fachmann helfen können, aber ein solcher ist offenbar gar nicht herangezogen worden. Wieder einmal also „Volkskunde auf eigene Faust“, was sicherlich manche Möglichkeit des freien Ausgreifens, der Lust an der Neuaufzeichnung, der

¹⁾ Folclore Nacional. Bd. 1: Festas, Bailados, Mitos e Lendas. 479 Seiten. Bd. 2: Danças, Recreacao, Musica. 456 Seiten. Bd. 3: Ritos, Sabença, Linguagem, Artes e Tecnicas. 425 Seiten. Jeder Band mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln.

²⁾ Gerade bei den Nikolausbräuchen, beispielsweise dem Matreier Krampuslaufen (S. 451 ff.) muß gesagt werden, daß es uns durchaus nicht unerwünscht erscheint, wenn sich Fach-Außenseiter damit beschäftigen. Der wilde Matreier Burschenbrauch zum Beispiel ist von dem Verhaltensforscher Prof. Otto König (Wien-Wilhelminenberg) in einem ausführlichen Forschungsfilm festgehalten worden, dessen Interpretation zweifellos nicht volkskundlich, sondern eben naturwissenschaftlich ist. Aber die Kenntnisnahme einer solchen Beschäftigung bedeutet doch sicherlich auch für uns eine Bereicherung, und es wäre vielleicht gut gewesen, wenn Haider von dieser völlig anderen Art, die Dinge zu sehen, Kenntnis gehabt hätte.

Freude an der unbefangenen Darstellung mit sich bringt, aber eben auch die Gefahr, außerhalb des Bereiches der Aufzeichnung unkritisch jeder zufällig bekannt werdenden Interpretation Glauben zu schenken.

Das Buch mit seinen vielen schönen Bildern und seinen frischen Aufzeichnungen von sehr vielen Zügen des Brauches und des Volksglaubens ist nicht für so kritische Betrachtungen geschrieben. Wir aber sind dazu verpflichtet, und können doch nur andeuten, was in einem solchen Fall notwendig wäre. Die kritische Nacharbeit müßte wohl im Lande Tirol selbst geleistet werden, und man sollte sich dort davor auch nicht scheuen. Die große Aufnahmearbeit Haiders würde eine derartige Nacharbeit durchaus verdienen.

Leopold Schmidt

Maria Kollreider-Hofbauer, Die schönsten Sagen Osttirols in Wort und Bild. Gesammelt und herausgegeben. Bildgestaltung von Franz Kollreider. 267 Seiten, 84 Abbildungen im Text. Innsbruck 1968, Verlag Felizian Rauch. S 98,—.

Da es keine größere Sammlung von Osttiroler Sagen gibt, und da die beiden für das Osttiroler Heimatmuseum in Schloß Bruck bei Lienz Verantwortlichen für diese Ausgabe zeichnen, greift man gern danach. Man findet etwas über hundert Erzählungen, und zu nicht wenigen davon ein kleines Photo der betreffenden Örtlichkeit. Bei näherem Zusehen muß man freilich feststellen, daß es sich um eine etwas merkwürdige landschaftliche Ausgabe handelt¹⁾. Maria Kollreider hat offenbar die großen alten Tiroler Sagensammlungen von Zingerle und von Heyl verwendet und wohl auch noch verschiedene andere Veröffentlichungen. Sie hat auch selbst aufgezeichnet, wie sie im Vorwort mitteilt. Aber alle diese Geschichten sind von ihr umerzählt, und zwar oft so gründlich, daß man nicht recht weiß, was an der jeweiligen Geschichte nun echter Sagenkern sein, und was der Umstilisierung durch die Herausgeberin zuzuschreiben sein mag. Es finden sich sicherlich sehr viele echte Sagen in dem Band, mit den bekannten Alm- und Bergmotiven, mit Geschichten von Sennerinnen, Almbuten, Saligen Frauen usw., wie sie die Tiroler Sagen seit anderthalb Jahrhunderten immer wieder bezeugen. Auch weniger bekannte, jedoch geläufige Motive wie der Grenzwettlauf (S. 29 ff.), der Klapperhans (S. 87 f.), der Teufel als Schreiber auf der Kuhhaut (S. 88 f. und 241 ff.) oder der Ewige Jude (S. 118) scheinen auf. Geschichten um Wallfahrten sind häufig, darunter auch kleine Legenden um Motivgaben, wie beispielsweise eine um die schwarze Opferhenne (S. 164, die dazugeschriebene Erklärung möchte ich lieber nicht gelesen haben), über den Opferwidder (S. 202) oder über eine kindschwere Opferkerze (S. 260).

Man merkt schon bei manchen Erzählungen deutlich, daß sie weidlich umschrieben worden sein müssen. Aber einige Geschichten erweisen sich dann als reine Erfindungen, ganze kleine Novellen, so die vom Erlöschen des Mithraskultes (S. 215 ff.) oder jene von den keltischen Königen in Aguntum (S. 246 ff.). Das bestürzt einigermaßen, denn wenn man gern zugeben wird, daß eine landschaftliche Sagensammlung ruhig auch

¹⁾ Ich fühle mich nicht befugt, über die in den Anmerkungen dieses Buches verstreuten Ortsnamen deuten zu urteilen. Sie stammen nach der Mitteilung der Herausgeberin (S. 6) zum Großteil von einem aus Jugoslawien gekommenen Pfarrer. Daher wohl die Ableitung von sehr vielen Namen aus dem Slawischen, wobei manche auf den ersten Blick als fraglich erscheinen müssen.

guter Lesestoff sein kann, so darf dies doch nicht so weit gehen. Sagen, die zumindest einen echten Kern haben, mit Novellen in der Art der historischen oder pseudohistorischen Dichtungen des 19. Jahrhunderts zusammen zu veröffentlichen. Das ergibt für alle Beteiligten nur Verwirrungen. Die wissenschaftliche Sagenforschung muß sich Handexemplare des Buches durchschießen lassen und die vermutlichen Quellen zu den Sagen eintragen, die von der Herausgeberin leider nicht angeführt wurden. Da es sich um Weiterführungen der sowieso schon im 19. Jahrhundert romantisch formulierten Texte handelt, wird die Suche nach den alten Erzählkernen sicherlich problematisch bleiben.

Selbst die gutgemeinten, aber technisch nicht immer geglückten Bilder sind ja nicht ganz unproblematisch. Daß manche Kirchen auf diesen Bildchen bedauerlich schief stehen, müßte wohl nicht sein. Verschönerungen wie die Aufnahme eines Ausschnittes aus einem Greco unter dem Sagentitel „Der Todsucher“ (S. 161) wird man vielleicht mit einer gewissen Verblüffung hinnehmen. Inwieweit und wieso der auf S. 213 abgebildete Heilige, eine Barockplastik, ein hl. Rupertus sein kann, entzieht sich meiner Kenntnis.

So hinterläßt der Band, den man doch mit einigen Hoffnungen erwartet hat, etwas gemischte Gefühle.

Leopold Schmidt

Matthias Zender. Die Verehrung des hl. Quirinus in Kirche und Volk. 124 Seiten, 42 Abbildungen auf Tafeln, 5 Karten. Neuß am Rhein, 1967, Rheinland-Verlag.

Wenn man in Süddeutschland und in Österreich von einem hl. Quirinus, dem „Sankt Krein“ des Mittelalters, spricht, so ist der Heilige von Tegernsee gemeint. Die anderen sechzehn Heiligen des gleichen Namens sind hier so gut wie unbekannt. Nur einmal, in Sellrain bei Innsbruck, soll sich die Nennung eines hl. Quirinus auf den Heiligen von Neuß beziehen, dem dieses Buch gewidmet ist.

Am Niederrhein und in seinem Umland, von Belgien bis in die Eifel und noch weit darüber hinaus, ist der hl. Quirinus, der Stadtpatron von Neuß, „der“ hl. Quirinus. Ein römischer Heiliger, der im Bild eines mittelalterlichen Ritters verehrt wird, ähnlich wie seine Gegenstücke, der hl. Gereon in Köln oder der hl. Viktor in Xanten oder auch der hl. Patroclus in Soest. Xanten oder Neuß erscheinen ja heute noch geradezu um die gewaltigen Münster dieser jeweiligen Patrone herumgebaut, ihre Ausstrahlung in alter Zeit mutet ganz selbstverständlich an.

Matthias Zender, ein Meister der kirchlichen Volkskunde wie der kartographischen Verbreitungsforschung, hat in diesem Buch eine hervorragende Probe der Kombination dieser Gebiete und Methoden gegeben. Die vielfach erforschte Verehrungsgeschichte des Neußer Heiligen, die in der Zeit der auch für die österreichische Geschichte bedeutsamen „Neußer Fehde“ von 1475 kulminiert, wird in klar gegliederten Abschnitten vorgeführt. Während um 1200 St. Quirin in den Vogesen und Neuß in der Verehrung des Heiligen noch wetteifern, hat die Aufhebung der Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen 1475 die besondere Bedeutung des Neußer Stadtpatronen gezeigt, im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert werden Pilgerzeichen, Devotionalien usw. weithin verbreitet und regen insgesamt ungefähr 500 Orte zur Verehrung des Heiligen an. Die Karten erweisen das Ansteigen der Verehrung rheinaufwärts, aber auch die Streuung nach dem Westen und nach dem Norden, bis Dänemark und Schweden. Die genaue Beherrschung der belgi-

schen und französischen Literatur, ein großes Plus für Zenders Studien überhaupt, erweist sich auch hier wieder vorzüglich fördernd.

Was für die Verehrungsgeschichte gilt, trifft nicht minder für die Kapitel über die eigentliche Volksverehrung zu: Genaueste Erhebung aus der oft so gut wie ungreifbaren örtlichen Literatur und aus allen anderen Quellen (Befragungen, brieflichen Auskünften usw.) läßt das Bild der Wallfahrten, der Segnungen, der speziellen volksmedizinischen Bräuche bei den „Notfällen, in denen Quirinus hilft“ entstehen. Mancher Zug, der bisher überbetont, oder falsch interpretiert wurde, beispielsweise die Verwendung von Eichenblättern im Quirinuskult einiger Orte, wird auf sein eigentliches Maß zurückgeführt. Eine gerechtfertigte Zurückhaltung hinsichtlich archäologischer Deutungen, die Kontinuitäten zu „heidnischen“, eventuell keltischen Bräuchen versucht haben, durchzieht deutlich, wenn auch mit vornehmer Unaufdringlichkeit vorgetragen, diese Ab-schnitte¹⁾.

Eine vorbildliche Arbeit also, deren Herausgabe der Vereinigung der Heimatfreunde Neuß zu danken ist, die aber weit über deren Kreis hinaus bekannt zu werden verdient.

Leopold Schmidt

Lutz Röhrich, **Gebärde, Metapher, Parodie**. Studien zur Sprache und Volksdichtung. 238 Seiten. Düsseldorf 1967, Pädagogischer Verlag Schwann.

Neben der Arbeit an seinen großen, jeweils zweibändigen Werken zum Volkslied und zur Volkerzählung hat Lutz Röhrich, germanistisch geschulter Vertreter der Volkskunde, bisher in Mainz, nunmehr in Freiburg im Breisgau, Zeit und Lust dazu gefunden, drei kleinere Studien zu einem lesenswerten Band zusammenzufassen. Zum Teil sind die Arbeiten in kürzerer Form schon früher erschienen, meist an Erscheinungsorten, die es wünschenswert erscheinen ließen, sie noch einmal vermehrt und eben sachlich zusammengeordnet, erscheinen zu lassen.

Die erste Studie „Gebärdensprache und Sprachgebärde“ gilt einem heute von mehreren Seiten bearbeiteten Thema, das Röhrich durch die Heranziehung zahlreicher älterer und neuerer Bildzeugnisse in willkommener Weise bereichert hat. Es ist immer wieder erstaunlich, wieviele Züge des alten traditionellen Gebärdenswesens gelegentlich auch einmal ihre Verbildlichung erfahren haben, und zum Teil wohl dadurch auch ganz besonders lebendig geblieben sind. Von der „Feige“ bis zum Vogel, der sich bei der eigenen Nase nimmt, kann man da viele alte Bekannte wiederfinden. Die zweite Abhandlung „Verhüllende Metaphorik in der Volksdichtung“ ist eine gründliche Übersicht über das weite, wichtige Gebiet. Wortverhüllun-

¹⁾ Diese kritische Einstellung muß man sich auch dem netten, in vieler Hinsicht verdienstvollen Büchlein von Ry Boissaux, *Das Quirinusheiligtum Sankt Grein im Petrustal*. Ein Brunnen, eine Felsenkapelle und ein Heiligenhäuschen (Luxemburg 1966) gegenüber bewahren. Auch hier wird auf die eventuelle Kontinuität zur keltisch-römischen Überlieferung, die an sich durch den Fund eines Drei-Müttersteines ist der Nähe bezeugt erscheint, zu großer Wert gelegt. Aber in der Intensität der Beschreibung der wallfahrtlichen Einzelheiten dieser Felsenkapelle und des Nachlebens der an der Umgebung haftenden Legenden ist das Büchlein von Boissaux anderen ähnlichen Veröffentlichungen überlegen, und auch durch seine reiche Bebilderung sehr informativ (58 Seiten, 25 Abb.).

gen, Bildlichkeit und Gebrauchsfunktion des Sprichwortes, die „verbergende Sprache der Liebe“ im Volkslied, Metaphernsprache in Sage, Märchen und Schwank kommen zur Sprache, und sehr vielseitig werden schließlich Gründe und Sinn der jeweiligen Verrätselung dargetan. Der Beitrag scheint mir besonders für den Deutschlehrer bestimmt; der Unterricht in den Oberklassen ließe sich durch die Auswertung dieser Ausführungen sicherlich sehr bereichern. — Die dritte Abhandlung „Volksüberlieferung und Parodie“ zeigt dagegen den Erzählforscher Röhrich auf sonst unbegangenen Wegen. Das Element der Parodie hat volkswundlich und sittengeschichtlich eingestellte Literaturhistoriker schon immer angezogen, und man kann daraus auch immer wieder lernen. Röhrich führt aus, was es an Parodien im Bereich des Religiösen und des Volksglaubens gibt, an Märchenparodien, und kann sogar eine Reihe von zwölf Parodien auf das „Rotkäppchen“ vorlegen und analysieren. Dann wendet sich die Abhandlung der Parodierung von Volks- und Kunstliedern im Volksmund zu, parodistisch verwendeten Zitaten und geflügelten Worten, und schließlich den Sprichwörtern, Sagwörtern („Wellerismen“) und Redensarten gleicher Art. Das Gebiet ist überaus reich und vor allem lebendig.

Sicherlich gehören Aufarbeitungen dieser Art zum Teil zum Penum, das für Vorlesungen und Übungen auf diesem Gebiet erledigt werden muß, und Röhrich, der als vorzüglicher Pädagoge unseres Faches gilt, hat hier aus dem Vollen seiner Vorlesungsvorbereitungen schöpfen können. Aber es erscheint mir doch sehr gut, daß er diese Verarbeitungen derartiger Stoffgebiete auch als Veröffentlichung vorlegt. Man weiß auf diese Weise doch auch, in welcher Richtung die Studenten unseres Faches zumindest an einigen deutschen Universitäten geschult werden, was wiederum wichtig sein dürfte, wenn man sich ein realistisches Bild von der Zukunft des Faches machen will. — Das kleine Buch ist mit viel Recht Kurt Ranke in Göttingen gewidmet.

Leopold Schmidt

Antaios. Herausgegeben von Mircea Eliade und Ernst Jünger.
Schriftleitung: Philipp Wolff-Windegg. Bd. IX. 596 Seiten.
Stuttgart 1968, Ernst Klett Verlag.

Ob man unser Fach ein- oder mehrsträngig betreibt, ob man es auf eine Ebene einschränken will oder vergleichend bearbeitet, man ist verpflichtet, nach verschiedenen Richtungen über den Zaun zu schauen. Von besonderem Nutzen vor allem für die Erforschung des Volksglaubens und Volksbrauches war es immer, zumal in die Richtung auf die Religionswissenschaft und alle ihr benachbarten und verwandten Fächer zu blicken, um zu wissen, wie die Dinge, die häufig genug ebenso unsere Dinge sind, gesehen, bearbeitet, bewertet werden.

Die nunmehr schon im 10. Jahrgang stehende sehr unabhängige Zeitschrift „*Antaios*“ hat sich als ein lohnendes Ziel solcher Blicke über den Zaun bewährt. Auch im abgeschlossen vorliegenden Bd. IX. findet man wieder manche Beiträge, die man einfach für unser Fach kennen muß, und ferner eine beachtliche Zahl weiterer, die man jedenfalls zur Kenntnis nehmen sollte. Die Zahl der rein theoretischen, unanschaulichen Beiträge, die man sich eventuell ersparen kann, ist gering. Dagegen sind manche Beiträge einem gemeinsamen Anliegen, dem Thema eines Heftes etwa, zugeordnet, was immer von Nutzen ist.

Hier nur kurz ein Hinweis auf die für uns vielleicht wichtigsten Beiträge des Bandes. Da schreibt etwa der Grazer Herbert Fischer über

das rechtsgeschichtlich so wichtige Thema „Das Recht fällt vom Himmel“, und Mircea Eliade erörtert das Verhältnis von „Schöpfungsmythos und Heilsgeschichte“. Der Beitrag „Saturnalien, Satire, Utopie“ von R. C. Elliot korrespondiert in gewissem Sinn mit dem „Arkadien und Utopie“ überschriebenem Artikel von J. Schickel. Die Abhandlung „Vom guten Gebrauch des Leibes“ von R. W. Fischer läßt sich zu jener mit der Überschrift „Historische Aspekte einer Symbolik des Leibes“ von H. Schipperges stellen. Aber auch direkt religionswissenschaftliche Beiträge wie „Krisis und Erneuerung der Religionswissenschaft“ von Mircea Eliade wird man mit Gewinn lesen. Manche andere gehören dagegen wohl jener Art von säkularisierter Theologie an, der man in der Literatur der Gegenwart ja nicht selten begegnet. Aber anderes, beispielsweise manche Beiträge zur Symbolik, erscheinen uns sachlich wichtiger, etwa die Abhandlung über den „Kelch“ von Photina Rech.

Ich glaube, daß sich die kluge, zähe Planung der einzelnen Hefte, wie sie Philipp Wolff-Windegg anstrebt, in steigendem Ausmaß bezahlt macht. Der „Antaios“ wird dadurch keineswegs eine Fachzeitschrift, ja er bleibt seiner Linie, Zeitschrift keines Faches zu sein, durchaus treu, und bietet doch uns und unseren Nachbarfächern dauernd sehr viele Anregungen. Dazu kommt noch, daß der größte Teil der Artikel lesbar, zum Teil sogar mit künstlerischem Anspruch geschrieben ist. Es wäre sehr schön, wenn man das auch von unseren Fachzeitschriften sagen könnte.

Leopold Schmidt

Gustav Fr. Meyer, **Schleswig-Holsteiner Sagen**. Herausgegeben. 362 Seiten, mit 16 Tafeln und 42 Textbildern. Düsseldorf 1968, Eugen Diederichs Verlag. DM 19,80.

Diese Sammlung ist in der Reihe „Deutscher Sagenschatz“ zuerst im Jahre 1929 erschienen. Und wie die anderen Bände des von Paul Zaunert geleiteten „Sagenschatzes“ hat sie weit weniger Beachtung gefunden, als sie verdient hätte. Auch zu kritischen Beurteilungen hat man sich damals offenbar weniger veranlaßt gefühlt als etwa bei den Bänden der „Märchen der Weltliteratur“ des gleichen Verlages. Dessenungeachtet sind die Bände des „Sagenschatzes“ längst vergriffen, auch für Bibliotheken oft nicht mehr greifbar, weshalb es wirklich richtig erscheint, sie in Form von anastatischen Neudrucken wieder zugänglich zu machen.

Das ist also wie bisher schon bei den Bänden aus Westfalen, aus Schlesien und aus dem Schwarzwald so nun auch hier geschehen. Der Band steht mit seinem Frakturdruck und seinen vielen Abbildungen wieder zur Verfügung, nur zwei Seiten Vorbemerkung hat Kurt Ranke einfügen dürfen, der sich selbst so ausführlich mit den Märchen aus Schleswig-Holstein beschäftigt hat. Ihm ist diese mehr oder minder nordgermanische Sagenwelt besonders vertraut, er hat die Arbeitsweise von Gustav Friedrich Meyer genau gekannt und würdigt sie nunmehr in schlichten Gedenkworten. Wir möchten aus diesem Geleitwort nur einen kurzen, aber wichtigen Absatz zitieren: „1925 erschienen (von G. Fr. Meyer) die „Rendsborger Sagen“, im gleichen Jahr seine „Plattdeutschen Märchen und Schwänke“, 1929 dann der vorliegende Band. 1933 gab er ein Typenverzeichnis der schleswig-holsteinischen Volksmärchen heraus und 1935 seine „Erzählungen vom ‚Starken Mann‘ in Schleswig-Holstein“. Wie Wisser beabsichtigte er ein Buch über seine Erzähler zu veröffentlichen. Der Tod hat ihm die Feder bei den letzten Kapiteln aus der Hand genom-

men. Am 29. Juli 1945 ist er in Neustadt in Holstein gestorben. Wahrscheinlich ist er, wie seine letzten Briefe bezeugen, verhungert. Das wäre also im 67. Lebensjahr gewesen.

Wie dem auch sei, es ist gut, daß der Band wieder vorliegt, mit dem sich die interne Sagenforschung sicherlich vielfach wird auseinandersetzen müssen.

Leopold Schmidt

Siegfried Sieber, Von Annaberg bis Oberwiesenthal. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Elterlien, Annaberg-Buchholz, Oberwiesenthal und Hammerunterwiesenthal (= Werte der deutschen Heimat. Bd. 13) 273 Seiten, 16 Abbildungen auf Tafeln, Skizzen und Karten. Berlin 1968. Akademie-Verlag, MDM 12,50.

Der neueste Band dieser von der Kommission für Heimatforschung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegebenen Reihe behandelt das Westerzgebirge. Diese vom Bergbau und von der Hausindustrie weitgehend bestimmte Landschaft wird wieder von allen Seiten, nicht zuletzt von der geologischen und der bergbaugeschichtlichen her, erfaßt, und auch bei den einzelnen Orts- und Bergbeschreibungen stehen die diesbezüglichen Angaben weit im Vordergrund. Aber mitunter schließen sich an die historischen und kunsthistorischen Angaben doch noch einige volkskundliche an. Besonders viel ist von bergmännischem Volkskunstgut zu erfahren, beispielsweise von bergmännischen Sargschilden (S. 86). Bemerkenswert die Angabe über die eigens angefertigten Bauernhausmodelle in Königswalde (S. 124). Von Fastnachtbräuchen wird einmal das Spießrecken (mit entsprechenden Heischeversen) angeführt (S. 155, 201). Die Erforschung der erzgebirgischen Weihnachtskunst kommt mit der Erwähnung der Weihnachtsberge (Cranzahl S. 136) und der Krippen (Oberwiesenthal S. 200) zur Geltung. Neben den Einzelheiten erfährt man selbstverständlich sehr viel von den charakteristischen Nebengewerben des Bergbaues, also von Holzfällern, Flößern, Fuhrleuten, Köhlern, Pechern, Glashüttenleuten usw. Aber besonderer Wert wird natürlich auf die Bortenweberei und die Klöppelspitzenerzeugung gelegt, ortsständigen Hausgewerben, die ihre Geltung bis zur Gegenwart nicht ganz eingebüßt haben. Diesbezüglich freilich könnte das Buch wohl besser und ausführlicher illustriert sein, die wenigen Schwarz-Weiß-Skizzen von Posamentierermeisterstücken und Nähgimpen aus dem Annaberger Erzgebirgsmuseum bedeuten doch wirklich nur eine Kostprobe (S. 68, 69).

Leopold Schmidt

Gudrun Staudt und Will-Erich Peuckert, Nordfranzösische Sagen (= Europäische Sagen, Bd. VI) 224 Seiten. Berlin 1968, Erich Schmidt Verlag. DM 39.—.

Die von Peuckert gegründete Sagensammlungsserie, deren Texte auf den Beiträgen alter Zeitschriften beruhen, wächst immer weiter. Diesmal hat Peuckert die alten, zum Teil wohl recht selten gewordenen französischen Zeitschriften „Mélusine“ und „Revue des traditions populaires“ durcharbeiten lassen, wobei die Sagenaufzeichnungen darin übersetzt und knapp kommentiert wurden. Sie sind als Sagen aus Nordfrankreich, aus dem „fränkischen Frankreich“ gedacht, ein südfranzösischer Band wird also zur Ergänzung folgen müssen. Die alten Zeitschriften werden sicherlich das Material dazu stellen. Peuckert gliedert das auf diese eigentlich

recht einfache Art gewonnene Material wieder nach seinen gewohnten Gruppen, also von „Mana und Tabu“ bis zu „Älte Zeiten und ihre Herren“, und kommentiert die 336 Seiten knapp, nur in seltenen Fällen, wie bei Nr. 272 (Versunkene Glocke) mit überreichlichen Vergleichshinweisen. Da handelt es sich also offenbar noch immer um Vorratsmaterial zu seinem unvollendet gebliebenen „Handwörterbuch der Sage“.

Das Material ist bunt wie in allen alten Sammlungen, vielfach mit Legenden oder Legendenresten untermischt. Da es sich um Übersetzungen handelt, ist die oft „literarische“ Einkleidung des französischen Aufzeichners mitübernommen worden, was so richtige Texte des 19. Jahrhunderts ergibt, ungefähr mit Einleitungen wie der folgenden (Nr. 254): „Dem Radsport fehlte bisher sein Gespenst; diese Lücke ist nun gefüllt . . .“ Hoffentlich werden diese Texte nicht zu Untersuchungen über die Erzählform der Sage verwendet.

Es ergeben sich bei einem derartigen Material selbstverständlich mannigfache Schwierigkeiten. So schon geographischen, denn unter „nordfranzösischen Sagen“ kann man wohl noch lothringische einbeziehen; die Aufnahme von Aufzeichnungen aus Luxemburg wird man dagegen ebenso wenig verstehen wie von anderen aus dem Elsaß. Noch dazu, wenn es sich dann noch um Sagen handelt, die bereits in (deutschen) Sagensammlungen aus dem Elsaß erschienen waren, dann aus irgendeinem Grund für die „Revue“ übersetzt wurden, und nunmehr aus dieser übersetzt hier wieder auftreten. Ein anderes Problem stellen die nicht seltenen lokalen oder provinziellen Ausdrücke dar, die nur zum Teil übersetzt sind, oft im französischen Originalausdruck angeführt werden, zum Teil anscheinend auch unübersetzbar sind. Das gilt beispielsweise für Sachgüterbezeichnungen, die sich bekanntlich sehr häufig nur schlecht übersetzen lassen. Dadurch wird dann freilich mitunter der Sinn der betreffenden Geschichte unklar. Man könnte den Band wohl geradezu von romanistischer Seite kommentieren, und würde einige Ergebnisse erzielen.

Aber nichtsdestoweniger ist er willkommen, weil er eben doch sehr viel Sagengut in deutscher Sprache vermittelt, das man sonst kaum beachtet hat.

Leopold Schmidt

Martin Scharfe, Evangelische Andachtsbilder. Studien zu Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raumes (= Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, Bd. 5), 366 Seiten, 161 Abb. Stuttgart 1968, Müller & Gräff. DM 28,50.

Es ist immer wieder interessant zu sehen, wie sich verschiedene Ansätze aus den Dreißigerjahren heute ausgestalten lassen. Die derzeit lebhafteste Beschäftigung mit der volkstümlichen Graphik erinnert stark an Adolf Spamer, der Rückgriff auf evangelische Volksfrömmigkeit an Werner Peuckert und Max Rumpf. Es kommen offenbar bestimmte örtliche und zeitliche Anregungen noch dazu: Eine gewisse Selbstbesinnung in Württemberg, das Volksleben in seiner Gewordenheit auch dort so zu nehmen, wie es sich eben darbietet, und der Zug zum Sammeln und Ausstellen von Graphiken, Bilderbogen usw., der in Frankreich und den Niederlanden erneut eingesetzt hat, und auf deutschem Boden von Rudolf Schenda, Christa Pieske, Wolfgang Brückner usw. eifrig nachkultiviert wird. Kleine Ausstellungen in Tübingen wie in Frankfurt haben diese erneute Anteilnahme erwiesen, und Bildvolkskunde, Moritatenforschung usw. haben sicherlich einen gewissen Gewinn davon.

In alle diese Zusammenhänge läßt sich die wichtige Dissertation von Scharfe stellen, der schon als Mitarbeiter Bausingers an dem Bildband „Volksfrömmigkeit“ (Stuttgart 1967) erfolgreich hervorgetreten ist. Es war damals schon zu betonen, daß er das schwierige, sonst kaum behandelte Gebiet der evangelischen Bildfrömmigkeit dabei bekanntmachen konnte. Die vorliegende stattliche Doktorarbeit zeigt nun die gründliche Fundierung. Alle im Protestantismus viel behandelten Probleme der Möglichkeit einer gewissen Bildfrömmigkeit werden hier gewissenhaft, wenn auch immer mit einer gewissen kämpferischen Schärfe durchbehandelt. Wesentlicher ist der Abschnitt „Bildtypen und ihre Funktion“, der im Kapitel „Bilder der Gottheit“ viel genau erarbeitete Belege zu uns so wohl bekannten Bildtypen wie Gnadenstuhl, Tetragramm, Fünf-Wunden-Andacht, Christus als Apotheker, Guter Hirte usw. bringt. Bei den „Heiligenbildern“ wird am Problem der Lutherbilder nicht vorbeigegangen, bei den „Bildnissen“ finden sich altbekannte schwierige Fragen wie die des pietistischen Selbstbewußtseins usw. kritisch behandelt. Ein weiterer Hauptabschnitt „Zur Relativität des Bildwerts“ läßt weiterführende Gedanken hinsichtlich des Problemes zu, in welchem Ausmaß doch das 19. Jahrhundert „protestantisch“ geworden war. Man kommt weit über die rein volkskundlichen Probleme hinaus, wenn man die Gebiete der weltlichen Architektur, der Dichterdenkmäler usw. einmal von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet. Scharfe bleibt bei seinen eigenen Problemen, also Schmückung oder Nichtschmückung des Kirchenraumes etwa, Bedeutung des Bildes im Wohnraum, „Dekoratives Wort“, und was sich hier alles ergibt.

Die reichgegliederte Arbeit, die auch mit ausreichend vielen Bildern ausgestattet ist, ist mehr als eine normale Dissertation und anregend wie so viele Arbeiten aus der Schule Bausingers. Ihre Probleme sind vielfach nicht die der geläufigen, sagen wir einmal bayerisch-österreichischen Volkskunde, und sie werden auch von den Sammlungen nicht als solche behandelt. Dennoch wird sich eine gewisse Intensivierung der verschiedenen allenthalben doch vorhandenen Graphikbestände auf die Dauer nicht umgehen lassen. Zu ihrer Einschätzung wird das vorliegende Buch ebenfalls beitragen können.

Leopold Schmidt

Louis Carlen, **Brig** (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 13). 27 Seiten und 32 Bildtafeln. Bern 1968. Verlag Paul Haupt. Fr. 8,—.

In die stattliche Reihe der stets gut bebilderten „Schweizer Heimatbücher“ fügt sich das Bändchen über Brig im Oberwallis vorzüglich ein. Der Rechtshistoriker Louis Carlen, uns durch seine starke volkskundliche Neigung wohl bekannt, hat es unternommen, eine lesenswerte Skizze über seinen Heimatort zu geben. Neben Kirchen und Adelsitzen sind volkskundliche Aufzeichnungen wie jene über den Jahreslauf nicht vergessen, wobei die Bedeutung des Katholizismus für die Brauchgestaltung auch hier deutlich wird. Auch der Schulbrauch ist nicht vergessen, was bei der althedeutschen Schultradition von Brig besonders verständlich ist. Nicht umsonst hat schließlich Albert Carlen 1950 seine wichtige Arbeit „250 Jahre Studententheater im deutschen Wallis“ (Vallesia, Bd. 5, S. 229 ff.) veröffentlicht, eine auch von der Volksschauspielforschung beachtete Publikation.

Die Bilder von István Rácz haben die Stimmung von Brig inmitten seiner Berge vorzüglich eingefangen. Bilder von alten dörflichen Blockbauten, von Trachtenporträts der adeligen Damen von einst, von volkstümlicher Kirchenkunst bedeuten eine schöne Bereicherung unserer Anschauung.

Leopold Schmidt

Emil Saurer. Twann. Ein Rebauerndorf am Bielersee (— Berner Heimatbücher, Nr. 104) 48 Seiten, davon 17—48 Abb. Bern, Verlag Paul Haupt, 1968. DM 8,—.

Ein gut photographiertes Heimatbüchlein über ein kleines Berner Dorf am Bielersee. Für uns interessant, weil man sich einmal eine Vorstellung vom gegenwärtigen Leben in einer kleinen schweizerischen Weinbaugemeinde machen kann. Landschaft und Bevölkerung, vom geschichtlichen Standpunkt aus, werden kurz dargestellt, vor allem die wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge der Rebleute mit den verschiedenen geistlichen Herrschaften (Engelberg, Johanniterkommande Bodensee usw.). Was früher mehr Landwirtschaft, aber auch Gewerbe, wie Gerberei war, ist ganz dem Weinbau gewichen. Die Modernisierung des Weinbaues hat Erinnerung an altes Gerät gerade noch in den verschiedenen Wappen erhalten. Aber charakteristische Gefäße wie die hölzernen „Mostzüber“ tun doch noch immer ihren Dienst.

Leopold Schmidt

Museografia e Folklore. Sonderheft der Zeitschrift „Architetti di Sicilia“. Palermo, Jänner—Juli 1968. Nr. 17—18. 116 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

„Die Volkskunde ist nicht tot!“, hat Albert Marinus vor einigen Jahren in einer seiner temperamentvollen Broschüren ausgerufen. Wahrhaftig, man hat mitunter den Eindruck, daß diese unsere Volkskunde von Zeit zu Zeit sogar ein recht kräftiges Leben bekundet, und vielen am Webstuhl der Zeit Wirkenden durchaus geeignet erscheint, zeitgemäß zu leben und zu arbeiten, und dies auch anschaulich darzubieten.

Ein schönes Beispiel dafür hat der vom 21. bis zum 23. November 1967 in Palermo abgehaltene kleine Kongreß „Seminario di studi a cura dell'associazione per la conservazione delle tradizioni popolari e dell'istituto di composizione architettonica della facoltà di architettura dell'università di Palermo“ erbracht. Unter dem Vorsitz des Präsidenten des sizilianischen Volkskunde-Vereines Prof. Antonio Pasqualino fanden sich viele Vertreter der Volkskunde zusammen, um vor allem neue Möglichkeiten der volkskundlichen Museologie zu besprechen. Alberto M. Cirese, der rührige Vertreter der sardischen Volkskunde, behandelte die Probleme der Volkskunde-Museen überhaupt, besonders die ihrer Funktion als Forschungszentren. Giuseppe Samona schlug die Brücke von den Aufgaben der Museen zur Einbindung ihrer Bauten in die Stadtarchitektur. Gaetano Perusini konnte auf die glückliche Realisierung der volkskundlich-museologischen Aufgaben im Museum der friulaner Volkskunde in Udine hinweisen. Diego Carpitello brachte die Rolle der Volksmusikinstrumentenforschung in den Museen zur Sprache. Die mitunter vernachlässigte Frage der Wörter- und Sachen-Beziehungen bei den Museumsobjekten wurde von Giorgio Piccitto behandelt. Selbst die fast nie behandelte Frage der Bibliotheken in den Volkskundemuseen fand in Giuseppe d'Anna ihren Sprecher. Angesichts der Tatsache, daß die Volkskundemuseen häufig die größten Fachbibliotheken überhaupt besitzen, scheinen solche Ausführungen besonders wichtig.

Zu diesen und den weiteren Vorträgen, zu denen jeweils auch die Diskussionsbeiträge veröffentlicht sind, trat die bedeutende Ausstellung „Immagini del folklore siciliano“ mit den Aufnahmen von Enzo Sel-

lerio. Man merkt, wie der latente Zug des „Neoverismo“ die italienische Foto-Folklore, wenn man einmal so sagen darf, befruchtet hat. Das haben uns verschiedene Bildbände schon gelehrt, das konnte auch diese Ausstellung wieder zeigen, von der dieses Kongreßheft auch einige bezeichnende Bilder bringt. Keine Frage, daß damit ein selbstständiger Beitrag Italiens zur Gegenwarts-Volkskunde geschaffen wurde.

Im weiteren mußte sich das Seminar selbstverständlich besonders mit den Möglichkeiten von modernen Zubauten zum Museo Pitre beschäftigen. Man kann nur wünschen, daß dieses für die Geschichte der Volkskunde so wichtige Museum wirklich allseits entsprechende Neubauten bekommen wird.

Leopold Schmidt

Aleksander Jackowski — Jadwiga Jarnuszkiewicz,
Polnische Volkskunst. Aus dem Polnischen übersetzt von Karol Sauerland. Großformat, 476 Seiten mit 521, zum Teil farbigen Abbildungen. Wien und München 1968. Verlag Anton Schroll & Co. S 460,—.

Ein sehr stattlicher Bildband, an dem sicherlich gut ist, daß er nicht nur in Warschau in polnischer, sondern auch in Wien in deutscher Sprache erschienen ist. Wir sind an sich nicht arm an Volkskunsthilfsmittel über Polen. Die Ausstellung des Schweizerischen Volkskundemuseums von 1961 hat gute Einblicke vermittelt, und außerdem ist vor zehn Jahren, 1957, der schöne Band „Polnische Volkskunst“ von Irena Czarnicka mit dem Text von Tadeusz Delimat erschienen. Aber der vorliegende Band, der vor allem das Material der polnischen Museen ausschöpft, ist noch stattlicher.

Der Bildteil vermittelt einen sehr reichen Querschnitt durch die ältere bäuerliche Volkskunst in den verschiedenen Landschaften, wobei durch einen gewissen Siebungsprozeß im wesentlichen das dargeboten erscheint, was man im engeren Sinn als „polnisch“ bezeichnen kann. Von den Holzkirchen und den Holzplastiken der Bildstöcke bis zu den Scherenschnitten, von den mehr oder minder improvisierten Masken zu den Hinterglasbildern, den Ofenkacheln und den Hirtengeräten wird alles vorgeführt, was in der Summe eben „polnische Volkskunst“ ergibt, wobei ausdrücklich darauf hingewiesen wird, daß es sich um Erscheinungen handelt, die aus gesellschaftlichen Zuständen verstanden werden müssen, welche mit dem Jahr 1945 ihr Ende gefunden haben. Das gilt aber freilich kaum auf allen Gebieten, denn die bedeutenden Bereiche der religiösen Volkskunst, und das katholisch-religiöse Element in der polnischen Volkskunst ist ganz außerordentlich stark spürbar, diese Bereiche erscheinen noch immer gegeben und beispielsweise im Bau der weihnachtlichen Schopka auch durchaus lebendig.

Man wird sich also am ehesten an die reiche Bebilderung des Bandes und das gut gearbeitete Abbildungsverzeichnis halten müssen, das jeweils auch das betreffende objektbesitzende Museum und womöglich sogar die Inventarnummer der Stücke angibt, als etwa an die Einleitung von Jackowski. Es handelt sich um einen Essay, dessen sachliche Fundierung sicherlich spürbar ist, an dem man aber doch den Mangel der Übereinstimmung mit der zeitgenössischen Volkskunsthilfsmittel in Mitteleuropa merkt. Zweifellos kennt Jackowski die einzelnen Volkskunstgruppen und ihre Probleme sehr genau, aber bei einer solchen essayistischen Darstellung ergeben sich fast automatisch gewisse Verallgemeinerungen, und für den von einer anderen Seite herkommenden Leser

werden zudem andere Fragenkomplexe virulenter als die vom Verfasser herausgegriffenen. So manche Verallgemeinerung entspricht unserer Einstellung überhaupt nicht mehr. Wenn es z. B. S. 5 heißt: „Wenn man die Werke der Volkskunst anblickt, fragt man im allgemeinen nicht weiter nach den Ursachen, die zur Entstehung dieser oder jener Form geführt haben“, dann kann es sich nur um eine rhetorische Frage handeln, denn auch Jackowski fragt im folgenden doch mehrfach nach solchen Ursachen. Und vollends die anschließende Behauptung „Ja, uns interessiert nicht einmal besonders, welche Funktion diese Werke in ihrem Milieu und ihrer Zeit wirklich hatten“, stimmt nicht im mindesten, und Jackowski selbst muß die Frage nach der Funktion im weiteren oft genug sowohl stellen wie auch beantworten. Freilich läßt er sich trotz einer zweifellos vorhandenen positiven Einstellung zu seiner oft so ärmlich und ungekonnt anmutenden Volkskunst noch zu Vergleichen verführen, die uns heute nichts mehr besagen. Ein Satz wie (S. 9) „Überraschend sind Ähnlichkeiten mit der mexikanischen (Scherenschnitte, Ornamentik, Koloristik) oder japanischen Volkskunst (Gewebe, Keramik, Bauwesen)“ zeigt die Abseitsposition der polnischen Volkskunsthochschule. Mit solchen haltlosen, ahistorischen Hinweisen stellt sich Jackowski außerhalb der wirklichen Volkskunsthochschule von heute, solche Sätze kommen bei kenntnislosen Zeitungsschreibern vor, sollten aber in Fachwerken (zumal in deutscher Sprache) nicht mehr auftauchen. Ähnlich steht es mit einem Satz wie dem folgenden (S. 11): „Aus dem heidnischen Kult lassen sich die wächsernen Votivfiguren erklären, die noch bis vor kurzem hergestellt wurden.“ Man muß schließlich nicht knapp östlich von Mitteleuropa die gesamte neuere religiöse Volkskunde verschlafen.

Wie gesagt, wir sind überzeugt davon, daß Jackowski in gewissen Grenzen seinen Stoff kennt und ihn mit Liebe darbietet. Der Bildteil beweist, daß die Vielfalt und Vielschichtigkeit des Stoffes erkannt wurde und nunmehr auch darzustellen versucht wird. Daß innerhalb dieser Vielschichtigkeit das Element der deutschen Anregungen so gut wie gar nicht berücksichtigt erscheint, muß auf das Konto der Zeitgeschichte geschrieben werden. Ein einziger Satz des Einleitungsskizzes sagt immerhin (S. 15): „... die West- und Nordgebiete mit ihrer besonderen Geschichte und Kulturtradition, die gewisse Elemente mit der deutschen Volkskunst gemein hat.“ Von den einstmaligen deutschen Städten, von den deutschen Sprachinseln (mit insgesamt 2 Millionen Deutschen), von allen diesen offenen Problemen ist nicht die Rede. Da aber Volkskunde unter anderem auch eine historische Disziplin ist, kann man darüber nicht so hinweggehen.

Leopold Schmidt

Ilona Tombor, Magyarországi festett famennyezetek és rokonműveiket a XV—XIX. századból. 216 Seiten. 56 Tafeln mit Abb. Budapest 1968, Akadémiai Kiadó. Ft. 66,—.

Vor kurzem (ÖZV XXII/71, 1968, S. 55 f.) war auf das vorzügliche Büchlein von Ilona Tombor über die „Schreiner-Malereien“ in Ungarn hinzuweisen. Das Büchlein war in deutscher Sprache geschrieben. Hier liegt nunmehr die große Ausfertigung der gleichen Arbeit vor, aber zur Gänze ungarisch gehalten, selbst ohne Auszug, den freilich das besagte Büchlein eben darstellt. So wird nur der engste Fachmann auf diese schöne Publikation mit den überaus zahlreichen guten Abbildungen zurückgreifen. Besonders wichtig erscheint die alphabetische Ortsliste mit allen bisher bekanntgewordenen Denkmälern dieser Kirchendeckungen usw. — Malerei. Aufschlußreiche Strichzeichnungen im Text erläutern die

Motive dieser bisher so gut wie unbeachteten Tischlermalerei, deren Gegenstände in Österreich, in Süddeutschland, aber auch noch in angrenzenden Gebieten wie dem heutigen Slowenien wohl bekannt, aber vielleicht noch nicht in dem Maße ausgewertet wurden wie dies nunmehr hier für Ungarn der Fall ist. Die deutsche, österreichische und slowenische Literatur ist auch in dieser großen Ausgabe der wichtigen Arbeit offenbar überhaupt nicht berücksichtigt worden, was bei einem einstmals über viele Landes- und Sprachgrenzen hinwegreichenden Phänomen eigentlich nicht der Fall sein sollte.

Leopold Schmidt

Tools and Tillage. A Journal and the History of the Implements of Cultivation and other Agricultural Processes. Edited by Axel Steensberg, Alexander Fenton and Grith Lerche. G. E. C. Gad Publishers, Kopenhagen. Subskriptionspreis US-Dollar 3,—.

Die einzelnen Fachgebiete der Volkskunde bekommen so nach und nach ihre eigenen Zeitschriften. Vor Jahrzehnten schon hat die Volksliedforschung mit ihrem „Jahrbuch“ eingesetzt. Dann ist vor einigen Jahren die Erzählforschung mit der „Fabula“ gefolgt. Das deutsche Volkslied-Jahrbuch war zunächst ganz auf die deutsche Volksliedforschung eingestellt, heute ist sie es nicht mehr so ganz. Die „Fabula“ hatte von vornherein die internationale Märchenforschung stark berücksichtigt.

Nun ist die Arbeitsgeräteforschung gefolgt, und „Tools and Tillage“, vom Kopenhagener Pflugforschungszentrum herausgegeben, ist vom Anfang an angelsächsisch-skandinavisch-international gehalten. Das erste Heft, am 15. August 1968 erschienen, bringt sehr sachkundig und methodisch grundlegende Artikel zur Pflugforschung: Frantisek Sach aus Prag legt seinen „Vorschlag der Klassifikation der vor der Entwicklung der Industrie erzeugten Pfluggeräte“ vor, Ulrich Bentzien macht den Anfang mit einer „International Bibliography of Plough Literature“. Der Redakteur, gleichzeitig Sekretär des Kopenhagener Instituts, Grith Lerche, berichtet über „Observations on Harvesting with Sickles in Iran“. Einige kleinere Beiträge schließen die gegenwärtige Pflugforschung näher auf, mit Hinweisen auf durchgeführte Radiocarbon-Datierungen dänischer Pflugfunde (Grith Lerche), über den vielbesprochenen „Haken von Dabergotz“ (Ulrich Bentzien) usw. Die Aufsätze sind meist englisch, mit deutschen Auszügen. — Es wird sich zeigen, ob sich die Arbeitsgeräteforschung auf die Dauer ein eigenes derartiges Veröffentlichungsorgan wird leisten können.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1966—1968: Volkskunde in landeskundlichen Veröffentlichungen Österreichs

Walter Arlt, Aus der Geschichte von Schottwien und seiner Umgebung. Heimsuchungen. Pottschach (1967). 84 Seiten, Bildanhang.

20.301

(Josef Bosch), Heimat Rankweil. Herausgegeben im Auftrage der Marktgemeinde im Jahre 1967. Rankweil 1967. 560 Seiten. Abb. im Text, Bildtafeln.

19.954

Anton Graf Bossi-Fedrigotti, Pustertal. Volk und Land um Rienz und Ahr. Eine Wanderung vom Haunold bis zur Mühlbacher Klause. Bozen 1967. 303 Seiten, Abb.

20.177

Ludwig Dörner, Pernitz. Ein Heimatbuch. zusammengestellt und herausgegeben anlässlich der Markterhebung am 25. Juli 1961. Bad Fischau 1961. 194 Seiten, Abb. im Text, 1 Karte.

19.871

Franz Eppel, Die Eisenwurzten. Land zwischen Enns, Erlauf und Eisenerz. Seine Kunstwerke. historische Lebens- und Siedlungsformen (= Österreichische Kunstmonographie Bd. IV). Salzburg 1968. 246 Seiten. 72 Abb. auf Tafeln.

20.174

Beiträge zur Heimatkunde von Gerasdorf. Herausgegeben vom Katholischen Bildungswerk Gerasdorf, seit 1963. Erscheint in unregelmäßiger Folge.

20.063 Z

(Rudolf Grosser), Heimatbuch Stadt Ybbs an der Donau. Herausgegeben von der Stadtgemeinde aus Anlaß der 650-Jahr-Feier. Ybbs 1967. 144 Seiten. Abb.

20.020

Alfred Holzinger (Hg.), Das Buch von der Steiermark. Wien—Hannover 1968. 280 Seiten, Bildtafeln.

20.402

Franz Huter (Hg.), Alpenländer mit Südtirol (= Handbuch der historischen Stätten. Österreich, Bd. II, 3 Kröners Taschenausgabe, Bd. 279). Stuttgart 1966. XVI und 670 Seiten, Karten.

19.450

Christoph Jentsch, Das Brunecker Becken. Bevölkerungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchungen im Südtiroler Pustertal (= Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 14). Innsbruck 1968. 181 Seiten, 42 Abb.

19.451

Josef Keil (Hg.), Geschichte von St. Pantaleon. Ebendorf, 1967. 77 Seiten, Abb. im Text.

20.076

Franz Georg Koller, Die Korneuburger Bucht. Eine heimatlche Bildreihe mit 102 Zeichnungen aus der Landschaft zwischen Bisambergzug und Rohrwald. Wien 1967. 80 Seiten, 1 Plan, zahlr. Abb.

20.361

Kleiner Reiseführer durch Krakaudorf und Umgebung. Krakaudorf 1967. Unpag. hektographiert, 1 Karte.

19.780 FÖ

Wilhelm Lutz, Gröden. Landschaft, Siedlung und Wirtschaft eines Dolomitenhochtales (= Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 21). Innsbruck 1966. 360 Seiten, 5 Karten, 36 Abb., 48 Tabellen und 26 Bilder.

19.623

Matthias Maierbrugger, Das Heimatbuch von Bad Kleinkirchheim. Wien 1967. 248 Seiten, 52 Bildtafeln.

20.341

Herbert Mitscha-Märheim, Regesten zur Geschichte von Mistelbach an der Zaya. Von der Urzeit bis gegen 1400. (Sonderdruck aus

- der heimatkundlichen Beilage zu den Mitteilungen der Stadtgemeinde Mistelbach „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“. Mistelbach 1968. S. 401—482.) 84 Seiten. 20.334
- Eberhard Molfenter, Fischamend. Ein Heimatbuch. Markt-gemeinde Fischamend, o. J. 227 Seiten, Abb. 19.484
- Alexander Novotny und Berthold Sutter, Innerösterreich 1564—1619. Im Auftrag der Steiermärkischen Landesregierung hg. im Zusammenhang mit der Ausstellung „Graz als Resident — Innerösterreich 1564—1619“. Graz, o. J. 560 Seiten, Bildtafeln. 20.240
- Othmar Pickl, Geschichte des Ortes und Klosters Neuberg an der Mürz. Neuberg 1966. 418 Seiten, Abb. 20.410
- Helmut Prasch, Um die Möll. Volkskunde eines Kärntner Tales. Spittal an der Drau 1968. 184 Seiten, Abb. 20.360
- Alois Rheinthal, Land und Leute meiner Heimat Osternach. Ebendorf 1967. 78 Seiten, Abb. 19.555
- August Rothbauer, Die Weinstadt Langenlois. Langenlois—Krems o. J. 16 Seiten, Bildtafeln, Karte. 19.696 FÖ
- W. Schwengler und Fr. Dworschak, Der Wein im Kuen-ringerland. Kunst, Geschichte, Brauchtum und Wirtschaft. Dürnstein 1967. 82 Seiten, 10 Bildtafeln. 19.846 FMÖ
- Kristian Sottriffer, Das Mühlviertel. Traum einer Landschaft. Linz 1968. 132 Seiten, Abb., Skizzen und Karten im Text. 20.277
- Anton Stalzer, Burg Seebenstein. Mit kulturhistorischer und burgenkundlicher Einführung. Wien 1967. 63 Seiten, 103 Abbildungen auf 94 Tafeln, 24 Strichzeichnungen im Text. 19.838
- Josef Steindl, Beiträge zur Heimatkunde von Ebergassing und der umliegenden Gemeinden. 2. vermehrte Auflage. Ebergassing 1965. VIII und 127 Seiten, hektographiert. 19.490
- (Johann Trojer), Innervillgraten 1267—1967. Gemeinde Innervill-graten 1967. 95 Seiten, Abb. im Text. 20.003
- Elfriede Turk, Trieben. Entstehung und Geschichte. Hg. von der Markt-gemeinde Trieben anlässlich der Markterhebungsfeier 1968. Trieben 1968. 294 Seiten, Bildanhang. 20.365
- Franz Überlackner, Sonntagberg. Vom Zeichenstein zur Basi-lika. Gemeinde Sonntagberg 1968. 159 Seiten, 15 Bilder auf Tafeln, 1 Karte. 20.348
- Volkskultur in Oberösterreich. (= Oberösterreich. Halbjahreszeit-schrift — Kunst, Geschichte, Landschaft, Wirtschaft, Fremdenverkehr. 16. Jg., Heft 3/4.) Linz 1966. 98 Seiten, Abb. im Text. 19.441
- Elmar Vonbank, 750 Jahre Stadt Feldkirch 1218—1968. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Feldkirch 1968. 84 Seiten, Abb. 20.392 FMÖ
- Eduard Widmoser (Hg.), Stadtbuch Kitzbühel. Bd. I: Raum und Mensch. Stadt-gemeinde Kitzbühel 1967. 303 Seiten, Bildtafeln, Skizzen, Karten, Tabellen. 20.153
- Fritz Winkler, Der Bezirk Rohrbach. Ein wirtschafts- und hei-matkundlicher Atlas. Rohrbach im Mühlviertel 1967. Unpag., Karten und Abbildungen. 19.722
- Hans Wolf, Falkenstein. Seine Berge, Geschichte, Baudenkmäler. Herausgegeben von der Privat-lade der Markt-gemeinde Falkenstein. Horn 1959. 159 Seiten. 19.657

zu Steininger, N.-Ö. Eisenopfer

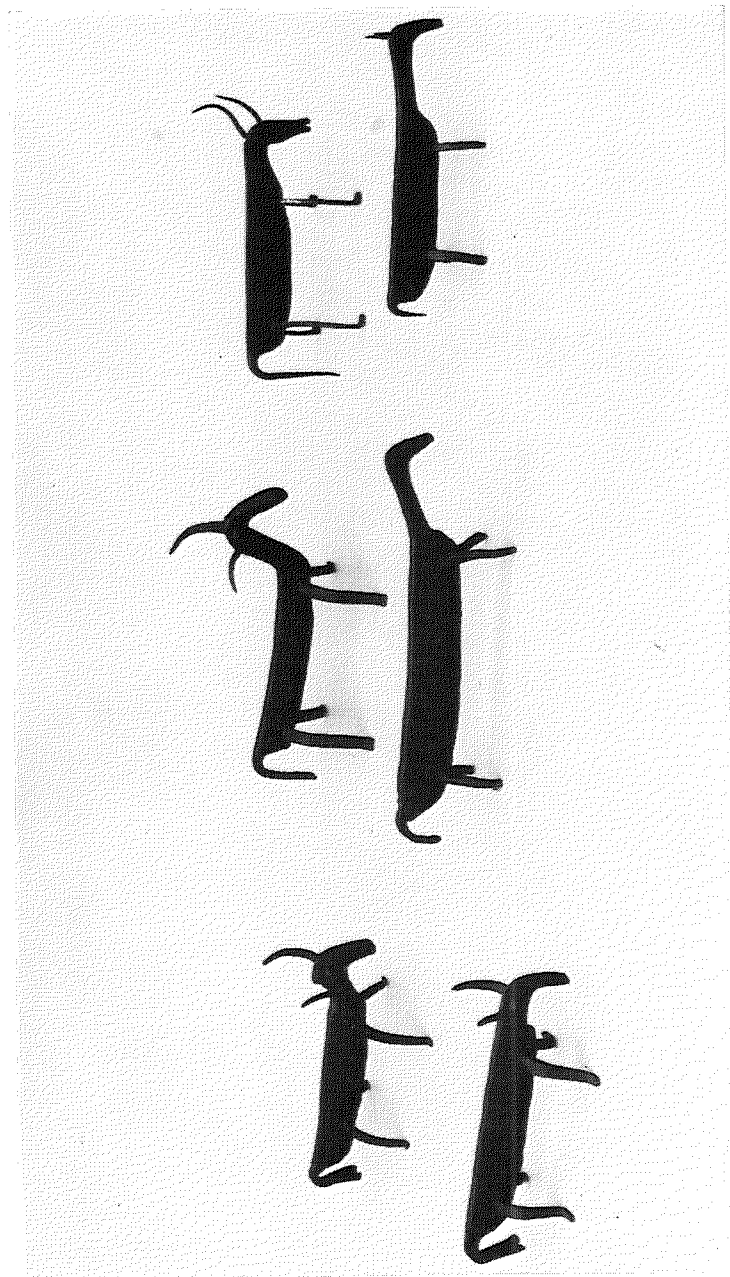


Abb. 5: Eisenopfertiere von Schwarzensee. N.-Ö. Landesmuseum

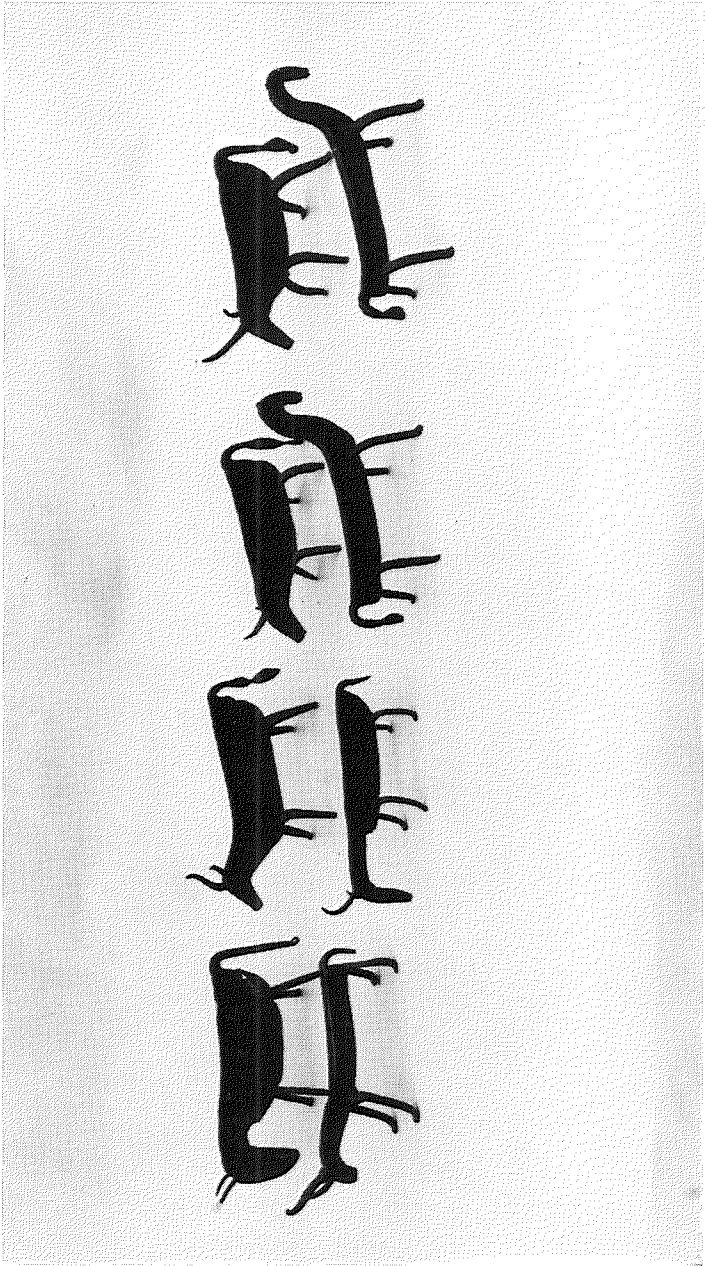


Abb. 6: Eisenopfertiere von Schwarzensee, N.-Ö. Landesmuseum

zu Gröhs l, Sparbüchse



Tonsparbüchse in Form eines Hahnes; schwarz mit buntem Dekor, auf den Flügeln je 2 rote Herzen. Grüner Fußteil.

Lissabon, Portugal, 1958

Museum der Ersten österreichischen Spar-Casse, Wien

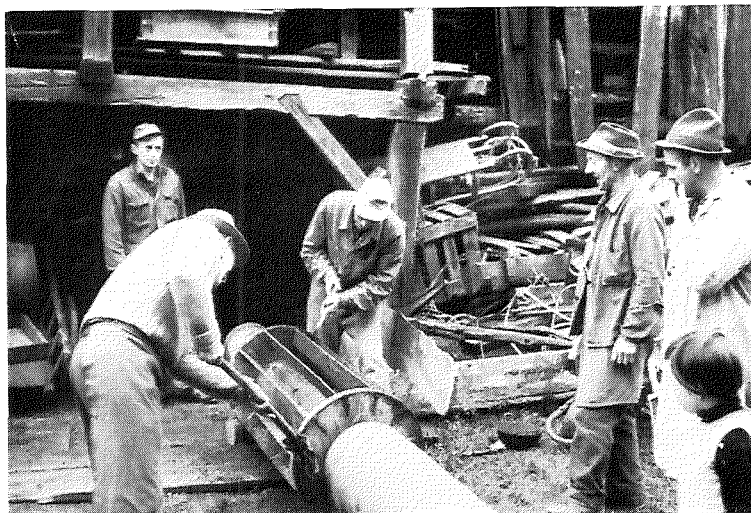


Bronzesparbüchse in Form eines Hahnes, neubarock, reich mit
Rocaillen dekoriert. Deutschland, um 1880.
Museum der Ersten österreichischen Spar-Casse, Wien

zu G r i e ß e r, Öztaler Heimatmuseum



Erdgeschoßraum des Öztaler Heimatmuseums in Längenfeld, Tirol



a) Der Antrieb oder „Waschl“



b) Der Wellbaum mit dem „Werfel“
Transport einer alten Brettersäge ins Bezirksheimatmuseum
Spittal an der Drau



Blick in das Obersteirische Krippenmuseum in Eisenerz



Blick in die Ausstellung südböhmischer Holzplastik
im Museum von Neuhaus (Jindřichuv Hradec)

Barockes Volksschauspiel in Perchtoldsdorf

Fragmente eines spätharocken Passionsspielles aus dem nieder- österreichischen Markt

Von Otto G. Schindler

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob Maria Theresia ihrem religiösen Bedürfnis oder einer bloßen Laune Franz Stephans von Lothringen folgte, als sie an jenem 23. März des Jahres 1744 einer Aufführung der Perchtoldsdorfer Passionsspieler beiwohnte ¹⁾; ob die 12 Kremnitzer Dukaten, die sie ihnen nach Beendigung der Vorstellung überreichen ließ, als tatsächliche Belohnung für ihr erbauliches Spiel oder nur als leere Geste des höfischen Zeremoniells aufzufassen sind; ob zwischen diesem Ereignis und der wenige Jahre später verstärkt einsetzenden Verfolgung des religiösen Volksschauspiels ²⁾ ursächliche Zusammenhänge bestehen.

Auf diese Verhältnisse näher einzugehen und jenen zahllosen Fäden nachzuspüren, die sowohl „Hoch“- und „Volks“-Kultur als auch die vielen und ungeheuer mannigfaltigen Einzelformen beider Kultursphären miteinander verbinden, wäre sicherlich eine äußerst reizvolle Aufgabe, und gerade am niederösterreichischen Beispiel, und hier wieder vor allem an der Geschichte des Schauspielwesens, ließe sich vielleicht manches deutlich erkennbar machen, was man bisher nur vermutet oder wofür man überhaupt noch keine befriedigende Erklärung gefunden hatte. Es gehört freilich mit zu den augenscheinlichsten Versäumnissen der niederösterreichischen Lokalgeschichtsschreibung, daß hier dieses kulturgeschichtlich so bedeutsame Phänomen: Theater die längste Zeit unbeachtet geblieben ist — besonders auch das Theater jener Epoche, für die es doch eine geradezu paradigmatische Bedeutung erlangt hatte und die bei anderen Gelegenheiten immer wieder —

¹⁾ Vgl. Otto G. Schindler, Über spätharockes Christi-Leiden-Spiel im Viertel unter dem Wienerwald (Unsere Heimat. Monatsbl. d. Ver. f. Landeskunde v. Niederösterreich u. Wien, Jg. 38, 1967, S. 225 ff.) und unten, Anm. 33.

²⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Alte Weihnachtsspiele, gesammelt in Niederösterreich, Wien 1937, S. VI.

und mit Recht — als die bisher produktivste dieses Landes dargestellt wird: des Barocks. Lediglich Leopold Schmidt hat die spärlichen Texte und Spielnachrichten vor allem des Volksschauspiels immer wieder sorgfältig gesammelt, bewertet und in einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen versucht³⁾, und seinen Forschungen ist es auch zu verdanken, daß wir heute einige Gebiete Niederösterreichs den großen historischen Spiellandschaften an die Seite rücken können.

Wenn wir diesmal aus der Geschichte des niederösterreichischen Schauspielwesens nur ein kleines und keinesfalls das bedeutendste Kapitel: die Perchtoldsdorfer Passionsspiele herausgreifen und in erster Linie die darüber erhalten gebliebenen Dokumente zum Sprechen bringen wollen, so vor allem deswegen, weil sich gerade bei der Erforschung unseres religiösen Volksschauspiels des Osterfestkreises bisher der Mangel an veröffentlichten Texten und anderen zeitgenössischen Quellen besonders deutlich spürbar machte⁴⁾.

Die im Perchtoldsdorfer Marktarchiv erhalten gebliebenen Materialien⁵⁾ sind — gemessen an den zumeist kärglichen Nachrichten, die sich über die anderen Passionsspiele in Niederösterreich bisher auffinden ließen⁶⁾ — verhältnismäßig umfangreich.

³⁾ Es seien hier nur als wichtigste Arbeiten genannt: Schmidt, Untersuchungen zum St. Pöltner Krippenspiel (Unsere Heimat, Jg. 6, 1933, S. 319—328; Jg. 7, 1934, S. 343—350); derselbe, Alte Weihnachtsspiele, gesammelt in Niederösterreich, Wien 1937; Ein St. Pöltner Paradeisspiel von 1647 (Jahrb. f. Landeskunde v. Niederösterreich, N.F. Bd. 27, 1938, S. 249—256); Das Schauspielwesen in Niederösterreich im 16. Jh. (Zs. f. dt. Philol., Bd. 65, 1940, S. 50—68); Volkstümliches Geistesleben der Stadt Krems im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation (Krems — Stein. Festschrift zum 950jährigen Stadtjubiläum, Krems 1948, S. 135—176); Neuere Passionsspielforschung in Österreich (Jb. d. Österr. Volksliedwerkes, Bd. 2, 1953, S. 114—143); Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch, Berlin 1962, S. 330—336 u. 450—453. In diesen Arbeiten finden sich auch weitere Literaturhinweise.

⁴⁾ Vgl. Schmidt, Alte Weihnachtsspiele, S. VI.

⁵⁾ Das Perchtoldsdorfer Marktarchiv (im flgdn. abgek. MA. Percht.) wurde z. T. in den letzten Jahren von OAR. Dr. Rudolf Steuer (N.-Ö. Landesarchiv) mustergültig geordnet. Ihm sei an dieser Stelle für den freundlichen Hinweis auf die Existenz der Komödienrechnungen herzlichst gedankt.

⁶⁾ Vgl. Schmidt, Das Schauspielwesen in N.-Ö., S. 52 ff.; ders., Neuere Passionsspielforschung, S. 115 ff., 128 ff., 134 ff.; ders., Das deutsche Volksschauspiel, S. 330 ff.; Hermann Watzl, Verbot eines Christi-Leiden-Spieles in Trumau 1770 (Österr. Zs. f. Volkskunde, Bd. 66, 1963, S. 111); Schindler, Über spätbarockes Christi-Leiden-Spiel im Viertel unter dem Wienerwald.

Am ergiebigsten sind dabei vor allem die Komödienrechnungen der Jahre 1737, 1744 und 1745 ⁷⁾, eine Kostümliste (zirka 1763) ⁸⁾ und natürlich die Spielordnungen und Rollenabschriften ⁹⁾, die, wie ich weiter unten näher begründen werde, vermutlich in der Zeit um 1763 entstanden sein dürften. Dazu kommen noch einige kleinere Schriftstücke wie Spielansuchen und -verbote, ein Blatt mit Besetzungsvermerken, diverse Rechnungsbelege usw. ¹⁰⁾, ferner die Eintragungen in den Perchtoldsdorfer Ratsprotokollen und schließlich einige hierher gehörende Pfarrakten, die ich im Wiener Diözesanarchiv auffinden konnte.

Einige dieser Schriftstücke wurden schon vor den beiden Perchtoldsdorfer Lokalhistoriographen Karl A. Schimmer ¹¹⁾ und Adam Latschka ¹²⁾ benützt, zumindest ersterer hat wenigstens die Texte in Händen gehabt, und Latschka übernahm dessen spärliche Angaben und ergänzte sie durch — allerdings völlig entstellte wiedergegebene — Bemerkungen aus den Wiener Konsistorialakten. Keiner von beiden hat aber diesen Spielen ein sonderliches Interesse entgegengebracht, und ihre knappen Hinweise wurden in der Folge auch vollkommen vergessen, bis auf Leopold Schmidt, der natürlich auch sie kennt, leider nur in der durch Latschka entstellten Version ¹³⁾.

In welchem Jahr in Perchtoldsdorf erstmals damit begonnen wurde, die Leidensgeschichte Christi auf dem Theater darzustellen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die erste Komödienrechnung stammt aus dem Jahre 1737; und wenn hier auch größere

⁷⁾ „Rechnung über den Empfang vnd Außgab der Comedi Anno 737“ (im flgdn. abgek. KR 1737), 4^o, 16 Bl.; „Comedie Rapular pro 737.“, 4^o, 12 Bl.; „Comödi Rapular Ao. 737“, 4^o, 12 Bl.; „Rechnung über die gehaltene Comedi Anno 744.“ (KR. 1744), 4^o, 12 Bl.; „Rechnung über den Empfang und außgab der gehaltenen Comedi Anno 745.“ (KR. 1745), 4^o, 10 Bl.; sämtliche MA. Percht. D 131—1.

⁸⁾ „Specification [sic!]. Waß ich, Augustin Winter, Burger in den Landts fürstl. Marckht Perchtoldstorff, Nach dem Marckht Prun Zur Comödien An Commödie Kleyder versprich, Ihnen darzue leihen ...“, 2^o, 2 Bl.; MA. Percht., Kart. 142/b. Ein Bogen desselben Leesdorfer Papiers (Wasserzeichen: gekröntes Wappen mit Posthorn, ca. 1763), das Augustin Winter auch für die Niederschrift zahlreicher Rollen benützte. Zur Datierung vgl. unten, Anm. 88.

⁹⁾ MA. Percht., Kart. 142/b.

¹⁰⁾ Ebd.

¹¹⁾ Wien seit sechs Jahrhunderten, Wien 1847, Bd. II., S. 508 f.

¹²⁾ Geschichte des niederösterreichischen Marktes Perchtoldsdorf, Wien 1884, S. 291.

¹³⁾ Das deutsche Volksschauspiel, S. 335; Österr. Zs. f. Volkskunde, Bd. 66, 1963, S. 111 (Anm.).

Stoffankäufe zur Kostümanfertigung¹⁴⁾ und beispielsweise auch 36 Kr. „auf ein Comedi buch“¹⁵⁾ ausgewiesen werden, was vielleicht auf eine tatsächliche Neueinführung deuten könnte, so müssen wir doch angesichts des beträchtlichen organisatorischen Aufwandes, der schon in diesem Jahr erstaunlich hohen Zahl von 14 Aufführungen und nicht zuletzt auf Grund des Hinweises, daß dem „H. Schullmaister wegen der gesänger Neu Companieren“ Wein und Brot zugestellt wurden¹⁶⁾, annehmen, daß hier derartige Spiele schon seit längerer Zeit in Übung waren und daß sie nach bescheidenen Anfängen erst allmählich jene Gestaltung erfuhren, in der sie für uns erstmals 1737 greifbar werden. Auch in der Folgezeit wird sich die äußere Gestalt dieser Spiele des öfteren gewandelt haben, doch war man in stofflicher Hinsicht im großen und ganzen stets den traditionellen Themen verpflichtet. Bevor wir uns jedoch der formalen und inhaltlichen Seite unseres Perchtoldsdorfer Passionsspiels zuwenden, noch kurz einige Daten zu seiner äußeren Spielgeschichte.

Der nächste Aufführungsbeleg stammt zwar erst wieder aus dem Jahre 1744¹⁷⁾, doch da der Ruf des Perchtoldsdorfer Passions um diese Zeit bereits — wie wir gesehen haben — bis an die Ohren des Herrscherpaares gedrungen war, dürfen wir auch für die Zwischenzeit einen ziemlich regelmäßigen Spielbrauch annehmen. Dies gilt auch für die folgenden Jahre¹⁸⁾ bis etwa 1751, in

¹⁴⁾ KR. 1737: „Kauff ich zum Teuffels gwand 4 Eln Leinwath; Vor dem Todt 4 Eln Leinwath Kaufft; Vor dem Hergott 4 Eln Leinwath; Zum Purpur Mantel 3 Eln; Item Kauff ich zu deß Hergott Hoßen 7 Viertel Zwilch“ (fol. 4v).

¹⁵⁾ Ebd., fol. 12v. Siehe auch unten, Anm. 84.

¹⁶⁾ Ebd., fol. 4r. Siehe auch unten, Anm. 82.

¹⁷⁾ KR. 1744. — In der Ratssitzung vom 22. Jan. 1744 wird beschlossen, „Das H. Jacob Rodler des Inneren Rathes bey der das bittere leyden und sterben unßers Erlösers in nächst kommender Fastens Zeith vorstellenden tragedi von denen actoribus H. Welzhoffer und H. Woyer selbst anverlangter massen als Commissarius seyn und eine guette ordnung und alle erbahrkeit bey solcher zu unterhalten Trachten solle.“ MA. Percht., Ratsprotokolle (im flgdn. abgek. RP.) B 1/26, fol. 92v.

¹⁸⁾ KR. 1745. — Ratssitzung vom 16. Jan. 1749: „Winter Augustin und Peter Schimmer, beede allhiesige burger, seindt erschienen und haben gebetten, ihnen den Passion in der Fasten zu Spillen zu erlauben und umb die Spittal Kirchen hiezue gebetten: es ist zwahr von dem löbl. Marckth Rath in die Passionsproducirung verwilliget, die Spittall Kirchen aber hiezue nicht verwilliget worden.“ MA. Percht., RP. B 1/28, fol. 261r. — Sitzung vom 30. Jan. 1749: „Stephan Sebastian und Peter Schimmer, beede allhiesige burger, sind erschienen und haben umb das benöthigte holz [zur] produciren wollenden leiden Christi Comedie angelangt, in deren gesuch zwahr gewilliget worden ist, doch daß Sye an solchen keinen Schaden machen, sonst denselben ersezen sollen.“ Es wird auch die Frage aufgeworfen, „ob daß holz in der Zöch, weillen es viell ehrer herein

welchem Jahr die niederösterreichische Kammer das bekannte Spielverbot erließ¹⁹⁾. In dieser Verordnung werden zwar die Christi-Leiden-Spiele nicht namentlich angeführt, doch wollte man, wie eine spätere Berufung auf diese Verordnung beweist²⁰⁾, auch sie mit einbezogen wissen. Im landesfürstlichen Markt Perchtoldsdorf dürfte diese Bestimmung auch die ganzen fünfziger Jahre eingehalten worden sein. Denn als im Februar des Jahres 1758 an alle Pfarren der Wiener Erzdiözese eine Kurrende²¹⁾ erging, deren letzte von insgesamt 121 Fragen lautete: „Ob auf den Pfarreyen die Ludi sacri oder sogenannte Fasten- und Passions-Spiel aufgeführt werden?“, konnte der Perchtoldsdorfer Pfarrer Johannes Jakob Siger berichten: „dergleichen Ludi Sacri werden zur Fasten-Zeit nicht aufgeführt“²²⁾.

Im Dezember des Jahres 1760²³⁾ aber meldeten sich wieder zwei Perchtoldsdorfer Bürger, Augustin Winter und Stephan Sommerpauer, und ersuchten den löblichen Marktrat, man möge „Ihnen in der zu künfftigen Heil. Fasten Zeit [also 1761] die Passion unsers lieben Herrn Jesus Christi mit auferbaulichen Vorstellungen dem Publico zu produziren erlauben“; weil aber „dieses in des Marckt Raths Macht nicht Beruhet, ist ihnen mitgegeben worden, daß sie diesetwegen bey Titl. H. Erw. Bischoffen memorialiter“ einkommen sollten, ein „dienliches Attestatum von der Raths Canzley“ könne ihnen allenfalls ausgestellt werden. Wie

geführt wirdt, nicht hinderlich“ wäre. Der Kämmerer Johann Aigner wird vorgeladen und gibt u. a. „die außkunft, daß ohne Schaden Solches nicht beschehete, indeme allzeith der mittlere trag baumb [also wohl der mittlere Deckenbalken, an dem der Vorhang oder der ganze Bühnenrahmen befestigt wurde] außgeschlagen wurde, welches in die läng nicht guetthuen, sondern eine gefahr zu besörren seyn würde; und wann Er ihnen daß Holz und die laaden geben miste, solche, wie vorn Jahr beschehen, zerschniden und keine ersezung davor zuebekommen seyn würde; darumb sollen veranlastermassen die Selbe das holz, welches zerschniden, und die laaden, welche verdorben werden, ablesßen und vorhinein bezallen“. MA. Percht., RP. B 1/28, fol. 269^v, 270^v.

¹⁹⁾ Supplementum Codicis Austriaci, Tom. V, Wien 1777, S. 597; vgl. Schmidt, Alte Weihnachtsspiele, S. VI. — Ein Exemplar dieser Verordnung (Wien, 26. Okt. 1751) befindet sich auch im MA. Percht., Kart. 142/b.

²⁰⁾ Vgl. Watzl, a. a. O.

²¹⁾ Wiener Diözesanarchiv, Kurrenden, 1758, Nr. 3.

²²⁾ Wiener Diözesanarchiv, Pfarrakten Perchtoldsdorf, 340, Nr. 10. — Auf die Frage Nr. 117: „Ob ein Grab des HErrn in der Heil Wochen aufgerichtet und wie selbes ausgezieret werde?“, antwortete der Pfarrer: „In der Pfarrkirche ist in einen Loco subterraneo (welches vor uralten Zeiten eine Kirchen gewesen...) ein Grab des Herrn, in welchen die Vorstellung: wie nach dem Todt Christi die gräber eröffnet und viele Todte herfür gegangen seynd“.

²³⁾ Sitzung vom 3. Dez. 1760; MA. Percht., RP. B 1/34, fol. 44^r.

dort in dieser Angelegenheit entschieden wurde, ist uns leider nicht überliefert. Dafür befindet sich unter den Perchtoldsdorfer Pfarrakten des Wiener Diözesanarchivs das Konzept²⁴⁾ eines Schreibens, das am 24. Dezember 1764 sowohl an den Pfarrer von Brunn am Gebirge als auch „In Simili mutatis mutandis an den HL. Pfarrer zu Perchtoldstorff“ abgesandt wurde. Hier heißt es u. a.: „Nachdem die Gemeinde zu Brunn [bzw. Perchtoldsdorf] ab vorigen Jahrs²⁵⁾ in den Fasten das leyden Christi vorge-
stellt, ein Venerabile Archi-Episcopalis Consistorium aber in daß künftige ein solches abgestellter wissen will: Als wird ein solches dem Herrn Pfarrer erinnert, mit dem Beysatz, daß, wenn die Gemeinde allenfalls dessentwegen sich bey ihm mel-
deten, Er ihnen Bedeüte, wie ein Venerabile Consistorium [solches] abgestellter wissen wolle“.

Daraus können wir nun ersehen, daß in Perchtoldsdorf das Christi-Leiden-Spiel spätestens wieder im Jahre 1763²⁶⁾ aufgeführt wurde (in Brunn setzt es vermutlich überhaupt erst in diesem Jahre ein²⁷⁾; daß es höchstwahrscheinlich aber nur mehr noch im Jahre 1764 stattfand und im folgenden Jahr bereits wieder — diesmal von kirchlicher Seite — untersagt war. Damit läßt sich aber auch die Entstehungszeit unserer Spiellordnungen und Rollenabschriften, die wir anhand der Wasserzeichen allein nur ungefähr datieren könnten, ziemlich genau angeben²⁸⁾.

War man aus dem ständigen Kleinkrieg gegen die Spielfeindlichkeit der weltlichen Behörden endlich doch siegreich hervorgegangen, so standen die Perchtoldsdorfer jetzt, wo der Kampf an zwei Fronten zu führen war, auf ziemlich aussichtslosem Posten. Dennoch scheint es auch in den folgenden Jahren an Versuchen nicht gefehlt zu haben, den österlichen Spielbrauch am Leben zu erhalten. Noch 1771 wurde ein diesbezügliches Ansuchen von der niederösterreichischen Kammer „auf das nachdrucksamste“ abgewiesen und dem Marktrichter „unter selbsteigener Darfürhaft und schwerster Veranthwortung“ aufgetragen, „denen betreffen-

²⁴⁾ Kart. 340, Nr. 18.

²⁵⁾ Eine andere (aber wohl nur unwesentlich spätere) Hand vermerkt in diesem Konzept noch „In Simili auch Drayßkirchen“ und setzt für dieses Schreiben statt „ab vorigen Jahrs“ ein unbestimmteres „in vorigen Zeiten“. Über die Christi-Leiden-Spiele in Traiskirchen vgl. Schindler, a. a. O., S. 226.

²⁶⁾ Wenn wir den Passus „ab vorigen Jahrs“ wortwörtlich nehmen dürften — manches spricht dafür, manches dagegen —, so müßten wir vielleicht sagen: frühestens wieder im Jahre 1763.

²⁷⁾ Dafür scheint v. a. die Abhängigkeit der Brunner vom Fundus der Perchtoldsdorfer Passionsspieler zu sprechen; vgl. unten, S. 94.

²⁸⁾ Vgl. unten, S. 96.

den Bürgeren derley Vorstellungen daselbst zu Produciren auf das schärfste“ zu verbieten²⁹⁾. Damit wurde wohl der endgültige Schlußstrich unter eines jener Beispiele volksbarocker Spielbegeisterung gezogen, wie sie bei entsprechend gründlicher Durchsicht unserer Archive und Bibliotheken zweifellos noch für zahlreiche andere Ortschaften des Bundeslandes Niederösterreich aufgezeigt werden könnten. —

Dürften wir annehmen, daß die Aufführungsform unseres Spieles all die Jahre hindurch und über die Verbotszeit hinweg im Grunde unverändert geblieben war, dann wäre jede einzelne Aussage unserer Quellen, egal, ob sie jetzt einer früheren oder späteren Zeit angehört; ob sie schauspielerische, organisatorische, technische oder finanzielle Fragen berührt; ob sie einmal vorzugsweise die literarische, dann wieder in erster Linie die szenische Seite unseres Spieles beleuchtet, nichts anderes als eine sinnvolle, ja notwendige Ergänzung der anderen. Betrachten wir aber die zwei erhalten gebliebenen Spielordnungen, die beide etwa um das Jahr 1763 entstanden sein dürften, so sehen wir, daß sich der Aufbau unseres Spieles selbst innerhalb kürzester Zeit verändern konnte.

Diese Spielordnungen decken sich zwar hinsichtlich der hier ausgebreiteten Stoffe nahezu zur Gänze, unterscheiden sich aber beträchtlich in bezug auf die jeweils gewünschte Abfolge der einzelnen Szenen. Vorrede, Auftritt des Teufels und Hauptsündenrevue sind beiden Spielordnungen noch gemeinsam. In der einen — und vermutlich auch der älteren — Ordnung (0¹) folgen nun die beliebten Präfigurationsszenen aus dem Alten Testament, und zwar in einer scheinbar völlig wahllosen Aufeinanderfolge (vgl. Textteil, Anm. z. Z. 1). Die Joseph-Handlung etwa wird schon nach den ersten Szenen abgebrochen, und es folgen Abraham und Sara, die über die Geburt ihres Sohnes frohlocken, „die Agar alein“ und die drei Hausknechte des Abraham. Dann wird Joseph vom Eremiten auf den richtigen Weg gewiesen und daraufhin von seinen Brüdern gefangengenommen. Diesen Szenen folgt der Sieg des Samson über die Philister und die wunderbare Wasserspendung aus dem Eselskinnbacken; daran wiederum schließt sich der Verkauf des Joseph an die Ismaeliter; dann folgen abermals einige Szenen aus dem Stoffkreis um den verstoßenen Ismael usf. Gegen Ende des Spieles verdichtet sich die Joseph-Handlung mehr und mehr, während die übrigen Themen allmählich auslaufen. Ihrer Schlußgloriole „Joseph im Trohn“ werden aber noch die Szenen mit den sieben Todsünden bei Tisch und Davids Sieg

²⁹⁾ MA. Percht., Kart 142/b und RP. B 1/37, fol. 64r.

über Goliath nachgestellt, bis dann die „abdanckung“ dieses seltsame Spiel beschließt.

Die zweite Spielordnung (0²) stammt von der Hand jenes Augustin Winter, dem wir auch den Großteil unserer Rollenabschriften verdanken. In seiner Ordnung sind nun die einzelnen Szenen zu zwei mehr oder minder geschlossenen Spielen zusammengefaßt. Das erste Spiel betitelt er zwar „Die Vorstelung der Sieben Tod oder haubt Sindten“, doch bildet hier das Hauptsünden-Thema nur den Rahmen für ein komplettes Spiel vom Ägyptischen Joseph, das mit dem Abschied Josephs von seinem Vater beginnt und mit „Joseph in Thron“ abschließt. — Auch das zweite Spiel wird seinem Titel „Geistliche Conmöty genand der große helten Glaub AberHämb vndt Sara betr.“ kaum gerecht. Hier ist nämlich das Schicksal der verstoßenen Agar der inhaltliche Kern der Handlung; und auch in gehaltlicher Hinsicht könnte höchstens der Glaube des Abraham allein ins Treffen geführt werden, doch wird ausgerechnet das Brandopfer, die Szene also, wo sich dieser Glaube am deutlichsten manifestiert hätte, weggelassen oder vielmehr vergessen. Im übrigen wird hier sogar eine Einteilung in Akte und Szenen versucht, doch zeigt ihre inkonsequente Zählung, daß dies unserem „Dramaturgen“ — vermutlich Winter selbst — offensichtlich nicht leicht fiel. Den Beschluß dieser Szenenfolge bildet (wie in 0¹) der Kampf zwischen David und Goliath.

Wenn wir nun im nachstehenden Abdruck unseren Textfragmenten diese zweite Spielordnung zugrunde legen, so muß dazu gleich bemerkt werden, daß auch dabei keine völlige Deckung erzielt werden konnte. Texte und Spielordnungen wurden zwar alle in den Jahren der Wiederbelebung des Passionsspieles niedergeschrieben, doch von mehreren Händen und zu verschiedenen Zeiten ³⁰⁾.

Auffällig ist, daß die eigentliche Darstellung der Leidensgeschichte weder in den Spielordnungen noch in den Rollenabschriften zu Wort kommt. Die traditionellen Präfigurationen und gewisse allegorische Figuren, die sonst bei zahlreichen Passionen, vor allem aber bei den barocken Prozessionsspielen, mehr oder minder eng mit den einzelnen Stationen der Leidensgeschichte verbunden waren ³¹⁾, wurden also in Perchtoldsdorf aus diesem Zusammenhang gelöst und zu eigenen Vorspielen zusammengefaßt, die vermutlich auch an verschiedenen Tagen aufgeführt wurden.

³⁰⁾ Vgl. auch unten, S. 95 f.

³¹⁾ Vgl. Anton D ö r r e r, *Tiroler Umgangsspiele* (= Schlern-Schriften, Bd. 160), Innsbruck 1957, passim.

Ob dies auch schon in den dreißiger und vierziger Jahren der Fall war, können wir auf Grund des Fehlens irgendwelcher textlicher Zeugnisse nicht mit Bestimmtheit angeben. Immerhin läßt sich den aus dieser Zeit erhaltenen Komödienrechnungen entnehmen, daß man damals am Karfreitag (1737 am Gründonnerstag) einen „Aufzug“ (1737 „Aufzug“ genannt) abhielt³²⁾ und daß die ganze Fastenzeit hindurch, und zwar an allen Fastensonntagen, meist auch an den vorhergehenden Samstagen und an den in die Fastenzeit fallenden Feiertagen, gleichfalls gespielt wurde³³⁾. Mit

³²⁾ KR. 1737: „Am Pfingstag [Gründonnerstag] nach den Aufzug verzert... gerait 5 fl. 52 Kr.“ (fol. 11r). — KR. 1744: „am Charfreitag nach dem Aufzug sambt der Fremden verzert 5 fl.“ (fol. 8v). — KR. 1745: „den 16ten [April, Karfreitag] Bey dem Aufzug Empfangen 17 fl. 7 Kr. 28“ (fol. 3r); „Eodem dito nach dem Aufzug vor die, welche sich brauchen lassen, auch die Wachter, die Mussicanten von Prun und Waß mür verzert zusammen 4 fl. 39 Kr.“ (fol. 7v).

³³⁾ In den folgenden Tabellen sind alle Aufführungen der Jahre 1737 und 1744 sowie die jeweils erzielten Einnahmen verzeichnet:

KR. 1737, fol. 2.

(9.) März	(Samstag vor 1. Fastensonntag) „Haupt Prob“	— fl. 20 Kr.
10. März	1. Fastensonntag	11 fl. 55 Kr.
17. März	2. Fastensonntag	24 fl. 28 Kr.
19. März	Joseph Nährvater	15 fl. 16 Kr.
24. März	3. Fastensonntag	30 fl. 19 Kr.
25. März	Mariä Verkündigung	17 fl. — Kr.
30. März	Samstag vor 4. Fastensonntag	6 fl. 30 Kr.
31. März	4. Fastensonntag	22 fl. 48 Kr.
2. April	Separatvorstellung „vor Hrn. Excell. dem graf Lamberg“*)	4 fl. — Kr.
6. April	Samstag vor 5. Fastensonntag	8 fl. 18 Kr.
7. April	5. Fastensonntag	21 fl. 23 Kr.
13. April	Samstag vor Palmsonntag	4 fl. 38 Kr.
14. April	Palmsonntag	26 fl. 10 Kr.
18. April	Gründonnerstag	8 fl. 44 Kr.

Insgesamt also 14 Aufführungen
mit einer Gesamteinnahme von 201 fl. 49 Kr.

KR. 1744, fol. 2.

22. Februar	Samstag vor 1. Fastensonntag, Hauptprobe . .	1 fl. 39 Kr.
23. Februar	1. Fastensonntag	9 fl. 22 Kr.
25. Februar	Matthias	10 fl. 29 Kr.
1. März	2. Fastensonntag	24 fl. — Kr.
7. März	Samstag vor 3. Fastensonntag	4 fl. 32 Kr.
8. März	3. Fastensonntag	18 fl. 36 Kr.
14. März	Samstag vor 4. Fastensonntag	3 fl. — Kr.
15. März	4. Fastensonntag	29 fl. 48 Kr.
19. März	Joseph Nährvater	11 fl. 9 Kr.

*) Wohl der Wiener Ober-Musikdirektor Ferdinand Graf Lamberg; vgl. Alexander v. Weilen, Das Theater 1529—1740 (SA. aus Geschichte der Stadt Wien, Bd. VI, Wien 1917, S. 46).

diesem „Aus“- bzw. „Aufzug“ kann wohl in erster Linie nur eine Kreuztragung gemeint sein³⁴⁾. Fraglich ist allerdings, ob man auch die übrigen Stationen der Leidensgeschichte an diesem Tag aufführte und das Programm der vorhergehenden Spieltage nur mit den alttestamentlichen und allegorischen Szenen bestritt oder ob mit letzteren auch die Passionsszenen auf die ganze Fastenzeit verteilt wurden³⁵⁾.

21. März	Samstag vor 5. Fastensonntag	4 fl. — Kr.
22. März	5. Fastensonntag	22 fl. — Kr.
23. März	Separatvorstellung vor Maria Theresia und Franz Stephan von Lothringen („vor Ihr: Königl: Mayl: und dem großherzog“ ^{**}) . . .	50 fl. 24 Kr.
25. März	Mariä Verkündigung	15 fl. — Kr.
26. März	Separatvorstellung „Vor gnad. Herrschafft von Rodaun“	15 fl. — Kr.
28. März	Samstag vor Palmsonntag	7 fl. 11 Kr.
29. März	Palmsonntag	40 fl. — Kr.
31. März	Dienstag in der Karwoche	4 fl. 34 Kr.
2. April	Gründonnerstag	16 fl. — Kr.
3. April	Karfreitag	19 fl. 16 Kr.

Insgesamt also 19 Aufführungen

mit einer Gesamteinnahme von 306 fl. — Kr.

Im Jahre 1745 kam es zu insgesamt 14 Aufführungen mit einer Gesamteinnahme von 249 fl. 33 Kr. (KR. 1745, fol. 2).

^{**}) Weder in den Zeremonialprotokollen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs noch in den Tagebüchern des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch (Aus der Zeit Maria Theresias, hsg. von Rudolf Khevenhüller-Metsch und Hans Schlitter, Bd. 1, Wien 1907) erwähnt.

³⁴) Vgl. Maria Capra, Das Spiel der Ausführung Christi bei St. Stephan in Wien (Jb. d. Ges. f. Wiener Theaterforschung 1945/46, Wien 1946, S. 116—157), S. 119, Anm. 12.

³⁵) Dies war etwa auch in der bayrischen Bischofsstadt Freising der Fall; vgl. Stephan Schaller, Das Passionsspiel von Oberammergau 1634 bis 1950, Ettal 1950, S. 30. — Für die zweite Möglichkeit scheint auch die zeitliche Abfolge der jeweiligen Stoffankäufe und anderer Besorgungen bzw. Zahlungen zu sprechen, obwohl natürlich grundsätzlich der Anschaffungs- oder Zahlungstermin bzw. sein Vermerk in den (erst später geschriebenen) Komödienrechnungen nicht an den tatsächlichen Verwendungstermin gebunden ist. Wir wollen hier die wichtigsten Eintragungen in den Rechnungsbüchern, soweit sie vermutlich nur die Passion im engeren Sinne betreffen, gleich vermerken:

KR. 1737, vermutlich im Februar: „Vor dem Hergott 4 Eln Leinwath; Zum Purpur Mantel 3 Eln; zu deß Hergott Hoßen 7 Viertel Zwilch“ (fol. 4v); nach dem 2. Fastensonntag: „wegen deß Küreß und Födern zu wien gewest“ (fol. 8v); vor dem 3. Fastensonntag: „Rauschgold Kaufft pr. 8 Kr.; Vor dem Pilatus ein glaß födern Kaufft“ (fol. 9v); kumulative Zahlungen nach der letzten Aufführung: „Dem brodsitzer wegen deß Creuz und stöllen machen zalt 14 Kr.“ (fol. 11v); „Vor die Sailen ein zu richten ein trunckh“ (vgl. unten, Anm. 70); „Deß Theil seiner Tochter vor hergott gwäntl waschen und [einen Engel?] ägieren geben 1 fl.“ (fol. 14r). — KR. 1744, Mitte Februar: „5½ Eln leinwath Kaufft [für den] Hergott

Die ungewöhnlich große Zahl der Aufführungen, wie sie zumindest für die dreißiger und vierziger Jahre belegt ist³⁶⁾, können wir uns wohl nur so erklären, daß ein und dasselbe Spiel mehrere Male wiederholt wurde. Denn selbst wenn wir für diese frühere Zeit ein reicheres Repertoire annehmen wollten, als es uns durch die Texte und Ordnungen der Spätzeit überliefert ist, so hätte ein mit jedem Spieltag wechselndes Programm die verhältnismäßig kleine Schar der Darsteller — 1744 waren es 28³⁷⁾ — wohl bei weitem überfordert.

Rockh; dem Schiermer vor dem hergott Rock ... machen zalt“ (fol. 5v); vor dem Karfreitag einem Herrn Preiter in Wien „4 Maß Wein gebracht wegen der Sadl“ und „Sadl heraufgefahren“ (fol. 8); kumulative Zahlungen: „vor ... rote Farb zalt“ (fol. 9r); „dem Sebastian Stephan, als welcher dem Chritsus agirt hat, remuneration 1 fl.“ (fol. 11r). — KR. 1745: „den 23. [Februar] ... leinwath Kaufft zum hergott gewand 4 Eln“ (fol. 5r); „den 13. [April] ... nach Wien gefahren wegen deß zeug; dazumahl auf Verwilligung der Comedianten 3 Ducaten hergeben“ (fol. 7r); „den 15. dito nach Wienn wegen der Reit zeig, und am [Kar]-Freitag der Anspaninger vnd 2 Reitknecht Pferdht herauf gebracht“ (fol. 7v).

³⁶⁾ Siehe oben, Anm. 33.

³⁷⁾ Das Reinertragnis des Jahres 1744 wurde folgendermaßen aufgeteilt (KR. 1744, fol. 11v): „Erstlichen 18. agirente Manns Persohnen [recte 14!] sambt den 4 Jungfrauen ieder 5 fl. ... 90 fl.; dem Leopold Elterich, welcher 4 Mahl nichts hat agiren können, nur 4 fl.; denen 4 Kriegs Knechten ieder 4 fl. ... 16 fl.; dennen 2 größern bueben, welche diener gewesen, ieder 2 fl. ist 4 fl.; dem Engel 1 fl. 30 Kr.; den Benjämbin 45 Kr.; dem Klain Joseph 2 fl.“ — Ferner erhielten der Christus-Darsteller Sebastian Stephan eine zusätzliche „Remuneration“ von 1 fl. (fol. 11r), Johann Georg Welzhoffer und Anton Woyer „wegen ihrer Müehe als Vhrheber ein Discretion“ von je 2 fl. (fol. 10v) und der „Cärdin zieher“ und der „Thorsteher“ ebenfalls je 2 fl. (fol. 11r). — Von folgenden Darstellern (oder zumindest aktiv am Zustandekommen der Spiele Beteiligten) sind uns die Namen überliefert, die meist den Komödienrechnungen des betreffenden Jahres entnommen werden konnten: Philipp Auer, 1744; Johann Deill, um 1763 Darsteller des „Neids“ (Besetzungsliste, MA. Percht., Kart 142/b; im flgdn. abgek. BS), vielleicht identisch mit dem 1747 genannten Theill, dessen Tochter im selben Jahr gleichfalls mitwirkte; Leopold Etrich (Elterich), 1737 und 1744; Jakob Holzer, 1744; Hegerle, um 1763 Darsteller des „Prassers“ (BS); Ferdinand Hell, Bürger, 1744 und 1745; Joseph Hoff, um 1763 Sprecher der „Vorrede“ und Darsteller des „Zorns“ (BS); Jammerspauer, 1745; Jonn, 1737, 1745 „Comediant“; Jungwolff, 1744; Matthias Lib, um 1763 Darsteller des „Geizes“ (BS); März, 1744; Räbl, 1744; Ignatz Ranckh, bürgerl. Schmiedemeister, 1737; Jakob Rodler, Auß. Rat, 1737 (1744 Kommissar); Andreas Sallinger, Bürger, 1744; Wolfgang Schiemmer, Bürger, 1744, 1745 „Comediant“; Peter Schimmer, Bittsteller des Jahres 1749 (RP. 28, fol. 261r); Bernhard Schöber, 1737; Peter Soly, um 1763 Darsteller der „Unkeisch“ (BS); Stephan Sommerpauer, Bittsteller des Jahres 1760 (RP. 34, fol. 44r), war um diese Zeit Waldaufseher (ebd., fol. 50r); Sebastian Stephan, Bürger, 1744 Darsteller des Christus, 1745 „Comediant“, Bittsteller des Jahres 1749 (RP. 28, fol. 269v); Stephan Sohn, 1744; Suber,

Alle diese Schwierigkeiten, wie sie bei einem Rekonstruktionsversuch unseres Spieles und seiner Entwicklungsgeschichte immer wieder auftauchen, ließen sich vielleicht am ehesten überwinden, wenn wir wenigstens einige verlässliche Anhaltspunkte dafür hätten, welche Vorlagen die Perchtoldsdorfer Passionsspieler vor Augen hatten und mit welchen Einflüssen in der Folge gerechnet werden muß.

In Frage käme hier in erster Linie die kulturelle Ausstrahlungskraft der nahen Residenzstadt. Grundsätzlich hat natürlich die hohe Theaterkultur des Wiener Hofes auch auf seine Umgebung nachhaltig eingewirkt, und auch die Bedeutung des Herrscherhauses als tonangebendes Vorbild, vor allem aber durch seine rege Anteilnahme an allen religiösen Belangen, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden³⁸⁾. Dennoch scheint es zunächst frag-

um 1763 Darsteller der „Trägheit“ (BS); Theill, s. Deill; Wästl, 1745; Johann Georg Welzhoffer, Bürger, später auch Auß. Rat, 1737, 1744 „Vhrheber“ (KR) und „actor“ (RP. 26, fol. 92v), 1745 „Comediant“; Augustin Winter, Bürger, 1744, 1745 „Comediant“, Bittsteller der Jahre 1749 (RP. 28, fol. 261r) und 1761 (RP. 34, fol. 44r), um 1763 Textschreiber und vermutlich auch Spielleiter, gest. April 1777 (RP. 38, fol. 109v); Anton Woyer, bürgerl. Gastwirt, 1737, 1744 und 1745 Rechnungsführer und vermutlich auch Spielleiter, 1744 „Vhrheber“ (KR) und „actor“ (RP. 26, fol. 92v), wahrscheinlich der Sohn des aus Klagenfurt gebürtigen Schulmeisters Anton Woyer (MA. Percht., Kart 141), steuerte auch für Wandertruppen-Aufführungen diverse Dekorationen bei (RP. 36, fol. 108r vom 7. Juni 1769).

³⁸⁾ Vgl. Schmidt, Neuere Passionsspielforschung, a. a. O., S. 128 f, 134 f. — Auf diesen Umstand soll hier um so nachdrücklicher aufmerksam gemacht werden, als man sonst oft nur die negative Einflußnahme des Hofes (etwa in Form der zahlreichen Verbote) ins Auge faßt. Auch bei theatralischen Aufführungen und sonstigen Veranstaltungen, die außerhalb Wiens stattfanden, muß die fördernde Rolle des Hofes (als Zuschauer, Gönner, vielfach auch als das veranlassende Moment) hervorgehoben werden. Dies gilt nicht nur (um bei Beispielen aus unserer Gegend zu bleiben) für die prunkvollen Ludi Caesarei im Stift Heiligenkreuz (vgl. Heinz Kindermann, Theatergeschichte Europas, Bd. III, Salzburg 1959, S. 471 f.) oder die Aufführungen der Jesuiten in Wiener Neustadt (vgl. Fach-Katalog der Abteilung für dt. Drama und Theater der Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen, Wien 1892, S. 67; Herbert Schuster, Theatergeschichte von Wr. Neustadt, Diss. Wien 1959), sondern, wie wir am Beispiel des Perchtoldsdorfer Passionsspieles gesehen haben, auch für brauchwürdige Veranstaltungen. Hierher gehört etwa auch jener „Bauern- und Schwerddanz“, mit dem im Jahre 1753 die Laxenburger Séjour des Hofes abgeschlossen wurde (vgl. Aus der Zeit Maria Theresias. Die Tagebücher des Fürsten J. J. Khevenhüller-Metsch, Bd. IV, S. 117). — Über die gerade in unserem Gebiet sehr verbreiteten Figurentänze vgl. Schmidt, Schauspielwesen in Niederösterreich, S. 57, und ders., Das deutsche Volksschauspiel, S. 334. Zu ergänzen wäre hier vielleicht noch: ein „Rayfftan“ im Stift Klosterneuburg am 22. Febr. 1525 (Stiftsarchiv Klosterneuburg, Rub. 5/8, fol. 21r) und

lich, ob die bei Hof aufgeführten exklusiven Rappresentazioni sacre³⁹⁾ einen direkten Einfluß auf das religiöse Volksschauspiel ausgeübt haben können. Die vom Wiener Bürgertum und seiner Geistlichkeit veranstalteten Prozessionen und Schauspiele kämen hierfür vielleicht eher in Frage, doch sind die darüber erhaltenen Nachrichten noch immer viel zu schlecht ausgewertet⁴⁰⁾. Prozessionsordnungen und -spieltexte scheinen sich nicht erhalten zu haben, doch auch die Karfreitagsspiele und -oratorien, die bei den Jesuiten und in den zahlreichen Klöstern und Kirchen der Hauptstadt aufgeführt wurden⁴¹⁾ und von denen wir noch eine stattliche Anzahl — zum Großteil sogar gedruckter und deutschsprachiger — Texte besitzen⁴²⁾, wurden in dieser Hinsicht noch kaum untersucht.

Dasselbe gilt aber auch von den anderen zentralen Kultur-, Bildungs- und Kultstätten unseres Gebietes, deren Ausstrahlungskraft wir zwar gleichfalls grundsätzlich mit zu berücksichtigen haben, wenn sich auch ihre konkreten Auswirkungen im einzelnen kaum aufzeigen lassen. Neben den Klöstern und Wallfahrtsstätten der unmittelbaren Umgebung⁴³⁾ wären hier vor allem

die Schwerttänze im Stift Heiligenkreuz 1669 und 1677 (vgl. unten, Anm. 46); ferner 1750 das Auftreten der Leedsdorfer Schwerttänzer in Baden (Stadtarchiv Baden, RP. 1747—1752, fol. 175 v) und schließlich Belege für Schwerttänze der Perchtoldsdorfer Hauerburschen aus den Jahren 1767 und 1783 (MA. Percht., Kart. 142/b und RP. B 1/39, fol. 22r).

³⁹⁾ Alexander v. Weilen, Zur Wiener Theatergeschichte. Die vom Jahre 1629 bis zum Jahre 1740 am Wiener Hofe zur Aufführung gelangten Werke theatralischen Charakters und Oratorien (SS. der Österr. Ver. f. Bibliothekswesen), Wien 1901; Franz H a d a m o w s k y, Barocktheater am Wiener Kaiserhof. Mit einem Spielplan 1625—1740 (Jb. d. Ges. f. Wiener Theaterforschung 1951/52, Wien 1955, S. 7—117).

⁴⁰⁾ Vgl. S c h m i d t, Neuere Passionsspielforschung, S. 133 u. ö.

⁴¹⁾ Vgl. Jakob Zeidler, Die Schauspielthätigkeit der Schüler und Studenten Wiens (10. Progr. des Gymnasiums in Oberhollabrunn, Jg. 1888); Alexander v. Weilen, Geschichte des Wiener Theaters von der älteren Zeit bis zu den Anfängen der Hoftheater (Die Theater Wiens, Bd. I), Wien 1899; Kurt A d e l, Das Jesuitendrama in Österreich (= Österreich-Reihe, Bd. 39/40), Wien 1957; Alfred O r e l, Die österreichische Sonderform des Oratoriums (Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Bd. 10, Kassel 1962, Sp. 154 ff.); Franz G. S i e v e k e, Johann Baptist Adolph. Studien zum spätbarocken Wiener Jesuitendrama, Diss. Köln 1965.

⁴²⁾ Vgl. Kurt A d e l, Handschriften von Jesuitendramen in der Österr. Nationalbibliothek (Jb. d. Ges. f. Wiener Theaterforschung 1955/56, Wien 1960, S. 83—112); Gustav G u g i t z, Bibliographie zur Geschichte und Stadtkunde von Wien, Bd. III, Wien 1950 (unter den jeweiligen Klöstern); Otto G. S c h i n d l e r, Die Libretto-Sammlung des Stiftes Klosterneuburg (Jb. d. Ver. f. Geschichte d. Stadt Wien, Bd. 23/24, 1967/68; im Druck).

⁴³⁾ Vgl. S c h m i d t, Neuere Passionsspielforschung, S. 119, 129 f., 134, 138 ff.

unsere ehrwürdigen Stifte Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Neukloster sowie die Niederlassung der Jesuiten in Wiener Neustadt zu nennen ⁴⁴⁾. Auch hier wurde das Karfreitagsspiel und das Karfreitagsoratorium eifrig gepflegt ⁴⁵⁾, und auch hier kam es auf vielen Gebieten des Schauspiels und des Brauchtums — von allen rein kirchlichen und seelsorgerischen Bereichen, wo dies selbstverständlich war, ganz abgesehen — zu regelmäßigen Kontakten mit der ansässigen Bevölkerung oder der der umliegenden oder zugehörigen Ortschaften ⁴⁶⁾.

Unmittelbare — also textliche — Vorlagen für unser Perchtoldsdorfer Passionsspiel ließen sich weder von der einen noch von der anderen Seite namhaft machen. Manche stoffliche Übereinstimmungen sind aber in dieser Zeit, wo Figuren wie der Ägyptische Joseph, Abraham und Isaak, der gefesselte Samson, David und Goliath usw. entweder als Einzelpräfigurationen oder in Form einer Präfigurationskette schon längst in zahllose (oberschichtliche wie volkstümliche) Passionsspiele, erst recht aber in die figurierten

⁴⁴⁾ Zum Ordens theater im Viertel unter dem Wienerwald vgl. J. W. Nagl-J. Zeidler, *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*, Bd. I, Wien 1899, S. 681; Friedrich Hlawatsch, Kaiser Leopold I. als Gast des Abtes Klemens von Heiligenkreuz (SA. aus Cistercienser-Chronik, Jg. 34), Bregenz 1922; Vinzenz O. Ludwig, *Klosterneuburg. Kulturgeschichte eines österr. Stiftes*, Wien 1951, S. 91 f.; Gottlinde Schebach, *Das dramatische Werk Norbert Theuerkauffs*, Diss. Wien 1953; Herbert Schuster, *Theatergeschichte von Wiener Neustadt*, Diss. Wien 1959; Schindler, *Die Libretto-Sammlung des Stiftes Klosterneuburg*, a. a. O. — Das 1606 in Heiligenkreuz geschriebene Drama „Ioannes Calybitya“ von Johannes Seifried wurde hsg. von P. Hadmar Özelt im Jahresbericht des Bundes-Gymnasiums und -Realgymnasiums in Krems 1960/61, Krems 1961.

⁴⁵⁾ Verf. sind bisher rund 25 gedruckte oder hs. Texte solcher Auführungen bekannt geworden. — Die figurierte Karfreitagsprozession in Klosterneuburg, deren gedruckte Ordnung von 1706 uns in zwei Exemplaren erhalten geblieben ist (Stiftsbibliothek Klosterneuburg, Cl. II, 5a, und Stiftsarchiv Klosterneuburg, Kart. 220, fol. 267, Nr. 47), dürften nicht die Augustiner-Chorherren des Stiftes, sondern eher die Kapuziner in der Unteren Stadt veranstaltet haben; vgl. Albert Starzer, *Geschichte der l. f. Stadt Klosterneuburg*, Klosterneuburg 1900, S. 447 ff.; Schmidt, *Schauspielwesen in Niederösterreich*, S. 52; Franz Maschek, *Eine Karfreitagsprozession in Klosterneuburg im Jahre 1706* (Klosterneuburger Nachrichten, 1955, Nr. 13—15).

⁴⁶⁾ Vgl. etwa das Auftreten von ländlichen Spiel- und Tanzgruppen im Stift Heiligenkreuz: 27. Dez. 1650 „auß befehlung Ihro Gn. den sternsingerin oder Commoedianten geben 2 fl.“; (1. ?) Jan. 1653 „für die Commaedianten... 1 fl. 30 Kr.“; (1. ?) Jan. 1659 „den Commaedianten von Tromau [Trumau] 1 fl. 50 Kr.“; 1. Jan. 1660 „für die Comedianten von Pfafstetten... 1 fl. 30 X.“; 1. Jan. 1669 „dennnen schwerdtanzern 3 fl.“ 1. Jan. 1677 „Pfaffstetterischen Comedianten vnd Prunnerischen Tanzern geben 3 fl.“ (Stiftsarchiv Heiligenkreuz, Rubr. 6, Friedrich Hlawatsch, *Auszüge aus den Kammeramtsraittungen*).

Prozessionen und Prozessionsspiele Eingang gefunden hatten⁴⁷⁾, kaum von Belang.

Lediglich bei dem Stoffkreis um den verstoßenen Ismael, der in unserem Perchtoldsdorfer Passionsspiel ausführlich behandelt wird, ließe sich vielleicht ein von Wien ausgehender Einfluß geltend machen. Hier nämlich wurde dieser Stoff bereits im Jahre 1698 im Rahmen eines Karfreitagsoratoriums behandelt und auch in den folgenden Jahren mehrmals aufgegriffen⁴⁸⁾, während er etwa in den Tiroler Karfreitagsprozessionen erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts auftaucht⁴⁹⁾.

Auch die Hauptsünden-Allegorien, die unseren Perchtoldsdorfer Passion revueförmig einleiten und einmal das ganze Vorspiel, dann wieder nur das Josephspiel in Form einer Rahmenhandlung umschließen, können auf eine ziemlich alte Tradition zurückblicken⁵⁰⁾, doch dürfte ihre barocke Neuformung vielleicht gleichfalls auf donauösterreichische Einflüsse zurückgehen. Auf dem Kremser Jesuitentheater wird jedenfalls am Karfreitag des Jahres 1632 — und zwar „*iterato sed variato schemate*“ — ein „*peccator insidens puteo interitus septem capitalium vitiorum gladiis circumdatus*“ dargestellt⁵¹⁾, und gerade dieses Spiel bezeichnet Kretzenbacher, der den barocken Formwandel dieses Themas und sein Fortleben im späteren Volksschauspiel untersucht, als ein wichtiges Bindeglied zwischen den alten eschatologischen und den (vor allem in Innerösterreich häufig anzutreffenden) Prasser- und Hauptsündenspielen⁵²⁾.

47) Vgl. Toni Weber, Die Praefigurationen im geistlichen Drama Deutschlands, Diss. Marburg 1919; Leopold Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern, Salzburg 1952; Dörner, Tiroler Umgangsspiele.

48) Siehe Weilen, Zur Wiener Theatergeschichte, Nr. 454, 678, 880; Schindler, a. a. O., Nr. 33.

49) In einer Sterzinger Prozessionsordnung aus dem Jahre 1748; siehe Dörner, a. a. O., S. 517 (Nr. 72).

50) Vgl. Leopold Kretzenbacher, Die steirisch-kärntischen Prasser- und Hauptsündenspiele. Zum barocken Formwandel eines Renaissance-themas und dessen Fortleben im Volksschauspiel (Österr. Zs. f. Volkskunde, Bd. 50, 1947, S. 67—85), S. 76 ff.

51) Vgl. Anton Baran, Geschichte der alten lateinischen Stadtschule und des Gymnasiums in Krems, Krems 1895, S. 83.

52) A. a. O., S. 77. — Über das ironische Lehrgedicht aus dem 15. Jh., in dem „Meister Reuauss“ (= Rubinus) die sieben Todsünden als Salben anpreist (ähnliches treibt noch 1694 in einem Heiligenkreuzer Faschingspiel Bacchus mit seinen Söhnen, die als kostbare Raritäten feilgeboten werden, sich in der Folge aber als scheußliche Monstren entpuppen), das zweifellos von einem Osterspiel ausgegangen ist und höchstwahrscheinlich nach Wien gehört, vgl. Hans Rupprich, Das mittelalterliche Schauspiel in Wien (Jb. d. Grillparzer-Gesellschaft, N. F. Bd. 3, Wien 1943, S. 27—73), S. 38.

Wenn sich aber die barocke Ausweitung des (Renaissance-) Themas vom reichen Prasser zu einem ausgesprochenen Hauptsündenspiel schon unter dem Einfluß des Ordensdramas (und zwar des österlichen Ordensdramas) vollzogen haben soll, so könnte dies auch auf dem Weg über die figurierte Karfreitagsprozession geschehen sein, wo sich derartige Kontakte am ehesten herstellen ließen und deren immer wieder neu angereicherter Stoff- und Figurenschatz auch in zahllose andere Volksschauspiele eingedrungen war⁵³⁾. Tatsächlich finden sich in diesen Prozessionen neben den Allegorien der „Sünde“, der (verdammten) „Seele“ und der „Welt“ schlechthin auch häufig die spezialisierten Personifikationen der „Hoffart“, der „Geilheit“, des „Zorns“, des „Neids“ usw., und zwar meist in der für sie auch später charakteristischen Umgebung des Teufels und des Todes, aber auch inmitten all der bekannten alttestamentlichen Präfigurationen⁵⁴⁾. Ein im Rahmen einer solchen Karfreitagsprozession dargestellter und komplettierter Hauptsündenkatalog wird nun meines Erachtens sowohl den steirisch-kärntnerischen Prasser-Hauptsündenspielen als auch unserem Perchtoldsdorfer Passionsspiel als Vorbild gedient haben⁵⁵⁾. In Perchtoldsdorf ist dabei die ursprüng-

⁵³⁾ Über diese Wechselbeziehungen zwischen „Bewegungsspiel“ und „Standortdrama“ vgl. die zahlreichen Beispiele bei Dörrer, *Tiroler Umgangsspiele* und in dessen Artikel „Passionsspiele, Tiroler“ in *Stammlers Verfasserlexikon*, Bd. III, Sp. 741–835.

⁵⁴⁾ Vgl. die Prozessionsordnungen bei Dörrer, *Tiroler Umgangsspiele*, S. 374 (Nr. 28), 376, 429, 492, 499, 509, 516 (Nr. 9), 519, 521 f., 526 (Nr. 8), 527 (Nr. 70, 81); ferner die Parodien auf derartige Prozessionen ebd., S. 532 f., und bei Dörrer, *Barockes Volksschauspiel in seinen Grotesken* (Brunecker Buch. Schlern-Schriften, Bd. 152, Innsbruck 1956, S. 109–152), S. 145 (Nr. 34), 150. — Todsünden-Personifikationen finden sich aber gelegentlich auch in profanen Umzügen (denen ja auch das Ordensdrama den Großteil seines Allegorienschatzes verdankt), so etwa in den Ritterspielen zu Kassel, 1596, und Stuttgart, 1598 (freundl. Mitt. von Oswald Bauer, dessen Wiener Diss. „Allegorien auf dem deutschen Theater vom Mittelalter bis zum Frühbarock“ in Kürze vorgelegt werden wird). An Renaissance-Trionfi und frühbarocke Ritterspiele erinnern auch die Hauptsünden-Allegorien der Karfreitagsprozession zu Hohenelbe (um 1770); vgl. Leopold Schmidt, *Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen vom Humanismus bis zur Gegenwart* (= Veröff. d. Inst. f. dt. Volkskunde d. Akad. d. Wiss. zu Berlin, Bd. 9), Berlin 1954, S. 50 f.

⁵⁵⁾ In diesem Zusammenhang ist es vielleicht nicht uninteressant zu wissen, daß die Familie Woyer, der auch der erste bekannte Perchtoldsdorfer Spielleiter Anton Woyer angehörte, aus Kärnten stammte; vgl. oben, Anm. 37.

liche (und auch liturgisch begründete⁵⁶⁾) Bindung des auch hier besonders akzentuierten Prasser-Motivs⁵⁷⁾ an den Fastentermin noch erhalten, während sie etwa im (späteren) Prasser-Hauptsündenspiel von Steirisch-Laßnitz⁵⁸⁾ verlorengegangen.

Sind wir also in bezug auf die textlichen Vorbilder unseres Spieles im großen und ganzen nur auf Vermutungen angewiesen (vieles ist natürlich, manchmal sogar wortwörtlich, der Bibel entnommen⁵⁹⁾), so wissen wir wenigstens über einige organisatorische und ausstattungs-mäßige Fragen ziemlich gut Bescheid. Dabei allerdings ist die (zumindest zeitweilige) Abhängigkeit der Perchtoldsdorfer Passionsspieler vom Wiener Theaterwesen nicht zu übersehen.

Ungefähr einen Monat vor Beginn der Perchtoldsdorfer Spielsaison begab sich der Spielleiter in Begleitung einiger Darsteller nach Wien, um hier beim „Quater ober“ am Hof und im „Comedi Hauß“ — gemeint ist wohl das Kärntnertortheater — wegen der „Klaider und Cennes“ anzufragen. Für entsprechende Gegenleistungen, meist in Form von Naturalien, war man gerne bereit, den Wünschen der Passionsspieler nachzukommen, und bald verließen ganze Fuhren von Kostümen und Dekorationen die Stadt⁶⁰⁾.

⁵⁶⁾ Das Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus (Luk. 16, 19—31) wird am Donnerstag nach dem 2. Fastensonntag als Evangelium verlesen. — Die Lesung des darauffolgenden Tages erfolgt aus 1. Mos. 37, 6—22, aus jener Stelle also, mit der der biblische Bericht vom Ägyptischen Joseph einsetzt. Neun Tage später, am 4. Fastensonntag, erfolgt die Lesung aus dem Brief des Apostels Paulus an die Galater (Gal. 4, 22—31), in der vom Verstoß der Agar und ihres Sohnes Ismael die Rede ist (nebenbei eine der Keimzellen der frühchristlichen Typologien und damit des Gedankens der Präfiguration!). Der zeitliche Ablauf dieser Themen innerhalb der Liturgie mag auch für die Aufeinanderfolge (bzw. die stoffliche Verknüpfung) der drei Hauptthemen unseres Perchtoldsdorfer Spieles bestimmend gewesen sein.

⁵⁷⁾ Zum Unterschied von den übrigen Todsünden „Die Hoffart“, „Der Geiz“, „Die Geilheit“, „Der Neid“, „Der Zorn“ und „Die Trägheit“ ist „Der Prasser“ mehr ein Typus als eine ausgesprochene Allegorie. Auch die Szenen mit den „Todsünden bei Essen und Trinken“ dürften an das biblische „epulabatur quotidie splendide“ (Luk. 16, 19) der Prasser-Parabel anknüpfen.

⁵⁸⁾ Vgl. Leopold Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark (= Österr. Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde, Bd. 6), Wien 1951, S. 211 ff.

⁵⁹⁾ Und zwar offenbar nach der Übersetzung Luthers (? !); siehe Textteil, Z. 468—474 (1. Mos. 22, 2); Z. 478—481) 1. Mos. 21, 17—18).

⁶⁰⁾ KR. 1737: „wegen der Klaider zum H. Hämerl [auch Heimerl geschrieben; vermutl. der bei Hadamowsky, a. a. O. S. 53, genannte Haymerle] und Quater ober [Mathias] gangen; Dem Welzhoffer bezahl ich daß Kalb, welches dem H. Hämerl gegeben worden“ (fol. 4r). „Widerumb wegen der Klaider und Cennes zum H. Mathias Quaterober

Nicht selten kamen auch die Wiener Garderoben- und Bühnenmeister persönlich nach Perchtoldsdorf, um sich hier von der sachgemäßen Verwendung der hergeliehenen Utensilien zu überzeugen und vielleicht auch die Aufstellung der Dekorationen zu beaufsichtigen⁶¹⁾, und wir können uns sehr gut vorstellen, daß auf diesem Weg manche Anregungen in bühnentechnischer, „dramaturgischer“ oder sogar stofflicher Hinsicht weitergegeben wurden.

und Receni gingen; Vor H. Quaterober ein Kipfel Pachen lassen; Ingleichen... ein Flaschen Keller wein Ver Ehr't mit 9 Maß“ und „1/4 Fleisch“ (fol. 5r); „Dazumahl die Zennes herauß geführt; Denen Tragern, welche uns die Zennes und Anders herunter getragen... zalt“ (fol. 5v); „Dem Fuhrmann zu wien und zu Hauß Trunckh zalt. Item abermahl umb Zenes nach wienn gefahren“ (fol. 6r); „Denen Tragern in den Comedi Hauß, daß sie es abgenommen, herunter getragen und aufgeladen, Da unß der Wünd den wagen umbgeworffen, solches wider aufzuladen (zu azgerstorff) und zu hauß bey dem abladen Trunckh zalt“ (fol. 6v). „Da wür die klaider gehold, Denen, welche die Truhnen helfen herunter bringen und auf-laden... zalt; Den Quaterober gesöllen 6 Maß wein hineingebracht; Ingleichen zu ein Recompens geben... 1 fl.; Item den H. Receni wegen der Cennes... geben 1 fl.; zu hauß denen, die Klaider abladen geholffen, trunck geben“ (fol. 7). Nach dem 25. März „kauff ich zu Achau ein Kalb vor dem grafen [Lamberg, Wiener Ober-Musikdirektor; vgl. oben, Anm. 33]; Dan dises Kalb geholt und nach wien geführt“ (fol. 9v). „Da der H. Rodler und [Woyer] zu dem grafen [Lamberg] wegen der Klaiden und Deatrum gingen, daß Kostgeld“ (fol. 12r). — KR. 1744: „zum Quarde-rober nach Hoff und im Comedi Hauß gingen, mich wegen der Klaiden angefragt; den 21. Jenner... zu Wienn gewest Bey gnadigen Herrn von Plötner“, ein halbes Kalb und eine halbes „Frischl“ nach Wien „dem gnad. Herrn von Selie [vermutl. der damalige „Entrepreneur der Hof-opern, Serenaden, Komödien, Oratorien und heiliger Gräber“ Joseph Carl Selliers; vgl. Kindermann, Theatergeschichte Europas, Bd. V, S. 16 f.] überbracht“ (fol. 4). „Da wir die Klaiden von Wienn geholt, dem Quate-rober ein Flaschen Keller Wein gebracht“ (fol. 6r). — KR. 1745: „in Wienn Bey Herrn Nobel und Quarterober geweßen; abermahl zum herrn v. Nobel gingen, ein Spennfädl mitgebracht; abermals zum Herrn v. Nobel und H. von Selie gingen; Bey Herrn v. Selie gewest, ein Kalb mitge-bracht“ (fol. 4). „Den 3. Marty auf Wien gefahren umb Comedie Klaiden“ (fol. 5v). Am 5. März „auf Wienn gefahren Vmb die übrige Comedi Klai-der“ (fol. 6v). „Den 17. [April] die Klaiden und Reidtzeug nach Wien ge-führt, dem gnad. Herrn von Selie ein Jänischen Hahn [Truthahn]“ und „ein kizl mitgebracht; den Bedienten daß versprochene Trinckhgeld geben; dennen Beeden Quarterober vor ihre grosse Bemühung ein Crem-nitzer Ducaten geben“ (fol. 8r).

⁶¹⁾ KR. 1737: „Ferners ist der H. Receni und noch ein Anderer wegen deß Deatrum machen herauß Komen“ (fol. 6r). „Vor dem H. Mathias auf daß Deatrum 7 Seil' wein und 2 Kr. brod geholt“ (fol. 11r). — KR. 1744: am 8. März „der Quarterober und noch einer hier gewest, in Bey sein etlicher Comedianten verzert 3 fl. 50 Kr.; Dieselbe nach Wienn fahren lassen fuhrlohn (fol. 7v). — KR. 1745: „der herr Quarterober mit einer Compagnie hiergewest“ (fol. 4r); am 5. März „auf wienn gefahren, die herrn Quarterober abgeholt“ (fol. 6v).

Leider sind wir gerade über die Perchtoldsdorfer Passionsbühne am wenigstens unterrichtet. Wir wissen lediglich, daß man in der Regel in einem Saal des Zechhauses⁶²⁾ ein „Deatrum“ errichtete⁶³⁾, das einen ein- oder mehrteiligen Vorhang besaß, der entweder am Deckenbalken oder an einem eigens eingezogenen „Paumb“ beweglich befestigt war⁶⁴⁾; sicherlich spielte man auch auf einem erhöhten Podium. Die Zuschauer saßen auf einfachen Bänken, und die ganze Einrichtung mußte so beschaffen gewesen sein, daß sie innerhalb kurzer Zeit wieder entfernt werden konnte⁶⁵⁾. Dies gilt zumindest für die Frühzeit unserer Spiele; in den letzten Jahren dürfte es sich um eine stehende Bühne gehandelt haben, die noch 1769 (und vielleicht auch noch später) den hier auftretenden Wandertruppen zur Verfügung gestellt wurde⁶⁶⁾.

Die Kulissen borgte man sich zunächst, wie wir gesehen haben, zur Gänze vom Wiener Kärntnertortheater; man bemühte sich also, das wohl in erster Linie aus Wien kommende Publikum

⁶²⁾ Haus der Liebfrauenzeche, kurz „die Zöch“ genannt; später Gemeindegasthaus „Zum goldenen Hirschen“ und Schule (heute Marktplatz Nr. 11); vgl. Latschka, a. a. O., S. 291; Perchtoldsdorfer Heimatabuch, Wien 1958, S. 166 ff. — Eine Beteiligung der Liebfrauenzeche oder anderer Bruderschaften an unserem Passionsspiel ist nicht nachzuweisen; seine Einführung dürfte vielmehr auf die Privatinitiative einiger Perchtoldsdorfer Bürger zurückgehen. Auch später ist immer nur von einzelnen Personen die Rede, niemals aber von zünftischen oder religiösen Organisationen.

⁶³⁾ KR. 1737: „Da ihr 8. ein ganzen Tag bey dem Deatrum machen gearbeith, Vertrunckhen 58 Kr.“ (fol. 7r); „die welche daß Deatrum abgeraubt, verzehrt 55 Kr.; Fuhrlohn die laaden auß der Zöch zur blanckhen zu führen zalt“ (fol. 12). — KR. 1744: „Den 14. Feb. [und an den folgenden Tagen] bey dem Deatrum machen verzehrt“ (fol. 5r u. 6.); nach dem 3. April „das Deatrum abgebrochen“ (fol. 9r). — Die Spitalskirche wurde einmal als Aufführungsort verboten; vgl. oben, Anm. 18.

⁶⁴⁾ KR. 1744: „dem Cärdin zieher 2 fl.“ (fol. 11v). — KR. 1745: „Ein Puschen leindl Kaufft... zum Kardin ziehen“ (fol. 5v). — Vgl. auch die Bemerkung des Marktkämmerers, daß „allzeith der mittlere trag baumb aufgeschlagen wurde“ (oben, Anm. 18) und die mehrmalige Erwähnung eines „Paumb“ (unten, Anm. 65).

⁶⁵⁾ KR. 1744: „den 26. Febr. Bey machung der Penckh und deß Paumb, der Zimmermeister... und Andere verzehrt 35 Kr.; 3. Marty abermahl die zerbrochene Penckh und den baum gemacht, sambt dem ganzen Deatrum abbrechen; den 4ten ditto daß ganze Deatrum neu aufgemacht, der Welzhoffer, Stephan, Jacob Holzer, Hell, Auer, Räbl, Jungwölff, Stephan Sohn und [Woyer] ein ganzen tag gearbeit, ieden 12 X. geben“ (fol. 7r). „Den 16. [Marty], da sie den baumb und die Penckh wiederumb gemacht (fol. 7v). — KR. 1745: „60 grosse Panckh laden“ gekauft (fol. 8v).

⁶⁶⁾ Im Herbst 1769 wurde dem Prinzipal Franz Passer gestattet, „das in dem allhiesigen Zöch-Hauß befindliche Theatrum“ auf seine Kosten abzuändern (MÄ. Percht., Kart. 142/b).

auch in puncto Ausstattung zufriedenzustellen. Von dieser Gepflogenheit dürfte man aber in der Folge wieder abgekommen sein, denn um das Jahr 1763 konnte unser Augustin Winter den Passionsspielern im benachbarten Brunn am Gebirge versprechen, ihnen u. a. auch „ein Cortina von Alt Testamentischen gemähl“ sowie einen weiteren „Ramb“ zu leihen ⁶⁷⁾; und als der Perchtoldsdorfer Marktrichter 1769 die Abgaben einer hier auftretenden Wandertruppe an das Kammeramt überwies, erhielt auch der frühere Passionsspieler und -spielleiter Anton Woyer 2 Siebzehner „wegen ihme gehörigen Szenen“ ⁶⁸⁾.

Im übrigen wurden keinesfalls alle Szenen des Passionsspieles auf dieser Bühne des Zechhauses aufgeführt. Im Spiel am Karfreitag zog man spätestens zum Gang nach Golgatha hinaus ins Freie, und hier (vermutlich auf dem Marktplatz, vielleicht aber auch vor dem Fresko mit dem Gekreuzigten an der Außenseite der Pfarrkirche ⁶⁹⁾) werden wohl auch die restlichen Stationen der Leidensgeschichte dargestellt worden sein ⁷⁰⁾.

Besser als über die Bühne sind wir über das Kostüm und die Attribute einzelner Personen und allegorischer Figuren unterrichtet ⁷¹⁾. Der Teufel etwa hatte eine „Hauben“ oder „Kapen“ auf dem Kopf, sicherlich auch eine Larve vor dem Gesicht und kam mit einem „Feuer werg“ auf die Bühne ⁷²⁾. Der Tod, der in den dreißiger und vierziger Jahren — wohl im Rahmen der Hauptsün-

⁶⁷⁾ Kostümliste, fol. 1^v (MA. Percht., Kart. 142/b); vgl. auch oben, Anm. 8.

⁶⁸⁾ MA. Percht., RP. B 1/36, fol. 108^r.

⁶⁹⁾ Vgl. Perchtoldsdorfer Heimatbuch, S. 221.

⁷⁰⁾ Und zwar entweder — wenn ich die Eintragung „Vor die Saillen ein zu richten“ (KR. 1737, fol. 14^r) richtig verstehe — auf einem abgesteckten („gehegten“) Spielplatz oder auf einer „Pün“, wie sie am Karfreitag des Jahres 1745 noch rasch vor dem „Aufzug“ errichtet wurde (KR. 1745, fol. 7^v) und die offenbar nichts mit dem „Deatrum“ des Zechhauses zu tun hat. Vgl. auch oben, Anm. 35.

⁷¹⁾ Siehe auch die szenischen Bemerkungen im nachstehenden Textabdruck.

⁷²⁾ KR. 1737: Anfang März wurden „zum Teuffels gwand 4 Eln Leinwath“ gekauft (fol. 4^v), ferner „1 lb Pulfer pr. 20 Kr.“ (fol. 5^r). Am 17. März „dem Jonn zum Pulfer abmachen 1/2 Seidl Prandwein geben“ (fol. 8^v); ebenso vor dem 24. März (fol. 9^r). Am 31. März „abermahl 1/2 lb Pulffer“ gekauft (fol. 10^v). — KR. 1744: Mitte Februar „1/2 lb Pulfer“ (fol. 5^r); am 17. Febr. „dem Schiermer vor... Teuffels Kapen machen zalt“ (fol. 5^v); vor dem 8. März „den Schiermer wegen deß Teuffel gwand anstuckhen zalt“ (fol. 7^r). — KR. 1745: am 3. März „3 1/2 lb zuegerichtetes Pulfer“ gekauft. „Dem gürdler wegen der... Butzen [machen] zalt“ (fol. 6^v). — Kostümliste, N. 25: „Ein Teuffel Kleydt sambt hauben“.

den-Handlung ⁷³⁾ — noch aufgetreten war, in den Ordnungen und Texten der späteren Zeit aber nicht mehr erwähnt wird, erschien in einem Kleid mit aufgemalten Rippen und mit einem grinsenden Totenschädel; in der Hand schwenkte er wie üblich seinen drohenden Pfeil ⁷⁴⁾. Zur Verdeutlichung der Hauptsünden-Allegorien bediente man sich, so gut es ging, der biblischen Vorbilder ⁷⁵⁾; wo man aber auf die traditionellen Attribute nicht verzichten wollte, konnte es leicht zu Verwechslungen kommen. So tritt bei uns der „Geiz“ mit einem Herzen und einer Schlange auf, obwohl diese Attribute von Rechts wegen dem „Neid“ zukämen ⁷⁶⁾. Diesen wiederum versinnbildlicht der Brudermörder Kain; er hält den „Kolbm“, mit dem er eben seinen Bruder Abel erschlug, noch in der Hand, mit dem Herzen aber, das er sich, wie es sein Text auch noch vorschreibt, „abfressen“ sollte ⁷⁷⁾, war sein Vorgänger schon längst wieder abgetreten. Ein Prügel wurde auch dem „Zorn“ in die Hand gegeben; die „Geilheit“ aber trat auf mit einem „Gemahlen Pockh“ ⁷⁸⁾. Den „Prasser“ finden wir „bey der Taffel esßendt mit Zway Diener“; die „Trägheit“ „Sizendt bey Taffel bey Zway lichter“. Mit dem Prasser-Motiv („die Todtsindten bey esßen vndt Trinckhen“) und mit einem neuerlichen „Feuer werg“ wird der Hauptsünden-Rahmen geschlossen.

Jener Augustin Winter, dem wir auch, wie bereits erwähnt, einen Großteil unserer Textabschriften verdanken und der zu ihrer Entstehungszeit vermutlich Leiter der Perchtoldsdorfer Passionsspiele war, stellte auch eine Liste „von Comödie Kleyder“ zusammen ⁷⁹⁾, die er den Passionsspielern in Brunn zu leihen

⁷³⁾ Vgl. sein Auftreten in den innerösterreichischen Hauptsündenspielen (Kretzenbacher, Steirisch-kärntische Prasser- und Hauptsündenspiele, a. a. O., S. 75 ff., und ders., Lebendiges Volksschauspiel, a. a. O., S. 215 ff.).

⁷⁴⁾ KR. 1737: Anfang März „vor dem Todt 4 Eln Leinwath Kaufft“ (fol. 4v). „Dem Mahler wegen deß Todten gewand“ und „gsicht... mahlen zalt“ (fol. 8r). — KR. 1745: „dem Maller wegen Machung... deß Pfeil zalt“ (fol. 8v). — Über den „grimmig Tod mit seinem Pfeil“ vgl. Leopold Schmidt (Wiener Zs. f. Volkskunde, Bd. 37, 1932, S. 172 f.).

⁷⁵⁾ Vgl. auch Kretzenbacher, Steirisch-kärntische Prasser- und Hauptsündenspiele, S. 78 ff.; ders., Lebendiges Volksschauspiel, S. 216 ff.

⁷⁶⁾ Vgl. Irene Wanner, Die Allegorie im bayrischen Barockdrama des 17. Jh. (Theater und Drama, Bd. 17), Berlin 1941, S. 79 („Invidia“ im Historienspiel; nach J. Masen, Speculum imaginum, veritas occulta, Köln 1650).

⁷⁷⁾ Vgl. Textteil, Z. 49. Im Jahre 1737 hatte der Maler u. a. auch ein Herz anzufertigen (KR. 1737, fol. 8r). Einen an seinem Herzen nagenden Neid hatte auch das Kasseler Ritterspiel von 1596 (freundl. Mitt. v. Oswald Bauer, vgl. oben, Anm. 54).

⁷⁸⁾ Die Anfertigung „deß bockh“ wird auch im „Comödie Rapular Ao. 737“, fol. 6v vermerkt.

⁷⁹⁾ Siehe oben, Anm. 8.

beabsichtigte. Er verzeichnet hier beispielsweise einen Rock „von Schwarzen Zeig“ mit „weisen auff Schlägl“ für den Eremiten; zwei „Ismeliter Röckh von Blauben zeig“; ein „Goliath haubt“; dann für den Samson einen „Curas von weißen blöch“; ferner — wohl für den Longinus — einen weißtüchern „Hauptman Rockh mit Douson [?] Farben Samett auß geschlagen undt Falschen goldtenen bordten“; für die Kriegsknechte vier Röcke „von blauer leinwath vndt griener brust mit Sielbern bordten Falsch“, vier „Casget mit Federn Roth, blau, schwarz undt Gelb“, „widerumb zway von Papier Kriegs knecht hauben“ und „Zway heleopardten“; weiters mehrere „bauern ober Röckhl“ und „Hoßen“; „Romänische“ Kleider; zwei gelbe „Damino“, Frauen „Ober Röckhl“ von braunem und schwarzem Samt mit silbernen und goldenen „bordten Falsch“; ein „Paberlgrüen undt Roßenfarb Adlassennes Knaben Kleydt mit Silber gärniert“ und schließlich einen „Geher Stab“, „fünf Scheffers Stäab“, einen „Sauzamben von leder mit Haren gefierderdt“ und anderes mehr.

Diese Abhängigkeit der Brunner Passionsspieler vom Fundus der Perchtoldsdorfer ist wohl auch als Beweis dafür anzusehen, daß nicht — wie Latschka behauptet ⁸⁰⁾ — die Perchtoldsdorfer Spiele den Brunnern nachgeahmt wurden, sondern umgekehrt. So hatte man ja auch zu den Perchtoldsdorfer Spielen der vierziger Jahre die „Musicanten von Prun“ kommen lassen, die aber, hätte man um dieselbe Zeit auch in ihrem Heimort Passionsspiele aufgeführt, wohl kaum abkömmlich gewesen wären ⁸¹⁾. Die Brunner Musikanten wurden wohl hauptsächlich für den Karfreitags-„Aufzug“ benötigt, während die Liedeinlagen des Spieles selbst der Perchtoldsdorfer Schulmeister begleitet haben dürfte, den wir schon oben auch als Komponisten der „gesänger“ kennengelernt haben ⁸²⁾.

Ob sich seine Mitwirkung auch auf die textliche Gestaltung dieser Lieder erstreckte, vermochte ich bisher ebensowenig zu klären wie die Frage, ob die einmal als „Vhrheber“ bezeichneten Bürger Johann Georg Welzhoffer und Anton Woyer ⁸³⁾ als die tat-

⁸⁰⁾ A. a. O., S. 291, Anm. 1.

⁸¹⁾ KR. 1744: „den Musicanten von Prun alß Mirs vor Ihro Mayl: die Königl: gehalten zalt 51 Kr.“ (fol. 9r); „denen Musicanten von Prun 1 fl. 25 Kr.“ (fol. 10v). — KR. 1745: „den Prunnerischen Mussicanten zahlt 5 fl.“ (fol. 8v). — Vgl. auch oben, Anm. 32.

⁸²⁾ KR. 1737: „Zum H. Schullmaister wegen der gesänger Neu Companieren geholt worden 2 Maß wein und 3 Kr. brod“ (fol. 4r); „Dem H. Schullmaister vor die Music zalt 6 fl.“ (fol. 11v); „dem H. Schullmaister wegen deß geigen zalt 1 fl. 8 Kr.“ (fol. 12v). — KR. 1744: „den H. Schullmaister zahlt 6 fl.“ (fol. 9v). — KR. 1745: „dem Herrn Huber [vermutl. ein Schulgehilfe] vor die Mussic zalt 6 fl.“ (fol. 8v).

⁸³⁾ KR. 1744: „dem H. Welzhofer und H. Woyer wegen ihrer Muehe als Vhrheber ein Discretion pr. 4 fl.“ (fol. 10v).

sächlichen Verfasser bzw. Bearbeiter unserer Texte anzusehen sind oder ob mit diesem „Urheben“ lediglich ihre Tätigkeit als Textschreiber oder Spielleiter bezeichnet wird⁸⁴). Latschka vermutet, daß der „naive, aber oft nicht unpoetische Inhalt“ des Perchtoldsdorfer Passionsspiels „gewöhnlich von begabteren Mitgliedern der Gemeinde selbst gedichtet wurde“⁸⁵), und wir werden uns diesmal, wenn wir „Dichten“ jetzt im weitesten Sinne verstehen, seiner Meinung anschließen dürfen.

* *
*
* *

Die Handschriften bestehen aus insgesamt 18 losen Papierbögen bzw. -blättern von unterschiedlicher Größe und Qualität. Verwendet wurde durchwegs das handelsübliche Kanzleipapier der Leesdorfer, Rannersdorfer und Raabser Papierfabriken⁸⁶), je nach Herkunftsort zwischen 35 x 44 und 33 x 40 cm groß, das entweder als ganzer Bogen (halbbrüchig gefaltet) belassen oder auf beliebiges Format beschnitten wurde. Die Blätter sind in der Regel einspaltig beschrieben, zweiseitig sind nur die beiden Spielordnungen und die Rolle des Jakob, die jedoch durch nochmalige Faltung auf ein Heberegisterformat (Schmalfolio) gebracht wurden.

Eine Spielordnung (0²) sowie die meisten Rollenabschriften (R²) stammen von der Hand Augustin Winters, und zwar benützte er für 0² Rannersdorfer⁸⁷) und für R² Leesdorfer⁸⁸) und Raabser⁸⁹)

⁸⁴) KR. 1737: „dem Welzhofer auf ein Comedi buch zalt 36 Kr.“ (fol. 12^v); mit dem „Comedi buch“ könnte sowohl das handgeschriebene Exemplar des Spielleiters als auch das gedruckte Textbuch eines höfischen oder geistlichen Karfreitagsspiels gemeint sein (derartige Drucke kosteten um diese Zeit etwa 17 Kr.; vgl. Hadamowsky, a. a. O., S. 68). — KR. 1744: Mitte Februar, „da der H. Welzhoffer und [Woyer] 2 tag Sprich abgeschrieben, dabey verzehrt 1 fl. 16 Kr.“ (fol. 5^r); „Vors Papier die Sprich und die Rechnung in Duplo zu schreiben 8 Kr.“ (fol. 10^r).

⁸⁵) A. a. O., S. 291.

⁸⁶) Vgl. Georg Eineder, *The Ancient Paper-Mills of the Former Austro-Hungarian Empire and their Watermarks* (*Monumenta chartae papyraceae historiam illustrantia* VIII), Hilversum 1960; Register.

⁸⁷) Wasserzeichen: STW (= „Stadt Wien“); bei Eineder auf Rannersdorfer Papier ab 1760.

⁸⁸) Wasserzeichen: gekröntes Wappen mit Posthorn; fehlt bei Eineder. Ein ähnliches Wasserzeichen auf Brunner Akten aus dem Jahre 1762, dort mit Monogramm FRW. Bei Eineder zeichnet dieser Monogrammist (vermutlich ein Angehöriger der Papiermacherfamilie Würz) zahlreiche Leesdorfer Papiere (1745–1765); vgl. auch unten, Anm. 91.

⁸⁹) Wasserzeichen: Rose mit Monogramm AFD (= Anton Franz Donin). Dieses Monogramm findet sich bei Eineder auf mehreren Raabser Papieren (1760–1786).

Papier. Die Tatsache, daß dabei alle Rollen des Hauptsünden-Joseph-Spieles auf Raabser, die des Abraham-Agar-Spieles aber auf Leesdorfer Papier geschrieben wurden, könnte auf verschiedene Entstehungszeiten hinweisen; es ist aber auch möglich, daß Winter für die Niederschrift der letzteren Rollen die leeren Blätter einer früheren Handschrift benützte, der vermutlich auch die Rolle des Teufels angehört, die sich auf der Rückseite eines von Winter beschriebenen Blattes befindet und von einer unbekannten Hand geschrieben wurde (R¹). — Winter versah jede seiner eigenen Rollenabschriften mit einer Ziffer, doch vermochte ich nicht festzustellen, nach welchen Gesichtspunkten er diese Bezifferung vornahm. Folgende Rollen sind uns in seiner Hs. erhalten: der Neid, der 3. Bruder des Joseph und das Lied der sieben Todsünden (Nr. 4?); der 4. (?) Bruder (Nr. 5?; Bruchstück); der Zorn (Nr. 6); die Trägheit (Nr. 7); Jakob (Nr. 8); Pharao und die drei Wahrsager (Nr. 12); der „Mundböckh“ (Nr. 15); Abraham (Nr. 18); der 2. Knecht (Nr. 19); der 3. Knecht (Nr. 20; lückenhaft)⁹⁰⁾; der Engel (Nr. 22) und die Abdankung (Nr. 25).

Unbekannt ist der Schreiber der (vermutlich) älteren Spielordnung (O¹) sowie der der beiden Lieder „Agars Urlaub von Abraham“ und „Engel die Agar in der Wüsten tröstend“ (R³). Das von ihnen benützte Papier weist unterschiedliche Wasserzeichen auf, doch dürfte es sich in beiden Fällen um Leesdorfer Fabrikate handeln⁹¹⁾.

Wie bereits erwähnt, dürften zwar sämtliche erhaltenen Handschriften in der kurzen Zeit der Wiederbelebung des Perchtoldsdorfer Passionsspieles (1763—1764) entstanden sein, doch läßt sich der genaue Zeitpunkt der einzelnen Niederschriften nicht mit absoluter Sicherheit angeben. Wenn daher im folgenden versucht wurde, die einzelnen Sprech- bzw. Singpartien aus ihrer überlieferten, dem Zwecke einer Rollenabschrift entsprechenden Form in die der Wechselrede zu übertragen und ihre vermutliche Stellung im Handlungsablauf anhand der Spielordnung Winters (O²) zu fixieren, so war es nicht in allen Fällen möglich, hierbei eine völlige Übereinstimmung zu erzielen. Angesichts der Tatsache, daß viele Rollenabschriften überhaupt verlorengingen und wir ohne-

⁹⁰⁾ Die Stichwörter für die beiden Knechte wurden von einer anderen Hand nachträglich an den linken Rand dieser Blätter geschrieben.

⁹¹⁾ O¹ hat als Wasserzeichen ein Wappen mit den Melker Schlüsseln und das Monogramm FRW. Es findet sich häufig in Brunner Akten ab 1760, fehlt aber bei Eineder. Über den Leesdorfer Monogrammistens vgl. oben, Anm. 88. — R³ hat als Wasserzeichen einen Wilden Mann und das Monogramm AWW über einem Posthorn. Vermutlich Leesdorfer Papier; vgl. das ähnliche Wasserzeichen bei Eineder, Nr. 831 (1764).

dies nur einen äußerst lückenhaften Text vorlegen können, dürfte aber unser Bestreben, möglichst alle Textfragmente in einer eini-
germaßen zugänglichen Form darzubieten, doch gerechtfertigt
sein.

Um eine Verweisung auf korrigierte oder kommentierte Text-
stellen zu erleichtern, wurde eine fortlaufende (Druck-)Zeilenzäh-
lung durchgeführt, die sowohl den eigentlichen Spieltext als auch
die Szenenüberschriften der Ordnungen umfaßt. Die Verszeilen
wurden dabei, was in den Handschriften (mit Ausnahme von R³)
nicht der Fall ist, abgesetzt. Ansonsten erfolgt der Textabdruck,
bis auf die Verbesserung von offensichtlichen Schreibfehlern,
genau nach den Handschriften, lediglich die Interpunktion wurde
weitgehend normalisiert.

Die Vorstellung der Sieben Todt oder haubt Sindten.

No. 1. Die Vorrödt.

[— — —]

No. 2. Tridt Ein der Teuffel mit Einen Feuer werg.

Teuffel Spruch:

- 5 Verflucht bin ich in Ewigkeit,
 Zum fall bin ich gekommen,
 hoffarth hat mir die höll bereith,
 die Seeligkeit entnahmen.
 Vorhin glantz ich, der Sohnen gleich,
 da mich gott hat erschaffen,

1 Falls nichts anderes vermerkt, folgen die Spiel- und Szenen-
überschriften immer O² und der gesprochene oder gesungene
Text immer R²/O¹ hat die Szenen:

Nro. 1. die Vor[r]ödt; 2. der Teufel; 3. die hoffarth; 4. der geitz;
5. die ge[i]lheit; 6. der Neydt; 7. der Prasßer; 8. der zorn; 9. die
trägheit; 10. Jacob undt Joseph; 11. die 4 brieter; 12. Abraham
und Särä; 13. die Agär alein; 14. die 3 Knecht; 15. der Eremith
und Joseph; 16. die Brieter in Flach Spill; 17. der Samsan und
Filister; 18. Samsan und Engel; 19. die brieter und Ismeliter;
20. Abraham und Sarä; 21. der Engel; 22. Ruep bey der Cistern;
23. Abraham; 24. Särä; 25. die 4 Brieter; 26. Aberham, Agär und
Ismäel; 27. die 3 Knecht; 28. Abraham Ruefft eine Stim in
wendtig; 29. Samsan und Dällilä; 30. 4 brieter und Jacob; 31.
Agär in einen waldt, Ismäel ligt auf der Seiten; 32. Ein Engel
und Ägar; 33. Joseph in der Arweith; 34. Pfähro in Trohn und
Joseph wirt hingeführt; 35. Joseph und Mundtsche[n]ckh und
Böckh in der gefäng[nus]; 36. Abraham und Isackh Mit dem
schlacht opfer Sambt einen Engel; 37. Pfaro in schlaff sambt
einen Engel; 38. Pfaro und warsager, dan Joseph; 39. Brieter
und Jacob; 40. Joseph in Tran und Seine Brieter; 41. Brieter
in der gefeng[nus]; 42. Joseph Last seine Brieter auß der ge-

- 10 der Schönste in dem himmelreich,
 gott aber müste Straffen.
 Weyl mir alßdann genohmen ist,
 die Cron, daß Reich, daß Leben,
 so will ich durch die argelist
 15 mich in die welt begeben,
 die Menschen Reizen zu der Sünd
 und zu der höllen füren,
 beym helen liecht sie Machen blindt,
 Verstandt und wiz verwirn.
 20 Ich [. . .] die höll,
 der [. . .] die flammen?],
 daß feur, die glueth, die angst, die Quall,
 die wurzel und der Stammen,
 von welchen alles weh Entspringt;
 25 vor gott mich mach Endt Träunen,
 Die hoffarth mich zur höllen bringt,
 bey gott ist Kein Verschonen.

No. 3. Die Hoffarth.

[— — — —]

- No. 4. Der Geitz, in der Rechten Handt ein hertz, in der linckhen
 30 ein Schlangen.

[— — — —]

No. 5. Die geilheit mit einen Gemahlnen Pockh.

[— — — —]

- No. 6. Der Neydt mit einen Bauern Kleith vndt einen Kolbm in
 der Rechten handt undt sein bruerter vor seiner
 lichender Betr.

fängnus; 43. die Brieter Bringen den Peniämin; 44. Brieter und Jacob; 45. Joseph im Trahn und Jacob sambt seinen Söhnen Betreffen[dt] mit Einer Music; 46. 7 Todt Sündten bey Einen Tisch; 47. Goliath und Daidt; 48. die abdanckung./ O² hat irrthümlich „No. 1. Die Vorstelung...“.

2 fehlt O². / Vorrödt (Hs. Vorödt) O¹: Vorrede.

4—27 R¹

5 Ursprüngliches Kommen von fremder Hand in gekommen ausgebessert.

16 die Menschen] Hs. den Menschen.

20—21 Textverlust durch Vermoderung am Falz.

25 Endt Träunen: wohl 'Entrinnen'; entw. < mhd. 'en[t]-trinnen' (vgl. nhd. 'ab-trünnig' u. ä.) oder < mhd. 'ent-rinnen'. Vgl. Schmeller, Bayer. Wrtb. II, Sp. 108, „'raunen', laufen neben 'reinen (reunen?)', traben“; Grimm, Dt. Wrtb. XI, 1.2, Sp. 111 ff., 'trennen'; Benecke, Mhd. Wrtb. III, S. 95, 'trinnen'.

32 Kolbm: Kolben, Keule; vgl. Grimm, Dt. Wrtb. V, Sp. 1602, 'kolbe, kolben'.

Neydt:

- 35 Die Lang verlangte Rach,
nach der Mein Hertz gezitterdt,
ist durch den höllen Schluß
an äpel also verbitterdt,
volzogen algemach;
40 sein Bluedt verlangte ich
auß Neydt Zuergießen,
daß ist der schlangen Stieg,
daß er hat Sterben Mößßen.
- 45 Ich Erschluege meinen brueter, mich diestet nach
dem bluedt der Vngerechtigkeit; ich bin Neydt, ein
mitglydt deren Höllen; Himmel undt Erden verfolgen
mich, undt daß vnschultige Bluet meines Negsten
Rueffet Rach über meine Miesße Tadt. Ich verzöre
50 Mich selbst undt Fresße mir daß Herz Ab. Nemedt
mich Wohl in acht. Ich ergeze mich an dem, was
euch zu wider ist. Ach weh! solt ich daß ertulten
Können, waß dem Teufel vndt sein Anhang selbst
Zu wider ist? Mein Gewisßen Treybet mich von ein
55 orth Zu dem andern, die Welt ist mir Zu Eng, daß
Kan ich nit leyden, daß ein Anderer Neben meiner
in Glückh Steht. Ich gehe undt verschwinde Wie Ein
Schaden.

No. 7. Der Prasßer bey der Taffel esßendt mit Zway Dienner.

[— — —]

No. 8. Der Zornn mit einen Toll in der handt.

Zorn:

- 60 Mann Spirtz an meinen Angesicht,
ich Laße mich nit Truetzen;
der Zorn fürcht die feinde nicht,
darauff Kan ich auch Stuzen.

35—39 Unklare Stelle, vermutlich vom Schreiber verderbt.

38 äpel: Abel (Schreibung 'ä' für bayrisches 'ä'; vgl. Abraham, Agar, Särä, Ismael usw.).

42 Stieg: Stich, vielleicht aber auch verderbt statt Sieg.

50 ergeze] Hs. sinnwidriges örgere: ärgere, vielleicht aber auch verderbt statt ernähre.

51 Ach weh [!] solt ich daß ertulten vielleicht verderbt statt Ach [,] wie solt ich daß ertulnten.

57 Schaden: Schatten.

59 Toll: < älterem 'döll, dollen, dolb': Keule, Knüttel, Pflöck oder Nagel aus Holz usw.; vgl. Grimm, Dt. Wrtb. XI, 1, Sp. 637, 'tolle'; Kluge, Etym. Wrtb. 1963¹⁹, S. 782, 'Tölpel'; Fischer, Schwäb. Wrtb. II, Sp. 252, 'Tolles'.

63 Stuzen: 'trotzen, widerspenstig sein', „meistens in Verbindung mit dem reimenden synonym 'trutzen'“, Grimm, Dt. Wrtb. X, 4, Sp. 759.

- 65 Ich Stoß, Ich Hau undt Schlag vmb mich,
undt wer es mein Verderben,
Trau mir Nor nicht undt Hiete dich,
Sonst mueß du heundt noch Sterben.
- 70 Die Rach ist ein Süesses güefft, der Zorn hat kein
massen; die mich an sehen seindt mir zu wider.
Pfue, ich Speybe die gall Meinen feindten in daß
Angesicht; der Zorn wanet in Meinen herzen. Ich
Ertödtte mit meinen augen vndt Ermordte mit Meinen
händten vndt laß mir in geringsten nichts Nehmen.
- 75 Hiete dich vor Meinen grimben, oder daß Endt deines
lebens Stehet auf Meiner Glingen geschrieben;
undt also bestehen die Todt oder Haupt Sinden deß
Zornn.

No. 9. Die Trägheit Sizendt bey Taffel bez Zway
lichter Betr.

Trägheit:

- 80 Faull undt Stolz ist mein begienen,
undt warnach Ich solte Streben,
Geht uerlohren mit den sinnen,
bringt den Todt undt Nimbt daß leben.
Wan ich Solt zu Gottes Ehren
- 85 In vndt auff der Rechten Tugens ban,
beedig ambt undt Meß An hören,
Schlegt mich die Trägheit wie sie Kann.
- 90 Die Sonne an dem heilighumb volbringt Ihren Lauff
mit vnauffhörlicher müeße von Morgens biß zu abendt,
undt ein Jedes Tierlein breyßet Ihren schöpffer
vnder dem Himmel. Ich Stinckhende vndt verliczne
Faulkeit a[ber] verschlaff daß Gelickh meiner
Glickhseeligkeit; ich bin verdambt undt Zum brandt
der hölen wordten, die weil ich die süese Buerde
- 95 der gueten werckhen nach schultiger Gebühr nicht
Habe Ertragen wolen. Ach wie Bang macht daß gewissen
undt wie vnerträglich ist die Straff deß allmächtigen
Gottes. Ich Lebe Zwischen forcht undt Hoffnung, Jedoch
Ohne Erbarmen; eines Jammer volles Hauß mit Zerstoßnen
- 100 Todten Körbern ist meine Wohnung. Ich fahre dahin in dem
abgründt, umb mein Verbrechen mit bitterm Zehern in alle
Ewigkeit zu beweinen.

77 An den rechten unteren Blattrand schrieb eine fremde Hand
Kein Spiritus [?].

83 Hs. bringt der Todt.

91 verliczne: 'verliegne' <mhd. 'verligen', „durch liegen
schaden nehmen, schaden bringen“, Grimm, Dt. Wrth. XII, 1,
Sp. 791 f.

101 umb] Hs. undt / Zehern: Zählen.

145 No. 17. Die 4 briedter, und Jacob Kombt Zu sie.

Jacob:

Grüß Euch Gott meine Lieben Kindter, saget mir, wie es
mit Meinem lieben Joseph Steht, lebt er Noch oder ist er
schan Todt?

[— — — —]

Jacob:

150 Es Fölt mir ein, Ein groser grauß,
Mein Joseph bleybt mir gar zu Lang auß;
mein Gemüeth wirdt Ehe nicht erfület seyn,
biß Ich ümb in den Schaden der Todten Findt.

No. 18. Joseph in der arweith.

[— — — —]

No. 19. Pfähro in Thron, vndt Joseph wierdt zu Phähro gefierdt.

Pfaro König:

155 Waß Hat sich ein Knecht vnderstanden,
Macht mir Mein Hauß also Zu Schandten!
Ihr Furient, Kombt Sambt der höllen Roth,
helfft Mir richten Schandt undt Spoth.
160 Ihr getreüe, thuet umb Schauen,
wie ihr Bekombst den Heperischen schlaugen,
bringt Ihm herr, er solt Empfindten
vndt mein grimmigen Zorn Ergründten.

[Joseph: — — — —]

Pfaro König:

165 Waß unterstehst du dich, du gottloser Bößwicht,
so Frölich zu komen uor mein Gesicht?
Hast du listiger Schlaug vielleicht
nicht Einmall Erkendet deine Boßheit?

[Joseph: — — — —]

Pfaro König:

170 Ihr götter, Schiest al ungeheuer,
Bliez, Hagl, Dunner vndt Feuer,
werfft alle qual undt Peyn
über disen Bößwicht, der noch wil unschuldig seyn.

145 Kombt zu sie: kommt zu sich, d. h. er vermutet, daß Joseph
etwas zugestoßen sei.

154 Pfähro (Pfaro u. dgl.): Pharao.

157 Furient: Furien.

160 Heperischen (Heberreischen; Heberer u. dgl.):
hebräischen (Hebräer). / schlaugen (Z. 165 Schlaug): wohl
< mhd. Schimpfwort 'slüch', etwa 'Säufer, Schlingel' u. ä.; vgl.
Schmeller, Bayer. Wrtb. II, Sp. 497, 'schlauch', aber auch ironi-
sches bzw. abfälliges 'schlauh (schlauhh, schlauch)', ebd., Sp. 520
und Grimm, Dt. Wrtb. IX, Sp. 501 ff., 'schlau'.

3. brueter:

125 Brueder, übel Redes Du,
waß wirdt der Himel Redten darzue?
Vor dem Menschen Könen mir wol liegen,
aber der Himel Last sich nicht betriegen.

[— — — —]

No. 14. Die briedter undt Ismeliter.

[— — — —]

4. brueter:

130 Brieter, Ein Mietel will ich euch verkleren:
secht, da kommen die Ismeliter dahere,
den bubm wollen mir Innen verKauffen,
auß Egybten wirdt er nicht mer zu Ruckh Lauffen.

[— — — —]

3. brueter:

Da habt Ihr den schölbñ, Nembt in Hinn,
135 waß wolt ir uns göben zu einen Gewinn?

[— — — —]

4. brueter:

Es ist ein wordt, zölt Nur daß Gelt,
der Schölm ist so viell nicht werdt.

[— — — —]

[Alle Brüder:]

Geh Nur fordt und bleyb von fern,
Zu sehen wir dich nicht Begern.

140 No. 15. Ruepp Bey der Cistern.

[— — — —]

No. 16. Die 4 Briedter betr.

[— — — —]

3. brueter:

Bruetter, übel redtest Du!
Waß hilfft uns daß,
wan der Vatter daß leben Last?

abschrift als Rolle Nr. 5 ausgewiesen wird, die Rolle des 3. Bruders aber (gleichfalls aufgrund ihres Kustos „No. 5“) als Nr. 4 anzusprechen ist und wir annehmen dürfen, daß die Numerierung der Rollenabschriften im Sinne der Ordnungszahlen ihrer Träger vorgenommen wurde, dürfte es sich im vorliegenden Fall um die Rolle des 4. Bruders handeln.

130 verkleren] Hs. verkheren.

134 schölbñ: Schelm.

138—139 Diese Verse finden sich in beiden Rollenabschriften.

140 Ruepp: Ruben.

No. 10. Jacob undt Joseph.

Jacob:

105 Joseph, liebes Kindt, gehe hin, deine brieter
hielten daß Viech; ich will dich zu innen Schieckhen,
schaue, obs gueth mit Innen undt mit den Viech Stehet,
aber Kome wider vndt sage mir, wie sie Hielten.

[Joseph: — — — —]

Jacob:

Ich vndt ale meine Vätter gesögne dich.
Komb halt Mein Kindt vndt Tröste mich.

110 No. 11. Die 4 briedter.
[— — — —]

3. brueter:

Brueder, du Nimbst mirs auß dem Mundt,
es sols gewieß Erfahren der Bluts Hundt,
wan ich ihm vnder Meinen Händten hett,
115 haß undt gagn ich ihm vmb Träen Tett.
Es geschicht ihm hernach Kurz oder Lang,
Ich Will imb Machen Graußsam Bang.

No. 12. Der Ermith undt Joseph.
[— — — —]

No. 13. Die brieter in Flach Spill.
[— — — —]

3. brueter:

120 Brietter, es Gielt gleich:
der Bue mueß Sterben,
vndt soll er auch
in der grueben verTerben.

[4. brueter:

. . .] zum schlaffen,
Kanst dier seltzsame traum Machen.

115 geschicht] Hs. gesicht.

117 Ermith: Eremit.

118 Flach Spill: 'flach' vermutl. von 'flachen', packen, ergreifen,
gefangennehmen, aber auch prügeln u. ä.; vgl. 'flachen', Jakob,
Wrth. des Wiener Dialekts; Petrikovits, Gaunersprache; Zettel-
kasten der Wörterbuchkanzlei der Österr. Akad. der Wiss. Somit
'Flach Spill' etwa: „Spiel, in dem Joseph gefangengenommen
('geflacht') wird“. (?)

123 Von dem Blatt, auf dem sich diese Rollenabschrift befindet, ist
nur mehr die untere Hälfte erhalten. Auf der Rückseite befindet
sich ein Bruchstück des Lieds der sieben Todsünden; der Dar-
steller dieses Bruders hatte also (wie der 3. Bruder) zugleich
auch die Rolle einer der Todsünden zu übernehmen. Da unser
Blatt durch den Kustos „No. 6“ für die nächstfolgende Rollen-

Wer giebt Mir genuegsamb Marter waffen,
 dise Vntrey genuegsamb abzustraffen;
 auff einmal zu Sterben ist gar Kein Pein,
 Langsamb Mueß es Gestorben seyn.
 175 Geht, werfft Ihm in die Tieffeste Keichen,
 daß Vngeziffer wirdt im Jämerlich Endt-leyben;
 Belegt Ihm mit Kötten vndt Bandten,
 Macht Ihm vor aller Welt zuschandten.

180 No. 20. Joseph, Mundtschenckh undt böckh In der
 Gefengnus betr.

[— — — —]

Mundt Böckh:

Höre du, mir hat auch ge Traumbt, Ich het drey Mel-Körb
 auff mein Kopff Tragen, darnach seindt die Vögl deß Lueffts
 komben vndt haben es mires weckg gefresken.

[— — — —]

No. 21. Pfähro in schlaff Sambt ein Engel mit Einen lydt.

Engel:

185 Pfaro, du Schlaffest,
 Jenner Thuet wachen
 vndt mueß genießen
 daß Schlaffe Brodt.
 Wer wirdt Sich Sorgen
 190 heundt oder Morgen
 vor dich vndt dein landt
 in hungers Noth?
 Pfäro, thue wachen,
 vndt thue nicht schlaffen,
 195 Es wirdt dich Grenckhen,
 glaub mirs sicherlich!
 Deine Wahrsager
 wirst du weckh Jagen,
 welche sunst gescheydte
 200 undt gelehrte seindt gewest.
 Der in der Keichen
 wirdt Nicht endtweichen,
 dan er wierdt Redten
 die wahrheit Glarr.
 205 Du wirst Ihm Laben
 mit Königs gaben
 undt wirst ihm Setzen
 Zu dir auff dein Thron.

174 seyn] Hs. sey.

175 Keichen (Z. 256 Keuchen): Kerker; vgl. Schmeller, Bayer.
 Wrth. I, Sp. 1219.

178 zuschandten] Hs. zusandten.

191 dein] Hs. deine.

210 Du wirst ein Raumben
wegen der Traumben
Ihme daß ganze
Ehegyptische Landt.
Joseph genendter,
215 alß König Gecröndter,
Wirdt alß dan Herschen,
glaubs sicherlich!

No. 22. Pfähro undt Wahrsager, dan Joseph.

Pfaro König:

Eß Hat mir ge Traumbt Wunderliche Sachen:
mich geTunckt, Ich habe gesehen,
220 Sieben oxen auß den Waßer heruor gehen,
die Wahren volkomen von Fleisch, Fett über die Masßen,
weyden sich auff grienen Wasßen;
darnach seindt Sieben magere heruor Krochen,
die Wahren vor Hunger ganz Zerbrochen,
225 vndt alß sie haben die Fette Erblückht,
haben sie es ganz grimig verschlickht.
Mer hab ich in Meinen Traum gesehen,
Sieben Eher auff einen halben heruor gehen,
die Wahren Schön Körnig vndt volkomen.
230 Darnach seindt Sieben Lehre vndt ver Brende Komen
vndt haben die Körnige Hin weckh genohmen.
Meine Wahrsager will ich lasßen Zu samen Rueffen,
daß sie Mir daß geHeimbnus durchsuechen.
Ihr Bediente, seindt die Warsager Komen an,
235 Gleich solten sie dreten vor meinen Thronn.
Ihr Warsager, Könt Ihr mir daß auß Legen,
was ich Hab in meinen Traumb gesehen:
Sieben oxen, Fett über die masen,
weyden sich auff grienen wasßen;
240 darnach Hab ich Sieben Magere ErBlückht,
die Haben die Fette gleich verschlückht.
Mer hab in dem Traumb gesehen,
Sieben Eher auff Ein halben Heruor gehen,
die Waren schön Körnig undt VolKomen,
245 darnach seindt Sieben Lehre vndt uer Brende kommen
vndt Haben die Körnige Hinweckh Genohmen.
Ihr Warsager, Köndt ihr mir daß Ergrindten,
grose gnadt werdt ihr Gwisßlich Findten.

Erster Wahrsager:

250 Der Traumb über Steigt mir mein uerstandt,
die Bedriffnus ist mir nicht bekandt.

Der Anderte Warsager:

Daß Kan ich eben nicht BeKreiffen,
Waß diser Traumb will Bedeydten.

228 Eher: Ähren / halben: Halm.

Jacob:

290 Waß secht ihr euch lang herumb? Ich Habe Gehört, daß In
Egybten seye Traith zu bekommen. Zieget Hinunter vndt
Kauffet uns Traith, daß mir Zu Esßen Haben vndt Nicht vor
Hunger deß Tottes Sterben!

[— — — —]

Jacob:

Gott, Meine Vätter gesegnen Euch,
Kombt balt, meine Kinder, vndt Tröstet mich!

No. 24. Joseph in Thron undt seine brietter betr.

[— — — —]

3. brueter:

295 Gnädiger König, mir seindt Zwölff Könder von einen Vater,
Einer von uns ist Gangen verlohren,
Einer ist noch bein Vatter zu Hauß,
undt mir seindt Komen da herauß.

[— — — —]

No. 25. brietter in der gefengnus.

[— — — —]

3. brueter:

300 Brietter, wir Wollens mit gedult leyden,
der himmel wirdt such unser Erfreüen.

[— — — —]

No. 26. Joseph last seine briedter auß der gefengnus.

[— — — —]

No. 27. Die Brietter bringen den Paniamin.

[— — — —]

No. 28. brietter undt Jacob.

[— — — —]

3. brueter:

305 Vatter, der Joseph ist ein Mächtiger herr,
bey dem König hat er die Greste Ehr;
Alle Ehegybter Mössen sich vor ihm biegen,
er Lebet noch in allen Vergniegen.

[— — — —]

Jacob:

Liebe Kindter, ich Spare Keine Zeit,
Zu Reüßen bin ich Schon bereydt.

310 osephe in Thron, undt Jacob Kombt sambt seinen Sönnnen
betr. mit einer Musy.

[— — — —]

No. 30. Die Todtsindten bey esßen vndt Trinckhen sambt einen
Feuer werg vndt ein Engel mit einen liedt betr.

Liedt deren Todt Sindten:

1.

315 Last uns durch Springen all Wießen vndt auen,
Lustige gärdten, die Blumen durch Schauen.
Esßet vndt Tringet, seydt Lustig darneben,
unser Gott Pachus die Trauben thuets geben.

2.

320 Wir achten Weder den himmel Noch höllen,
Thuen uns nicht gern Zum fromben gesöllen;
es bleybt der Himmel gott, den fromen;
die Erdten unser vndt unser Nach Kommen.

3.

325 Last uns geniesßen Al freudten auff Erdten,
alß, waß Erschaffen, nur unser Mueß werdten;
seydt lustig vndt frölich vndt Lebt ane Sorgen,
daß wir uns Ergötzen Heundt vndt nicht Morgen!

Engel:

1.

Here, o sinder, Wans selig Wilst Sterben
vndt deiner selen den Himmel Erwerben,
Muest dich Stets verachten vndt leben In Sorgen,
wan dich der Todt Abholth heundt oder Morgen.

2.

330 Lebe in Hoffnung mit Herzens gedanckhen,
Schreye vndt Seuffze, gegen Himel an wanckhe.
Sprechet: O Herr, seye gnädig mir Sinder,
du biß der Vatter, Mir Nur deine Kindter!

3.

335 O Ihr ThorRechten mit disen geTimel,
Meindt ihr, daß diser weg seye Zum Himel?
Der Weeg der Bitterkeit, Triebfall vndt Leydten
firedt euch Nicht Zu Gott mit gewinschten freudten?

4.

340 Daß auch deß herrn Ein obsich auff Erdten
vndt der Gottlossen vndt frölichen geberdtten,
ist halt, daß ihr nichts guetes getroffen,
derfft ihr in Himmel Kein seeligkeit hoffen!

317 Pachus] Hs. Pahus.

328 Stets] Hs. Stes.

331 Seuffze] Hs. S[c]heuffze.

337 gewinschten] Hs. gewins[c]hen; vielleicht verderbtes
gemischten.

338 obsich: „obsieg“, m. der sieg über (ob) einem od. etwas“,
Grimm Dt. Wrtb. VII, Sp. 1119.

Todt Sindten:

Sag uns, Wo werden die Sindter Hinkomben?

Engel:

Keiner auß Innen in Himmell wirdt komen!

Todt Sindten:

Auch die Fresßer, die hier nichts Erwerben?

Engel:

345 Neyn, Neyn, sie werden gar Ewig verderben!

*

**Geistliche Conmöti genand der grosse helten Glaub AberHämb
vndt Sara betr.**

Erster Actus.

No. 1. Scena die Erste; AberHäm undt Sara betr.

Abraham:

350 Mein Liebe Sara, weillen uns der herr mit einen Sohn ge-
segnet, so Stehet uns auch Zu, selbigen in alen gueden
Tugenten zu Erziegen vndt in den gueden wegen zu leyden,
welche Gott gefällig. Der herr hat ein Wunder gethan,
355 welches unsere Sünden Nimmer Begreifen werthen. Dan wer
hätte gedacht, daß uns beyden in ein so Hochen Alter eine
so grosse freudt erwaxen solt?

[Sara: — — — —]

Abraham:

360 Daruor seindt wir verbundten, gott dem herrn Ewig danckh
abzustatten, undt Zu Bezeigung Meiner grossen Freudt bin
ich entschlossen, auff dem morgigen Tag ein herliches Mahl
an zustöllen. Morgen solle auch der tag sein, an welchen
Issäac von der brust Endt wehnet werde.

[Sara: — — — —]

Abraham:

Wolan dan, so wollen wir gehen undt auff den Morgichen
Tag alle anstalt machen.

No. 2. Scena 2.; Ägär alein.

[— — — —]

352 in den] Hs. in dem.

354 Sünden: Sinne.

[1. Knecht:

— — — —] Haben.

2. Knecht:

Wie, waß Schwermet du? Ich glaube, du bist Toll.

3. Knecht:

370 Laß in Nur gehen, uielleicht wil er Etwas zum Besten geben;
er hat gewieß unsern herrn den Abrahām Ein schaff auff die
seitden Gemacht, undt da Will er uns darauff zu gast bitten.

[1. Knecht:

— — — —] Lasen.

2. Knecht:

Dauon werdt ich nicht Satt werden, wan wir ihm Schan
Sehen. Ich Hab ihm gestern Ehe gesehen Vndt auch Heundt
schan gesehen, habe aber Noch Kein Rausch dauon bekommen.

[1. Knecht:

375 — — — —] Wiell.

3. Knecht:

Ein vortreffliche Malzeit, sagst du, bruetter mein? Sag mir
doch Warumb?

[1. Knecht:

— — — —] Hat.

2. Knecht:

Ja, Ich hab freylich dauon gehörth.

[1. Knecht:

380 — — — —] machen.

2. Knecht:

385 Bruetter, daß Wår ein guete zeitung für uns. Wir drey
wöllen uns an der Taffel zusamben Setzen undt Tapffer auff
die Schüsßel zu Stürmen. Einer Muß Schilt wacht Halten
undt hinauff an die Taffel sehen, auch wol achTung geben,
ob unser herr oder die Frau nicht auff uns herab blickhet;
vndt wann es sicher ist, so Soll er uns mit dem Fueß ein
Zeichen geben. Alß dan wohlten wir geschwindt mit einen
gueten großen Fetzen Fleisch under den Tisch in unsere
390 Taschen wischen, damit mir den Andern Tag auch noch
etwas zum besten Haben.

366 Vom 1. Knecht sind nur die Stichwörter für seine Partner er-
halten; vgl. oben, Anm. 90.

3. Knecht:

Brueter, du Hast uergebliche Sorgen. Ich Glaub, wir werden
Ehender auff Wordten Müsßen, auß an der Taffel sitzen.

[1. Knecht: — — — —]

No. 4. Scena die 4te; AberHam undt Sara betr.

[Sara: — — — —]

Abraham:

So Rede dan vndt verhelle mir nicht, waß dir fehlet.

[Sara: — — — —]

Abraham:

395 Warumb Soll er nicht Erbe sein, ist er dan nicht von mir
entsprossen?

[Sara: — — — —]

No. 5. Scena die 5te; ein Engell.

Engel Spruch:

400 Aberham, Laß dir nicht übel gefahlen, was Sara mit dir
geredt wegen der Magt undt deß Knaben, sondern gehorche
Ihr. Gott der herr wirdt der Magt sohn zu einen Grosßen
Volckh Machen, darumb daß er deines Sammens ist.

[2. A c t u s.]

No. 6. Scena die 1te; AberHam.

Abraham:

405 Dem Befehl deß herrn Nach zu kommen, bin ich heude
frueh auff gestandten vndt habe meiner Magt Agär Eine
Flaschen mit Waser gefüllet, auch brodt darzue Gelegt,
welches ich ihr geben vndt sie damit sambt Ihren Sohne
von mir Lassen will; ich gehe derowegen Hin, umb zu sehen,
Wo ich sie findten undt ihr dises AnKindigen Möge.

410 No. 7. Scena die 2te; Sara.

[— — — —]

No. 8. Scena die 3te; AberHam, Agar undt Ismäel Betr.

Abraham:

Hier hast du eine Flasche mit Wasßer sambt einen brodt.
Nimb dises sambt deinen Sohn Jssmäel vndt ziege von mir
hin, wo es dir gefahlt, dan deines bleiben ist bey mir länger
nicht.

415

392 auff Wordten: aufwarten.

402 fehlt O².

403 Scena die 1te] die erste Szene des II. Aktes wurde in O²
irrtümlich als Scena die 6te des I. Aktes bezeichnet.

[Agar: — — — —]

Abraham:

Der Schluß ist gemacht; es ist deß herrn willen, derowegen
müß ich gehorsamben.

Agar urlaub von Abraham:

1.

420 Weil ich jetzt von dir Muß scheiden
und Mein Kindt auch nehmen Mit,
so betrachte waß vor leidten
Mir jezt bringet der abschidt.
Doch thue mir noch diesen gefallen
und vergiß deß Jsmaelß nicht;
425 diß wirdt dir eß gott bezahlen,
weiß dein Kindt und deine Pflicht.

2.

Ach, wo soll ich mich hin wendten
und wo soll ich Kommen an?
Findt Kein ort an allen Endten
430 vor Mein Kleinen waiß gespann
alß nur Eine Ödte wüsten,
alß Ein Ort, wo hungerß Noth;
danoch Muß mich dar nach rüsten,
ach waß schmerz! erbarm dich gott!

3.

435 Doch der himmel wirdt beu stehen,
der dein Kindt erhalten wirdt;
wirdt mir schon Ein Ort außsehen,
daß mir selbeß nicht erfirt.
Auf ihm ich mich thue verlasßen,
440 er der beste schutz herr ist;
wirdt Mich leitten auf der strassen,
daß dir sag zu lezter frist!

4.

Doch noch segne diß dein söhnlein,
weil ich deine dienst Mogdt bin;
445 laß darüber zäher brünnlein,
so geh ich erquickht von hin.
Lebe wohl und thue gedenccken,
daß allzeit dir Treu gewest;
dises soll dir allzeit Kränckhen,
450 Lebe wohl, Adieu zu lezt! (Gehet ab und weinet)

418—450 R³.

421—422 Nachträglich eingefügt statt gestr.

<absag ich jetzt allen freudten,
hab dich wohl und leb in fridt>

445 zäher: Zähren.

449 Hs. dir <ja gestr.> allzeit.

No. 9. Scena die 4te; die 3 knecht.

[1. Knecht:

— — — —] verboten.

2. Knecht:

Bruetter, du muest öffter bey der gleichen Händel gewest
sein, weil do so Wohl mit umb gehen Kanst. Aber hat Keiner
455 nichts Neyes gehörrh?

3. Knecht:

Man Hat Sagen wollen, als wann Aberhämb, unser herr, der
Agar häte daß hauß verboten.

[1. Knecht:

— — — —] Mößten.

2. Knecht:

So hab ich gehört.

3. Knecht:

460 Ey, daß Wär der Plunder! O, du Arme Tröpffin, wo Wilst
du Jetz hin mit deinen Kleinen Buhn?

[1. Knecht:

— — — —] Wainen.

2. Knecht:

Besßer ist, sie Seye Forth, als wir.

3. Knecht:

465 [. . .] zu Lang auß, [sonst?] möchte sich unser herr Aberham
Erziernen [un]dt uns auch Fort Jagen.

[3. A c t u s.]

No. 10. Scena die 1te; AberHam, Eine Stim Rufft in wenig.

Engel:

Aberham!

Abraham:

Hie bin ich!

Engel:

470 Nimb Isaac, deinen einzigen Sohn, den du Lieb Hast, vndt
Gehe Hin in daß landt Moria vndt opffere Ihn daselbst zum
Prandt oppfer auff einen berge, den ich dir sagen werde!

Abraham:

Herr, Ich Bin bereydt zu thuen, waß du Befohlen hast; daß
was Ich hab ist dein, du hast es Macht zum haben.

464—465 Textverlust durch vermoderten Falz.

466 fehlt O².

470 Nimb] Hs. Nimbt / einzigen] Hs. einigen.

475 No. 11. Scena die 2. Betr.; Ägar In Einen Walt,
Ismael liegt auf der seyden.

[— — — —]

No. 12. Scena die 3.; Ein Engel vndt Ägär.

Engel:

Waß ist dir, Ägar? Förcchte dich nicht, dan Gott Hat ErHört
die Stim deß Knabens, da er liegt! Stehe auff, Nimb Dein
480 Knaben undt führe Ihm an deiner handt, dan der herr will
ihm Zum Grosßen Volckh machen!

Engel die Ägar in der wüsten tröstendt:

1.

Ägar getröst und sey nicht hir verzaget,
dann der Mich sendet dir dieses bericht:
485 er schon gehöret, waß du hast ge Klaget,
Nur sey dein willen nach ihm jezt gericht;
glaub gwiß, er wirdt dich von oben beschützen
und dir hin wegg nehmen alleß dein leidt,
dann er der Ellenden allein die stützen
490 und Einen Jeden zu helffen bereit.

2.

Hast du dein Ismael gantz durst loß in Armen,
leg ihm von selben und schlummer ihn Ein,
gehe mit mir, gott zeigt dir sein erbarmen:
dort auß der felsen fließt wasßer herein.
495 Thue von selben dein sohnlein erquickhen,
suche dir Nahrung und seye sorgloß;
glaub gwiß, er wirdt dich nicht lasßen erstickhen,
weder dein sohnlein und dich lasßen bloß.

3.

Truckhne die Augen und stille die Thränen,
lasße daß weinen, verberge wehmuht;
500 er schon den selben von dir thut er Kennen,
darum er auch dir den selben abthut.
Danckhe vill mehr, daß er dich will erhalten,
ob du von allen verlasßen schon bist.
505 Thue nur dein hoffnung an ihm nicht zerspalten,
so bleibst du allzeit der hilfpe vergwist.

[No. 13.] Scena die 4.; Abraham und Isackh Mit dem schlacht opfer.

[— — — —]

480 Knaben] Hs. Knabens.

482—506 R³.

487 glaub] Hs. glaubt.

503 daß er dich] Hs. daß dich.

507 ff. In O² folgt auf Scena die 3. (Z. 477) No. 13. Zum be-
schluß der Golliaith vndt Dafith... (Z. 524). Nach
O¹ würden sich aber zwischen diese Szenen noch das Brandopfer

[No. 14.] Der Samsan und Filister.

[— — — —]

[No. 15.] Samsan und Engel.

- 510 Engel mit ein liedt bey dem Samson:
 Nun Habt er fahren, Ihr Phielistderer,
 Samson Hat euch den Maister Gezeugt;
 kendt Ihr dan nicht die Störckh eines hebärerer,
 vor dem sich Eure Waffen Geneygt?
 515 Nun liegt Zu boden Ihr freche Körper vndt wiermer der
 [Erden:
 Samson mit einer Esfel Küen Packhen ,ohne Gwöhr,
 Stürzet das völige Grickhs herr!

[Samson: — — — —]

Der Engel Spricht zu samson:

- 520 Samson, gott hat schan erhördt;
 lege deine beynnerne wafen Nider auff die Erdt!
 Gott wirdt dir darauff waser göben,
 daß du erfrisch dein Madtes leeben.

[No. 16.] Samsam und Dällilä.

[— — — —]

- [No. 17.] Zum beschluß der Golliäth vndt Dafith sambt denen Soldaten
 525 mit einander Streiten: dan Nach dem Streydt ein liedt betr.

[— — — —]

[No. 18.] Abdanckhung Betr. oder Ein ladtung.

Wir bedanckhen uns Zum aller underdenigsten gegen dero Hoch werd-
 vndt Christo andenckhliche Gesellschaft, daß dieselbe vnseren Alt
 Testämedtischen uorstellungen Ein Geneygtes gehör Ertheylet; bitten
 demnach gehorsamst, Negst Kinfftigen Sontag (oder N:) unser geistliche
 Schau Pine mit dero hochansehnliche gegen Wardt Widerumb Zu
 beStrallen, Sindemal wir uns befleysßen, dise vndt der Gleiche auff-
 bauliche Vorstellung auff daß möglichste Zuuer besßern, bey welchen die
 Zu schauer den Wahren Tugendt weg Zu Ehr lehren sehen undt ihn
 hellen flamen der liebe Gottes Zu komen Befließen Sein Werdt in dero
 Gunst.

und die Samson-Szenen schieben; zu letzteren ist auch in R² die
 Rolle des Engels erhalten. Wir bezeichnen hier die Szene mit
 dem Brandopfer (O¹) als Nr. 13; die des Samson (O¹, R²) als
 Nrn. 14—16; lassen die Goliath-Szene (O²) als Nr. 17 folgen und
 schließen mit der Abdankung (O¹, R²) als Nr. 18.

507—508 O¹.

509—522 R².

511 H a b t] Hs. H a b.

523 O¹.

524—525 O².

526—536 R².

Das Jahrhundert der Passionsspiele und Karfreitagsprozessionen in St. Johann in Tirol

Von Norbert Hölzl

Einer Zeit innerkirchlicher Mißstände mit mangelnder Bildung und Überzeugungskraft der Geistlichen und „unverschämten Konkubinat“ folgte im nordtirolischen Dekanat ST. JOHANN ¹⁾ unter Dekan Friedrich G h e r i, Doktor der Heiligen Schrift, 1620 bis 1641, eine Epoche der Restauration aus dem kämpferischen Geist der barocken Gegenreformation. Noch unter Dekan Gheri wurde in St. Johann die ERZBRUDERSCHAFT DES HEILIGEN ROSENKRANZES „impatroniert“ ²⁾. Er war es auch, der 1640 die DOMINIKANER als Seelsorger nach Kitzbühel holte und auch hier eine Erneuerung des religiösen Lebens einleitete, das in den traditionellen Volksschauspielen der „alten“ Kirche seinen Niederschlag fand ³⁾.

Die Rechnungen der Rosenkranzbruderschaft in St. Johann von 1645 bis 1773 sind die einzig erhaltenen Belege für eine reiche und außergewöhnlich kontinuierliche Pflege des Volksschauspiels und religiösen Brauchtums, die bis heute auch nicht auszugsweise erfaßt wurden. Aus diesen Rechnungen sind mindestens 29 Großaufführungen der PASSION mit Sicherheit zu erschließen und 79 Figuralprozessionen am Karfreitag, teils mit Sprechtexten, aber immer mit Tragbühnen, Judendarstellern, Geißlern oder Kreuzziehern.

Nach Spieljahren geordnet werden im Folgenden die hervorstechendsten Angaben aus den Rechnungen dieser Bruderschaft wiedergegeben. Zahlreiche Ausgaben, die jährlich wiederkehren, sind durch ein Schlagwort ersetzt. Von einer Normalisierung des alten, teils auch fehlerhaften Textes habe ich abgesehen, um den

¹⁾ Gehörte bis 1806 zur Diözese der Bischöfe von Chiemsee. Nach mehrmaligem Wechsel (Freising, Salzburg, Brixen) seit 1818 zur Erzdiözese Salzburg.

²⁾ Dekane in St. Johann, handschriftliche Chronik. Wie alle übrigen Angaben dieses Beitrages: Dekanatsarchiv St. Johann/T.

³⁾ Zur Rosenkranzbruderschaft des nahen Kitzbühel vgl.: Konrad Fischnaler, Eine Rosenkranz- und Geißler-Bruderschaft in Nordtirol; Zeitschrift für Volkskunde, N. F. 4, Berlin 1933, S. 178 ff.

Wandel in der Schreibweise von der Mitte des 17. Jahrhunderts zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederzugeben.

Die Rechnungen blinden bereits 1645 in ein schon bestehendes reiches kirchliches Brauchtum in der Karwoche ein, für das uns frühere Quellen zumindest heute noch fehlen. Für den Karfreitagsumgang von 1645 werden bereits blaue und weiße Säcke für die Büsser angeschafft; im darauffolgenden Jahr Engelflügel, sieben Geißeln, Säcke und Kappen für die Büsser. Ein erstes Hochgrab in der Fastenzeit wird ebenfalls 1646 aufgestellt.

Besonders bemerkenswert sind die Abhaltung der Figuralprozessionen in den Jahren 1667 bis 1686 am Abend — ein Brauch, der weder vorher noch nachher nachzuweisen ist; das uns so brutal erscheinende Essigtrinken und Geißeln, das den ganzen Raum mit Blut bespritzte und dem Bader in der Karwoche besondere Arbeit und Absatz für seine Heilsalbe brachte; die Erwähnung eines gedruckten Passionsspieltextes im Jahre 1708. Der Ankauf dieses Textes beweist, daß nicht länger die alten Passionsüberlieferungen Tirols gepflegt wurden, sondern daß man im Lauf der langen Spielübung neue, der eigenen Zeit entsprechende Formen auch auswärts suchte und den Einflüssen aus dem bayrischen Raum durchaus offen stand. Das Tirol südlich des Brenner war auch in dieser Zeit traditionsgebundener. Einzigartig für St. Johann ist es, wie die Bruderschaft das gesamte Volksschauspielleben beherrscht und anders als in Kitzbühel und anderen Orten nur die Passionsdarstellung pflegt.

Rosenkranzbruderschaft St. Johann: Aufführungsjahre

Passionsspiele 29 Spieljahre	Figuralprozessionen am Karfreitag		
	Von 79 Umgängen fanden 17 am Abend (= A) statt		
1680	1645	1674 A	1690
1681	1649	1675 A	1693
1682	1657	1677 A	1694
1684	1660	1679 A	1695
1685	1661	1680 A	1696
1686	1662	1681 A	1697
1687	1664	1682 A	1698
1688	1667 A	1683 A	1699
1691	1668 A	1684 A	1700
1692	1669 A	1685 A	1701
1694	1670 A	1686 A	1703
1696	1671 A	1687	1704
1702	1673 A	1689	1705

Passionsspiele 29 Spieljahre	Figuralprozessionen am Karfreitag		
	Von 79 Umgängen fanden 17 am Abend (= A) statt		
1708	1706	1723	1736
1709	1707	1724	1737
1710	1708	1725	1738
1711	1709	1726	1739
1713	1711	1727	1740
1715	1712	1728	1741
1716	1713	1729	1742
1718	1715	1730	1743
1719	1716	1731	1744
1720	1717	1732	1745
1746	1718	1733	1746
1747	1719	1734	1755
1748	1721	1735	1756
1749	1722		
1750			
1751			

H l. G r a b = „...Zimmermann vom Grab aufzumachen, darbey zue zu sechen und wider abzuprechen, bezahlt 2 fl“;

„Für Körzen zum H. Grab“ oder „Zu beleichtung des Grabes 9 kr.“

E s s i g = „Den wein össich für die Gaisler“.

B a d e r = „...Pader alhie, für die Gaißler weisse Salben erkhaufft und auch für seine bemiehung, so er mit den Gaißlern gehabt, hiefür entricht 45 kr“.

K a r f r e i t a g s p r o z e s s i o n = „Den ienigen, so zum Umbgang den Weeg gemacht“ oder

„Jenigen, so sich für Juden gebrauchen lassen in Drunkh bezahlt 36 kr“.

K a r f r e i t a g s p r o z e s s i o n a m A b e n d (A) = „Denen Persohnen, so sich zu dem Procession umbgang am Carfreytag abent gebrauchen lassen...“

K a r f r e i t a g s f e i e r l i c h k e i t e n = „Für die Miehwaltung an Carfreytag und Sambstag“.

„Am H. Carfreit- und Sambstag ist den ienigen, so sich bei denen Bueßwirchen gebrauchen lassen bezahlt worden“. „Zu Haizung der Schuelstuben für die Gaisler Holz dargeben“.

- 1645 Karfreitagsprozession
 Zu der Heillig oster Zeit, alß wier am oster Sambstag die am
 Carfreytag bey der Procession geprachten weisen Söckh,
 wie auch nach oster 2 mall auswaschen, so woll die plaben
 Söckh auspuzen lassen, bezalt 30 kr
 So haben wier 5 lang Elen härbes Tuech zu Söckhen kaufft
 2 fl 10 kr
 Dem Schuellmaister . . . wegen der Bruederschafft Procession
 und Umbgang bezalt worden 4 fl
 Zu den fürhangen (für den „Pruederschafft Casten“?)
- 1646 Hl. Grab
 Karfreitagsfeierlichkeiten
 Christian Hauser Zimmerman vom Grab aufzumachen, dar-
 bey zue zu sehen und wider abzuPrechen, bezalt
 2 fl
 Mer haben wier die weisen Söckh und Kappen, so am Car-
 freytag und oster Sambstag zun Pueßwerckhen sein ge-
 praucht worden 2mal waschen lassen und die blaben Söckh
 auspuzen lassen, ausgeben 20 kr
 Zu den neuen Englfligen 8 kr
 Hansen Hueber Sailer zu Kiezpichl für 7 gaislen zun Pueß-
 werckh zugeprauchen 1 fl 45 kr
 (Die Rechnungen vermerken zahlreiche kleinere Anschaf-
 fungen bei Handwerkern in Kitzbühel.)
- 1649 Karfreitagsprozession
 Zu den gaisler Kuten weise Päntl khaufft 4 kr
- 1657 Karfreitagsprozession
 für die Gaislen
 Crucifix am Bruderschafft Umbgang
- 1658 Karfreitagsfeierlichkeiten
 Hl. Grab
- 1659 Karfreitagsfeierlichkeiten
 Hl. Grab
- 1660 Karfreitagsfeierlichkeiten
 Hl. Grab
 fir Pretnögl zum Öllperg
 össich fir die Flagelanten 18 kr
- 1661 Karfreitagsprozession
 Hl. Grab
- 1662 Karfreitagsprozession
 Hl. Grab
 Umb nögl zum Öllperg

- 1663 Karfreitagsfeierlichkeiten
- 1664 Karfreitagsfeierlichkeiten
Den 11. und 12. April, als dagewest ist der Hl. Carfreitag
und Sambstag, ist wegen gehabter miehwaltung folgenden
Persohnen bezalt worden ...
Denen Persohnen, welche Pueßwerk verrichten haben ...
70 Plabe Kutnen aufzupuzen
Gaislen
- 1665 Karfreitagsfeierlichkeiten
Den 3. und 4. April ... (siehe 1664)
- 1666 Karfreitagsfeierlichkeiten
für waschung und Seiberung 34 Gaisl Kutnen
- 1667 Karfreitagsprozession am Abend
Hl. Grab
Bader
Judendarsteller
Den wein össich für die Gaisler
Denen Persohnen, so sich zu dem Procession umgang am
Carfreytag abent für Juden gebrauchen lassen, inen in
trunckh bezalt 30 kr
- 1668 Karfreitagsprozession am Abend
Hl. Grab
Bader
Judendarsteller
- 1669 Karfreitagsprozession am Abend
wie 1668
- 1670 Karfreitagsprozession am Abend
wie 1668
Charfreytag Abent fir Juden ... in drunckh
- 1671 Karfreitagsprozession am Abend
wie 1668
- 1672 Karfreitagsfeierlichkeiten ohne Prozession
Der Drunckh fir die Juden ist heuer vermütten bliben,
weillen man nit Umbgangen
Von Adamen, Pader allhie, weiße Salben erkhaufft, auch
fir seine bemüehung, so er gehabt mit Jenig Personen,
geben 45 kr
- 1673 Karfreitagsprozession
wie 1668
Khutten geseubert
- 1674 Karfreitagsprozession
wie 1668

- 1675 Karfreitagsprozession
wie 1668
- 1676 Karfreitagsfeierlichkeiten
Hl. Grab
Bader
(Keine Judendarsteller erwähnt)
Umb Labung und Essig fir die Bueßwircher
- 1677 Karfreitagsprozession
wie 1668
- 1678 Karfreitagsfeierlichkeiten
Hl. Grab
Bader
fir daß Brueder Zimmer und im Schuelhauß fir die Gaißler-
stuben zu seubern 15 kr
Die Juden am Heyl. Charfreytag hat man heyrigs Jahr nit
braucht
- 1679 Karfreitagsprozession
wie 1668
- 1680 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession, wie 1668
Item haben sich noch vill andere mit den Öellberg zuerich-
ten starkh bemüeht, und auch in der Charfreytags A c t i o n
brauchen laßen, ist noch zu ... bezalen ausstendig vorbliben
und der bruederschafft angelegt worden 1 fl 22 kr
So hat Andre Prieß Rauschgolt und gefärbtes Papier zu
solcher a c t i o n s ausstaffirung hergeben 20 kr
Dann fir die Khutten und Juden gewändter zu seubern ...
- 1681 Karfreitagsprozession, wie 1668
PASSIONSSPIEL (zumindest im Rahmen der Prozession)
Den Obern Schneider wegen Unsers Herrn Gaißlung Ge-
wandt 8 kr
Fir 12 neue Gaißlen von Salzburg bezalt 6 fl 21 kr
Sechs ain halbe Elln zu Englhemmeter 3 fl 54 kr
- 1682 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession, wie 1668
Dann so ist wegen gehaltner Charfreytags A c t i o n, über
bezahltes in Zöhrung noch ausstendig 4 fl 53 kr
Dem Melchior Lanz, Schneider allhie, fir machung 12 Plaber
Khutten ... auch daß er solches Tuedh nacher Salzburg und
widerumb herein getragen 5 fl 36 kr
Von Salzburg seint 12 neue Gaißlen erkhaufft worden
9 fl 36 kr

- fir Seuberung der Pfarren Khutten, auch alt und neuen
 Juden Gwänter 48 kr
 fir ausseuberung des Brueder Zimmers, auch wegen des
 Charfreytags der Schuelstuben 24 kr
 Dem Andre Rieß vom Cruxifix zu tragen 48 kr
 Vom Sattler Adamen ainen Riem erkhaufft zum Frauen
 Bildtragen 12 kr
 (Ausgaben für Arbeiten und Ordnung der Prozession am
 „fest Corporis Christi“)
- 1683 Karfreitagsprozession
 wie 1668
- 1684 PASSIONSSPIEL
 Karfreitagsprozession, wie 1668
 6 Maß Wein essig 1 fl 12 kr
 Den Zimmerleitten wegen aufmachen der schaubyn zur
 Charfreytags Action zalt 6 schichten 1 fl 48 kr
 Dem Andre Mansegger zalt wegen Probierens der Charfrey-
 tags Action 21 kr
 für alt und neue Khutten, auch Juden gewänder zu seibern
 15 kr
 wegen des Plauen thuechs zum khuttnen 7 kr
- 1685 PASSIONSSPIEL
 Karfreitagsprozession, wie 1668
 Den Zimerleiten wegen aufrichtung der schaubin zur
 Charfreitags Action zalt 8 schichten 2 fl 24 kr
- 1686 PASSIONSSPIEL
 Karfreitagsprozession, wie 1668. Essig.
 Herrn Veit Räbl fir ein Comedi klaid zumallen, sag
 2 fl 58 kr
 für ain neue Unser Lieben Frauen Hand, 4 wolckhen und
 2 teifl Larfen zumachens, sag auß 4 fl 21 kr
 Melchior Lanz für ein neus Comedi klaid und ain bindtn
 zu machen, auch für ausbesserung etwelcher sachen, item
 wegen deß Tuechs, so er zum ferber nacher Salzburg und
 widerum anhero tragen 3 fl 50 kr
- 1687 PASSIONSSPIEL
 Karfreitagsprozession, wie oben
 Denen Zimerleiten zu aufrichtung der schaubin zur Actio,
 so am H. Palmsonntag gehalten, ervolgt 1 fl 36 kr
 für 3 Gaisl 3 — 45

Denen Jenigen, welche sich in der Carwochen bey der
A c t i o gebrauchen lassen in Wein und Pier bezahlt

1 — 44

Den Sailer von Kizpichl für schmir und har erlegt

— 25

1688 PASSIONSSPIEL

Hl. Grab

Denen Zimerleiten zu Aufrichtung der Schaubin zur A c t i o,
so am H. Palmsontag gehalten, erfolgt 1 — 39

Denen Jenigen welche in der Carwochen bey der A c t i o
gebrauchen lassen an drunckh bezahlt 1 — 21

bey der Musi

Drey Musicanten von Kizpichl, welche sich in berierten
A c t i o brauchen lassen in Drunckh bezahlt — 59

Verzört als sie das Teatrum abbrochen — 30

Herrn Veit Räbl für ain haupt und ein Comedi klaid zu-
mallen 2 — 50

Reindl für ain neue Unser Lieben frauen hand, 4 wolckhen
und 2 teiff Larfen zumalen, sag auß 4 — 21

1689 Karfreitagsprozession, wie oben

1690 Karfreitagsprozession, wie oben

So ist auch den ienigen welche den Oelberg aufgericht und
sich bey selben A c t gebrauchen lassen erfolgt

— 36

Färber für 10 Ellen Tuch

1691 PASSIONSSPIEL

Karfreitagsprozession, wie oben

Denen Zimerleiten, so am H. Carfreytag das Teatrum auf-
gericht, guet gemacht — 36

1692 PASSIONSSPIEL

Karfreitagsprozession, wie oben

Den Zimerleithen, so am H. Carfreytag das Teatrum aufge-
richt, guet gemacht — 36

Dan ist für die C o m e d i a n t e n in Pfahrhof Wein, Pier
und Brod geholt worden 3 — 33

Zu gehaltner C o m e d i 3 Musicanten von Kizpichl sambt
Roß und Diener zört 2 — 45

Von Philippen Keindl, Tischler für ain geflambten degen,
Kocher, Pfail und Pogen, und wegen außbesserung der
Larfen, auch andres 1 — 2

- 1693 Karfreitagsprozession, wie oben
Den ienigen, so zum Umbgang den weeg gemacht
— 30
- 1694 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession, wie oben
Den ienigen, so das Teatrum aufgemacht und abgebrochen
2 — 6
Zur Comoedi probiren und nach vollendung derselben
durch die Comedianten in Wein, Pier, Käß und Prod verzört
worden 6 — 54
Für ein Klaidl zur Comedi — 20
Comedi fürhang 2 — 12
Den Glaser für Scheiben einzusegen auf der Bruederstuben
— 7
Gerberlohn 1 — 30
Wolfeln Strobl für 12 Eln werches Tuech zum Comedi
fürhang
2 — 12
Einen Discandisen von Kizpichl, der sich bey der Comedi
gebrauchen lassen 2
- 1695 Karfreitagsprozession, wie oben
- 1696 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession, wie oben
Bader Adam Rilsamer
Für schreibung der Comedi — 7
Jacoben Haug und sein Knecht das Teatrum aufzurichten
— 45
- 1697 Karfreitagprozession, wie oben
Hl. Grab
- 1698 Karfreitagsprozession, wie oben
- 1699 Karfreitagsprozession, wie oben
Am H. Carfreit- und Sambstag ist den ienigen, so sich bei
dennen Bueßwirchern gebrauchen lassen bezahlt worden
1 — 45
- 1700 Karfreitagsprozession, wie oben
- 1701 Karfreitagsprozession und Hl. Grab, wie oben
- 1702 PASSIONSSPIEL
Den Simon Kayser und Cristian ferner für das Teatrum
aufmachen und abbrechen zu helfen bezahlt — 32
Denen ienigen, so sich bey der Actio gebrauchen lassen in
Drunckh bezahlt 1 — 14
Für die schuelstuben zu waschen — 12

- 1703 Karfreitagsprozession, wie oben
Umb Holz für die Gaisler — 30
- 1704 Karfreitagsprozession, wie oben
Zu Haizung der Schuelstuben für die Gaisler Holz dargeben — 15
Für Seiberung der Schuelstuben
Den ienigen, so zu den Umbgang weeg gemacht
bezalt — 15
- 1705 Karfreitagsprozession, wie oben
Hl. Grab und Büßer, wie oben
2 Gaislen
Dem Hainwald Reiter, Bader für seine bemiehung — 45
- 1706 Karfreitagsprozession, wie oben
Hanibal Reiter, Bader
Für die Gaißler Holz kaufft — 20
- 1707 Karfreitagsprozession, wie oben
Fürs tuech zum teifl gwant zalt — 33
- 1708 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession, wie oben
Für ain alt getruckhts passion biechl abzuchreiben
bezalt — 20
Item ein neues getruckhts, darinen der ganze passion
begriffen erkhaufft — 10
Wie die Urlaub nembung und der Öllperg das erste mahl
probiert worden, zörten die Actores miteinander — 52
Wie man die passion Claider außthailt zört — 20
Am Griendonertag fir den Öllperg aufrichten und wider
abprechen 4 schichten zalt 1
Denen, welche die Frauen am Carfreytag anglögt
zalt — 17
- 1709 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession, wie oben
21 Personen in der comedi reim ghabt in trunckh
ergangen 2 — 10
Zum Claider austailen zört — 20
Rauschgold zu U. Herrn schein — 9
Für 2 mahliges aufrichten des Teatrum zur comedi
auf alles 9 Zimmerschichten erloffien 2 — 15

Für Kerzen zum H. Grab, und Comedien

1 — 30

Für Schreibung der comedi denen Persohnen ihre reim,
und andere bemiheung — 23

Den Jenigen, welche am Mittwoch, weich Pfing- und

Carfreytag die Frauen anglögt zalt — 24

75 Gaißlersperl kauft — 21

Holz für die Gaißler — 15

Für waschung der Gaißler stubn beim Schuellmaister

— 15

Für Pulver zum schiessen 1

Denen so das schiessen verricht — 15

Denen Bueben, so windlichter und andere stangen tragen
geben — 34

Wegen waschung der Gaißler stuben — 12

Wie das betriebte weib auñ Prant das Fenster bei

Unser H. Frauen zerprochen, dem Glaser laut conto
zalt 1

Dem Glaser fir leichter aufbössern — 8

1710 PASSIONSSPIEL

Für abschreibung der comedi denen Persohnen ihre
reim, dem Michl Voglsanger bezahlt 1 — 15

Für 2 mahliges aufrichten und abpröchung des Teatrum zur
comedi 10 Zimmerschichten ergangen 3

Umb abholten Trunckh fir die Personen bei der Comedi
so die stöckhste verrichtung gehabt, H. Voglsanger

bezahlt 1 — 4

Zur Claider außtheillung verzört — 20

Zum Teatro 2 Diglladen (?) khaufft — 16

Eisennögl zu solchen — 45

Dem schuellmaister für sein bemiheung zur comedi
zalt — 30

Den ienigen, welche am Pfing- und Carfreytag die frauen
zur comedi anglögt zalt — 30

1711 PASSIONSSPIEL

„Carfreytagsprocession“

Weichpfingtag fir aufrichtung und abziehung des Teatrum
zur Comedi zalt 7 Zimerschichten 2 — 6

Umb 50 ganze Podennögl zum Teatro zalt — 16

Zur Claider außthaillung zört — 20

Dem Schuellmaister fir sein bemiheung zur Comedi
— 30

- Dann strickh kaufft fir die Juden — 10
 Für Kerzen zur C o m e d i und H. Grab 1 — 10
 Holz fir die Geisler stuben — 24
- 1712 Karfreitagsprozession
 Zur Claider aushaillung am Palmtag zört — 20
 2 Pögen rauschgolt für 3 schein — 14
 Hansen Schwabegger, Schmitt fir beschlächtung des Creiz
 zur ausfiehruhg Christi — 12
 Für waschung der Gaislerstuben — 26
 Am Carfreytag den weg-machern zur Procession
 — 40
- 1713 PASSIONSSPIEL
 Karfreitagsprozession
 Dem Christian Perner wegen machung des Teatrum sambt
 einer neuen Stiegen zalt — 36
 Den trompettern in trunckh — 12
 Umb 5 mass össig — 20
 Von der Anna Richter in einen Haarschopf mit 4 federn und
 ein Reigenpintl mit gelben Pentern, auch ein Haarschopf mit
 blauen und ein Reigenpint mit 2 dockh, auch 1 prisl und
 aber 1 Haarschopf, auch ain Cron khaufft, zusammen
 7
- 1714 keine Angaben
- 1715 PASSIONSSPIEL
 Karfreitagsprozession
 Hansen Haresser umb nögl zum teatro laut zötl zalt
 2 — 10
 Umb 2 Trompetten so von Salzburg gebracht worden
 6
 Wegen neu erkhaufften Musicalien ... 1 — 44
 Für ein par liderne Handtschuech — 11
 Für aufschlag- und abrechnung deß Heyl. ostergrabs
 für Cost und Lohn bezahlt 1
 Für 3 neue Gaislen zalt — 51
 Jenen, so am Carfreytag die Frauen anlegt — 10
- 1716 PASSIONSSPIEL
 Karfreitagsprozession
 Dann dem Zimmerman, welcher am weichpfingtag das
 Teatrum aufgemacht 1½ schichten zalt — 30
 Zur Claider außthaillung am Palmtag zört — 20
 Denen 4, welche den tisch mit der Gehaimbnus tafl tragen
 — 32

- Das Grab nach der Heyl. Ostermethen abgeschlagen und
hinweghgetragen, ist durch 8 Persohnen und muß in
Trunckh bezalt — 35
(jährliche Ausgabe:
H. Hanibal Reiterweg, der Gaisler — 45)
- 1717 Karfreitagsprozession
Zur Claider außthailung am Palmtag zört — 26
Denen, so am Carfreytag die weibsblter anglegt haben
— 30
2 hemeter gstörckht und Juden Hosen gförbt — 10
Dem Mesner fir abschreibung der Anstöll-Zetlen zur
Carfreytags procession zalt — 17
Für Pulfer zum schiessen 1
Trompetter et Paugger — 18
- 1718 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession
Am Carfreyt und osterSambstag wegen der procession und
aufmachen des Teatro in allem 7 — 59
Fir das Pulfer zum Victori schiessen 1
- 1719 PASSIONSSPIEL
Karfreitagsprozession
Am Charfreytag und OsterSambstag wegen der Procession
Pueßwerckhern und aufmachung des Theatri (sic) in allem
8 — 36
Dem H. Maller wegen desß Teatri zalt — 23
... zum Theatro den F ü r h a n g gförbt — 20
Dem Glaser vor ein Scheiben zalt — 4
- 1720 PASSIONSSPIEL
Den Zimerleithen wegen der C o m e d i zalt
7 — 20
Auch fir 4 lange nögl — 4
- 1721 Prozession und Büßer
Am Carfreyt und OsterSambstag wegen der procession und
Pueßwerckhern zalt 4
- 1722 dasselbe 4 — 31
- 1723 dasselbe
... und Kerzen zum H. Grab 6 — 5
- 1724 dasselbe 5 — 55
- 1725 dasselbe 6 — 50
- 1726 dasselbe, jedoch nur „am Carfreytag“ 6 — 9
- 1727 dasselbe

1728	dasselbe	6 — 20
1729	dasselbe	6 — 2
	Dem Christian Gasser, Schneider, so Kutten außbössert	— 39
1730	dasselbe	
	Wegen Störckhung der Corrückh und anders	3 — 12
	Für Gaißlen richten und Sperlen zalt 3 schichten	— 30
1731	dasselbe	5 — 51
	Für Bruederschaftt Kutten außbössern geben	— 28
	Wegen außbösserung der Pauggen	— 20
1732	dasselbe	
	U.-L. frauenparoggen	— 15
1733	dasselbe	5 — 51
	Vor ein neues Creuz zur Creuztragung gehörig	— 42
1734	dasselbe	5 — 3
	Am Carfreytag und ostersambstag wegen der procession und Körzen	
1735	dasselbe	5 — 3
1736	dasselbe	5 — 3
1737	dasselbe	5 — 3
1738	dasselbe	5 fl 13 kr
1739	dasselbe	
1740	dasselbe	
1741	dasselbe	
1742	dasselbe	
	Am Charfreytag fürs weeg machen	
1743	dasselbe	
1744	dasselbe	
	Weiters ist am Charfreytag wegen theurung der Körzen umb 36 kr und zum antlaß wegen dem Pulfer umb 5 kr mehr als ordinari ausgeben worden	
1745	dasselbe, wie 1743	
	Für zway schwarze Piret außgelegt	2
1746	PASSIONSSPIEL	
	Karfreitagsprozession	
	Erstlichen ist wegen abgehaltener Passions Comoedi und Procession, in aufrichtung und ney gemachter Claidung, wie	

auch mit auf- und abbrechnung des Theatri, sambt einen zur behaltens der Claidungen auf dem Landh Haus zubereithen und verfertigten Cämmerlein oder Verschläch, neben anderen erforderten Nothwendigkeiten mehr, in Unkosten und außgaben, vermig einer ordentlichen beygelegten Specification, gebracht worden,
 Summariter 62 — 15

1747 PASSIONSSPIEL

Thoman Veider zahle für bey den Theatrum aufmachen verrichte Schichten laut Conto 3 — 29
 Dem Naglschmidt Isaias Holzer zahle nach Conto für hergebene Nägl zum Theatrum verschlagen 4 — 26
 Antonim Oberhauser, Krammern zahle für 100 ganze Poden Nögl — 28
 Dem Andre Fraß für Nögl ausröckhn — 9
 ... Wolferstötter zahle nach Conto für Mahler arbeith zur Passion Comoedi 4 — 50
 Ingleichen dem Johannes Schwärzenbacher für darbey verrichte Dischler Arbeith laut Conto zalt 3 — 43
 Dem Sebastian Gföller für hierzue gemachte Schmidt arbeith Conto zalt 3 — 25
 Dem Georg Gasser für aufrichtung 4 theil Claiden nach Conto geben — 32
 Franzen Weser zahle für schreibung der Passions Comoedi Reimb — 54
 Für des Judas von Sadtler gemachte Heng Gurten ausgelegt — 27
 Dem Joseph Diesbacher für auf und abbringung der hergeliehenen Comoedi Claidl von Kirchdorff geben — 27
 Denen zweyen so bey der Passions Comoedi gesambt bezalt — 24
 Für ablegung des Theatri und dessen Verschlag dem Thoman Ritter nach Conto zalt 2 — 37

1748 PASSIONSSPIEL

Hansen Reitter, ZimerMaister zahle für auf- und abrichtung des Theatri zur Passion Comoedi 6 — 43
 H. Georg Voglsanger für Passions-Comoedi-Reimb schreiben zalt — 21
 Dem Andre Fraß für Nögl außreckhn zalt — 6

Josephen Disbacher für auf- und abbringung der Claidun-
gen zur Passion Comoedi von Kirchdorff, geben

— 27

Denen zweyen, so zur PassionsComoedi gesambt, geben

— 24

1749 PASSIONSSPIEL

Brauchtum und Feierlichkeiten der Karwoche

Für ainer parocquen U. L. F. ausgelegt — 28

Mehr für aufrichtung der gaißl Rudten — 17

Georg Köckh zahle für blöchene schellen — 15

Und endlich zahle noch dem Mahler Leonhardt für Mahlung

Unsres Herrn schmerzhafftten Leib Claidung und für

renovierung aines Heil. geistes nach Conto 2 — 24

1750 PASSIONSSPIEL

Volgt noch eine Extra ausgab wegen abhaltung der

PASSIONS COMOEDI:

Hansen Reitter, Zimmermaister habe wegen auf- und ab-
schlagung des Theatri bezahlt, zaig Conto 4 — 20

Zu abbrechung des Theatri denen Zuehelffern extra zur
danckhbarkeit in trunck bezahlt — 36

Zum Theatrum aufschlagen Nögel erkaufft — 19

Andreen Fraß für gethanes schnees schöpfen und mehr ver-
richte schichten bey dem Theatrum auf- und abbröchen bezahlt

3 — 24

Für 2 erkauffte eiserne Harnisch sambt Peckhl = Haubm
bezahlt 6 — 54

Für die Judas Claidl dem Joseph Sailler, seine Specificat
gut gemacht 2 — 23

Josephen Wisbacher, Schneider Maister zahle für
entliehene Comoedi Claidung von Kirchdorff deren
auf- und abbringung — 20

Mehr habe dem Leonhardt Wolferstötter für aufrichtung
der von Mäusen ruinierten Lucifer Larfen nach Conto gut
gemacht 3 — 10

1751 PASSIONSSPIEL

Vor Tragung des Crucifix und fahnen 4 — 12

Am Charfreytag und osterSambstag bezahlt

5 — 3

Extra ausgaben wegen der PASSION(S) COMOEDI 1751:
Dem Johannes Reitter zu Windögg zahle für auf- und ab-
schlagung des Theatri nach Conto 2 — 48

	Dem Adree Fraß für seine darbey verrichte Arbeit	
	bezahlt	— 18
	Nägel ...	
	Dem Leonhard Wolferstötter für renovierung der	
	Welt Kugl und andrer sachen bezahlt	— 46
	Summa	4 — 46
1752	KEINE AUFFÜHRUNGEN	
	... weillen heur die Charfreytags ausgaben 5 fl 3 kr völlig unterbliben ...	
	Für Holz, welches auf konfftiger Charfreytag zu verbrauchen annoch vorhanden ist	— 24
	Zum Heil. grab Körzen zalt	— 40
	Dem schuellmaister für beschreibung aller Bruderschafts Sachen und Stöllung eines neyen Inventarii 1 — 40 *)	
1753	KEINE AUFFÜHRUNG	
	Zum Hl. Grab Körzen	
	Item für zway Instrumente von Salzburg 3	
	Vergoltung (für den) bruderschafts altar	
	Georgen Gasser, Schneider Maistern zahle nach Conto für zwaymahlig verrichte bruderschaft Kuten aufflickhung	— 59
1754	KEINE ANGABEN	
1755	Karfreitagsprozession	
	Am Charfreytag für weeg machen zum Umbgang	— 8
1756	Karfreitagsprozession	
	Am Charfreytag für weg machen zur Prozesßion	— 12
	Weitere kleinere Ausgaben für neue Kuten und Flicker der alten, Kerzen, Instrumente und Windlichter für die Umgänge	
1770—1773	Noch immer kleinere Ausgaben für „Bruderschaft-Röcke und Ausbesserung derselben“	
1774	HL. Grab	
	Kerzen zum H. Grab	

*) Das „Inventarium der Rosenkranz-Bruderschaft“ ist erhalten (Dekanatsarchiv St. Johann/T.):
 „Processions Sachen“
 „Für Begröbnussen“
 „Zur Passion Comoedi und Procession gehörige Sachen“
 (Veröffentlichung vorgesehen in: Stadtbuch Kitzbühel, Band III, Kitzbühel 1970)

Bauernfasching im Burgenland

Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde

(Mit 1 Verbreitungskarte)

Von Leopold Schmidt

Obwohl das Burgenland seiner ganzen Struktur als Dörfderland nach sicherlich immer viel an örtlichem Faschingsbrauchtum aufgewiesen haben muß, ist davon die längste Zeit recht wenig bekannt geworden. Nach den ersten Ansätzen zur Aufzeichnung auf diesem Gebiet noch in der Zeit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie¹⁾ sind erst dreißig bis vierzig Jahre später neuere örtliche Aufzeichnungen durchgeführt worden²⁾. Sie haben nur recht teilweise, bruchstückhafte Einblicke vermitteln können. Außerdem trat dabei verhältnismäßig bald der große Komplex des „Blochziehens“ in den Vordergrund. Die Tatsache, daß dieser umfangreiche Brauch im Burgenland verhältnismäßig kräftig weitergelebt hatte und sich jeweils auch wieder erneuern und beleben konnte, zog die Beobachtung und Forschung begreiflicherweise stark an³⁾.

Bei der Planung des Atlas der Burgenländischen Volkskunde wurde deshalb nicht nur das Blochziehen, sondern eben auch das Brauchtum der „Faschingsnarren“ zu erfassen versucht. Die Umfrage über die Brauchgestalten und Glaubenszüge der Faschingszeit vom Februar 1951 versuchte in den Punkten 7. „Das Faschingsingen“ und 8. „Faschingsnarren“ die wesentlichen Erscheinungen einzubeziehen. Die Mitteilungen sind zum Teil über diesen Rahmen hinaus gegangen und haben erheblich mehr an Material ein-

¹⁾ Anton Herrmann, Die Hienzen (Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Teil Ungarn, Bd. IV. Wien 1896. S. 398 f.).

²⁾ Die kleinen Einzelveröffentlichungen sind verzeichnet bei: Karl M. Klier, Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes. V. Teil: Volkskunde. Eisenstadt 1965. Nr. 1302 ff.

³⁾ Karl M. Klier, Das Blochziehen. Ein Faschingsbrauch von der Südgrenze Österreichs (= Burgenländische Forschungen H. 22) Eisenstadt 1953.

gebracht als zu erwarten war. Es sind einige sehr anschauliche Schilderungen des an sich doch recht komplexen Brauchtums gegeben worden, welche eine eigene Darstellung (Karte 34) ermöglichen. Zusammen mit den älteren kurzen Schilderungen hat sich nun doch schon ein umfassender Eindruck des genauen Brauchkomplexes ergeben.

I

Ortsweise Antworten, nach Bezirken angeordnet

Bezirk Neusiedl am See

Apetlon (5/2): Man kennt Faschingsnarren. Ein Reiter reitet auf einem Pferd durch das Dorf und kehrt in alle Gasthäuser ein. Dabei wird auch getanzt.

Deutsch-Jahrdorf (5/4): Faschingsnarren ziehen wohl ohne Gesang von Haus zu Haus, maskiert, sammeln Eier und Krapfen, auch Geld. Die Eier werden verkauft, der Erlös wird nachher im Wirtshaus in Speise und Trank umgewandelt. Diese Sammlung erfolgt am Faschingssonntag und Faschingdienstag. Am Aschermittwoch wird der Fasching begraben, wobei der betrunkenste Faschingsnarr auf einer Tischplatte durchs Dorf getragen wird und im Gasthaus wieder abgeladen, „begraben“ wird.

Frauenkirchen (5/6): Ein Faschingszug mit Reitern, verschiedene Masken, Braut und Bräutigam mit Kuhwagen, Musik, jedoch ohne Singen.

Illmitz (5/10): Faschingnarren mit Fetzentanz.

Potzneusiedl (5/22): Früher gab es lustige, maskierte Faschingszüge, von Haus zu Haus. Nur mit Ziehharmonika.

St. Andrä am Zicksee (5/23): Eine Gruppe Burschen zieht verkleidet mit einem Wagen durchs Dorf. Auf dem Wagen sitzt ein Bursch als Frau verkleidet. Es ist auch ein Rad an dem Wagen, „Teufelsrad“, mit zwei Strohpuppen darauf (Mann und Weib). Das Rad wird während der Fahrt gedreht. Andere Burschen gehen betteln, oft besoffen, belästigen sie alle, die ihnen begegnen. Es hat auch Zeiten gegeben, wo der Umzug verboten war. Es wird eben viel Unsinn im Fasching getrieben.

Wallern (5/25): Faschingsumzug am Faschingdienstag.

Winden (5/27) am See: Ungeordneter und unvorbereiteter Zug durchs Dorf von maskierten Burschen am Faschingdienstag. Viele Leute begleiten die Narren bis zum Wirtshaus, wo dann der Faschingstanz beginnt. Dieser dauert bis Mitternacht.

Zurndorf (5/28): Am Aschermittwoch laufen die Faschingsnarren mit zerrissenen Kleidern angetan und einer Maske herum. Auch wird an diesem Tag der Fasching eingegraben. Auf einem Misttrog wird ein Bursch getragen, vorne geht einer als Anführer und hinter ihm fünf andere als Trauergäste. Sie schreiten von einem Wirtshaus zum anderen und trauern über das Hinscheiden des Faschings. Der Schmerz wird durch Alkohol betäubt.

Bezirk Eisenstadt

- Breitenbrunn (1/1):** Nur Faschingszug auf der Straße.
- Donnerskirchen (1/2):** Faschingnarren ,verkleidete Kinder, die von Haus zu Haus ziehen.
- Großhöflein (1/3):** Vor langer Zeit schon war im Ort Brauch, daß am Faschingdienstag-Nachmittag Burschen und Männer des Ortes verkleidet in den Häusern herumgingen und Frauen und Mädchen im Gesicht schwarz anfärbten. Sie waren als Faschingnarren verkleidet und zwar unerkennlich. Sie färbten die Mädchen im Gesicht schwarz an, als Zeichen, daß nun der Fasching sein Ende bald findet und sozusagen der letzte Rest vom Fasching nur mehr hier ist, der Ruß. Dabei sollen nach Angaben der alten Leute auch Lieder gesungen worden sein, deren Melodie natürlich schon längst in Vergessenheit geraten ist.
- Hornstein (1/4):** Am Faschingsonntag-Nachmittag wird oft ein Faschingszug veranstaltet. Der Veranstalter ist gewöhnlich der Sportverein. Faschingsnarren ziehen durch die Gassen. Die Maskierung ist in den einzelnen Jahren verschieden. Bestimmte Texte und Melodien sind nicht vorhanden.
- Mörbisch (1/9):** Am Aschermittwoch wird der Fasching begraben. Dabei wird in der Mitte des Ortes von einem Burschen eine Ansprache gehalten. Den ganzen Aschermittwoch wird im Dorfe herumgezogen. In den früheren Zeiten bzw. Jahren beteiligten sich nur evangelische Burschen an dem Umzug.
- Oslip (1/13):** Vor dreißig Jahren hielten die Burschen am Faschingdienstag ihren Umzug in die Häuser, wo erwachsene Mädels waren und holten sie zum Tanzen ab.
- Purbach am See (1/14):** Bis zum Zweiten Weltkrieg zogen am Faschingdienstag in den Nachmittagsstunden drei bis vier schlecht beleumdete, äußerst verdächtig verkleidete Ortsbewohner mit einer Ziehharmonika von Haus zu Haus und hielten um Almosen an, bekamen ein Glas Wein, eventuell ein paar Krapfen oder Kleingeld. Volltrunken gingen diese Faschingsnarren in ein Gasthaus und teilten dort die erhaltenen Gaben. Der Ziehharmonikanist spielte Tanzweisen, doch wurde zu dieser Musik nicht getanzt, nur die Faschingsnarren sprangen dazu toll herum.
Am 6. Feber 1951 (Faschingdienstag) tauchten die Obigen wieder auf.
- Schützen am Gebirge (1/17):** Als Faschingsnarren gehen bei uns nur Kinder herum ohne bestimmtes Spiel und besondere Verkleidung.
- St. Margarethen (1/16):** Vor ca. zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren gingen am Aschermittwoch die Burschen nicht maskiert von Haus zu Haus Faschingskrapfen sammeln, die sie auf einen langen Stock aufgespießt vor sich hertrugen.
- Trausdorf an der Wulka (1/21):** Faschingsnarren als Kasperl gehen wohl im Dorfe herum, doch betreiben sie nur Narreteien.
- Zagersdorf (1/24):** Ein Faschingsingen fand früher am Faschingdienstag statt. Die Sänger waren maskiert. Es wurden verschiedene lustige und auch Spottlieder gesungen. Während die Leute dem Faschingszug und dem Treiben nachliefen, stahlen einige besonders Maskierte aus den Häusern Schinken, Würste, Krapfen, Eier und anderes mehr, was eben zu erreichen war. Die Faschingsnarren

hatten im Zug auch einen Wagen für die Beute. Im Gasthaus ließen sie sich alles kochen und aßen es auf. Es ist auch schon vorgekommen, daß die Narren einen Schinken aus dem siedenden Wasser, halbgekocht, herauszogen und vor den Augen der Hausleute damit davonliefen.

Heutzutage marschiert die Musikkapelle spielend durch das Dorf. Einige Faschingsnarren gehen in jedes Haus und sammeln Eier, Krapfen, Geld und was die Leute sonst noch gerne geben. Die Spenden verteilen die Burschen untereinander.

Zillingthal (1/25): Nur ganz selten gibt es Faschingsnarren. Auch dann nur als Faschingsnarren angekleidet. Meistens ist einer als Bär oder ähnlich angezogen, der dann fest geprügelt wird. Andere wieder als Dummer Augustin, die verschiedene Dummheiten machen. Gesunden wird dabei nicht, sondern nur abgesammelt. Also wieder ein Titulus bibendi.

Bezirk Mattersburg

Baumgarten (4/2): Faschingsingen gibt es nicht. Gewöhnlich maskierte Burschen, Strumpf über das Gesicht gezogen, machen Dummheiten. Der Brauch des Faschingssingens war nicht bekannt.

Draßburg (4/3): Noch vor dem letzten Kriege war es Brauch, daß am Faschingdienstag maskierte Burschen von Haus zu Haus sangen.

Forchtenau (4/4): Den Faschingsumzug am Aschermittwoch hat P. Prior Basilius Wertbichler abgestellt. Das Herumziehen um Geselchtes war nachher immer am Faschingdienstag. Seit den Jahren vor 1938 wurde auch das nicht mehr gesehen.

Die letzte und einzige Maske, die ich Anfang der dreißiger Jahre sah, war ein rußgeschwärtzter und mit Stroh ausgestopfter, langschwänziger Teufel, auf den man mit aller Wucht hinhauen konnte, weil er mit Stroh ausgestopft war. Er sah aus wie ein wandelnder Strohsack.

Hirm (4/5): Burschen (auch in Mädchentracht) ziehen maskiert durch den Ort, treiben allerhand Schabernack und Ulk, manchmal mit Musikbegleitung.

Neudörfel an der Leitha (4/10): Seit vier Jahren wird jeden Faschingssonntag ein großer Faschingsumzug veranstaltet. Ein ständig frei gewähltes Komitee führt den lustigen Zug durch. Alle Vereine, Gemeindevertreter und Schulleiter arbeiten mit. In den letzten Jahren wirkten über 250 Einwohner in verschiedenen Gruppen mit. Durchschnittlich 5000 Zuschauer aus nah und fern waren anwesend. Der Reingewinn wurde der Schule überwiesen.

Neustift an der Rosalia (4/11): Das Faschingssingen ist jetzt unbekannt. Vor zwanzig Jahren zogen maskierte Burschen von Haus zu Haus. Sie erhielten Fleisch und Krapfen.

Vor 1938 zog die Musikkapelle von Haus zu Haus und spielte auf: Ländler und Märsche.

Pöttelsdorf (4/12): Die maskierten Faschingsinger ziehen von Haus zu Haus und sammeln Krapfen und Geld.

Sieggaben (4/17): Der Brauch des Faschingssingens wird heute nicht mehr gepflegt.

Die Faschingsnarren ziehen auf der Straße umher. Sie werden meistens von einigen Musikanten begleitet. Einer nimmt mit dem „Klingelbeutel“ freiwillige Spenden entgegen. Zwei sind als Fleischhauer und als Kellner verkleidet. Der Fleischhauer sammelt das Fleisch und die Eier ein, während der Kellner Wein kredenzt. Den Mittelpunkt bildet der Narr, der die Kinder mit dem Besen vertreibt. Reiter ist keiner dabei.

Walbersdorf (4/20): Fünf Buben gehen Faschingsnarr.

Bezirk Oberpullendorf

Bubendorf (6/1): Faschingnarr, Tatzbär, verkleidete Eheleute, von Haus zu Haus. Keine Melodie und Text.

Deutsch-Gerisdorf (6/2): Faschingnarren: Die Burschen ziehen verkleidet und maskiert von Haus zu Haus. Es werden Tiere, Esel, Dromedar, Bär, Hunde usw. dargestellt.

Draßmarkt (6/5): Faschingsnarren, die ein eigenes Spiel aufführen, sind unbekannt. Wohl gehen Burschen in verschiedener Maskerade am Faschingmontag zu den Tanzdirnen um Geselchtes um, wobei man den Burschen aufwartet (Mehlspeisen, Wein, Fleisch, Kaffee etc.). Das Gesammelte wird im Gasthaus gekocht und am Abend von der männlichen und weiblichen Jugend verzehrt. Früher einmal war der Aschermittwoch der Sammeltag, wegen des Fasttages ist man aber davon abgekommen und hat den Tag vorverlegt.

Frankenau (6/6): Es gibt bis heute alle Jahre am Faschingdienstag Faschingsnarren. Meist sind es vier maskierte Burschen in alten Kitteln, mit komischen Hüten und angeschwärztem Gesicht. Diese begleiten die anderen Dorfburschen von Haus zu Haus; es werden Eier, Schinkenstücke und Krapfen gesammelt. Die Bande besucht auch die Schulkinder in den Klassen. Ein Bursch spielt die Harmonika. Einige haben gabelförmige Gestelle und spießen darauf Speck und Schinken. Die Burschen sind bestrebt, bei Unvorsichtigkeit der Bäuerin auch andere Sachen mitgehen zu lassen. Die Eier werden verkauft und das Geld wird versoffen.

Glashütten bei Langeck (6/7): Faschingsnarren durchziehen am Faschingmontag singend und johlend das Dorf. Meist sind es Burschen, vier bis acht, manchmal auch mehr, die sich durch Masken und alte Kleider unerkennlich machen. Früher zogen auch Männer mit. Ein eigenes Spiel ist nicht bekannt, ebenso wurde von einem Reiter nichts erzählt.

Großwarasdorf (6/9): Burschen singen von Haus zu Haus, sind nicht maskiert, sammeln Speck und Eier und singen beliebige Lieder.

Helensacht (6/48): Faschingsingen: Burschen und Männer gehen am Aschermittwoch von Haus zu Haus und machen jedem ein Kreuz auf die Stirn, Aschenkreuz. Sie kleiden sich recht ulkig und tragen auch Gesichtsmasken.

Faschingsnarren, nur Burschen, gehen in jene Häuser, wo Mädchen sind. Die Leute nennen das hier „Fleischjagen“, „Krapfenjagen“. Die gesammelte Spende (Fleisch und Krapfen) wird in einen „Buckelkorb“ gegeben. Im Gasthaus wird das Gesammelte schmackhaft zubereitet und an alle Anwesenden verteilt.

Hochstraße (6/12): Faschingsnarren ziehen nur am Faschingmontag in Masken, begleitet von anderen Burschen, von Haus zu Haus, wo in

- jedem getanzt wird. Die Leute spenden Eier, Frucht, Speck, Fett und Mehl.
- Horitschon (6/13): Am Faschingmontag gehen die Burschen in die Häuser der Mädchen als Faschingsnarr verkleidet hausieren.
- Kaisersdorf (6/14): Am Aschermittwoch ziehen die Burschen umher, besuchen die Mädchenhäuser, sind maskiert, treiben allerlei Unfug, singen dabei meist Volkslieder oder auch Schlager. Jeder Versuch, diesen Umzug vorzuverlegen, z. B. auf Faschingmontag oder -dienstag, ist bisher gescheitert.
- Karl (6/16): Die Faschingsnarren ziehen am Faschingmontag von Haus zu Haus und sammeln Fleisch, Fett, Eier und Krapfen. Mit dem Sammelerlös zahlen sie die Faschingsmusik.
„Faschingaussingen“ (Eingraben) ist heute nicht mehr gebräuchlich.
- Kobersdorf (6/20): Faschingsingen: Es singen die evangelischen Burschen am Aschermittwoch, und zwar in jenen Häusern, wo ein Mädel zum Tanz geführt wurde. Burschenlied: „Wir Burschen alle...“ Am Donnerstag gehen die katholischen Burschen. In den obgenannten Häusern bekommen die Burschen entweder Eier, Fleisch oder Mehlspeisen. Einige Burschen haben sich bei Gelegenheit maskiert (Maschkerer).
Faschingnarren: Einige Burschen sind maskiert und machen in den Mädchen-Häusern verschiedene Dummheiten. Beinahe die ganze Dorfjugend läuft mit. Nach dem „Herumgehen“ wird das Gesammelte in das Gasthaus getragen, von der Gastwirtin zubereitet und gemeinsam verzehrt.
- Landsee (6/26): Am Faschingmontag ziehen die schulentwachsenen Burschen von Haus zu Haus, als Narren verkleidet, meist unter Musikbegleitung.
- Langeck (6/27): Es gibt Faschingnarren. Die Burschen spielen von Haus zu Haus (Kamelreiter, Teddibär, Frosch, Tatzbär, Rotkäppchen), jedoch ohne Text.
- Langenthal (6/35): Faschingnarren: Burschen und Mädchen ziehen maskiert herum. Singend, von Haus zu Haus, mit Taschen, betteln und stehlen auch, was ihnen unter die Hände kommt. An den letzten Faschingtagen.
- Lebenbrunn (6/28): Die Faschingnarren ziehen wohl am Faschingmontag maskiert von Haus zu Haus. Sie führen einen „Tanzbär“ (Maske) mit, für den sie sich Hafer erbitten. Der Umzug ist eigentlich ein Absammeln für die Unterhaltungskosten.
- Liebing (6/29): Faschingnarren sammeln bei ihren Mädchen Fleisch.
- Lutzmannsburg (6/32): Die Jugend zieht am Faschingstag mit Musik durch das Dorf. Es wird nicht gesungen, wohl aber sind die meisten maskiert (Faschingsumzug).
- Mannersdorf an der Rabnitz (6/33): Hier gehen die Burschen am Faschingmontag und am Aschermittwoch absammeln. Zwei bis drei Burschen sind meistens maskiert. Aufgesucht werden nur die Häuser, aus welchen eine Tänzerin bei der Unterhaltung war, also die, wo ein erwachsenes Mädel im Hause ist. Am Montag werden die Burschen mit Krapfen, Beugeln oder kleinen Bäckereien bewirtet. Am Aschermittwoch bekommen sie Eier und Schmalz. Von einem Teil der Eier lassen sich die Burschen im Gasthaus eine Eierspeise machen, der Rest wird verkauft und das Geld zur Bezahlung der Musik verwendet.

- Markt St. Martin (6/34):** Burschen und Mädchen ziehen mit Musik am Faschingdienstag zur Kirche und tanzen davor. Dann ziehen sie zum Bürgermeister, wo ein Bursche den Pfarrer, den Bürgermeister, den Lehrer, aber auch die neugierigen Weiber usw. hochleben läßt. Dabei steht er selbst mit seinem Weinglas bewaffnet auf einer Leiter. Den Text stellen sich die Burschen jedes Jahr anders zusammen. Gesungen wird dabei nicht.
- Mitterpullendorf (6/42):** Früher spielten die Zigeuner am Faschingdienstag von Haus zu Haus.
- Neudorf bei Landsee (6/37):** Die Burschen fuhrten mit einem Pferdewagen durchs Dorf. Dabei wurde gesungen und gespielt.
- Nikitsch (6/39):** Die Burschen begleiten den maskierten Faschingsnarren mit Gesang und Musik und sammeln von Haus zu Haus gehend Geld, Wein, Eier und Fleischwaren. Bei bekannt geizigen Dorfbewohnern trachten sie etwas „mitzunehmen“ (ein Stück Speck, gesalzte Rippen oder Schinken). Nachher werden die gesammelten Waren im Gasthaus gemeinsam verzehrt.
- Oberpetersdorf (6/41):** Die Faschingnarren verkleiden sich am Aschermittwoch in der Früh, die Zahl ist verschieden. Die Masken sind zumeist häßlich und die Kleider Lumpen. Reiter ist keiner dabei. Zuerst zieht der Faschingszug mit einer Bahre, worauf der Fasching liegt (ein Dorfbursch), durch das ganze Dorf mit Musik. Verschiedene Male wird haltgemacht und ein Bursch hält als Pfarrer eine lustige Leichenrede. Schließlich wird der Fasching unter Musik- und Gesangbegleitung begraben (in einen Graben geworfen). Dann ziehen die Narren von Haus zu Haus und spielen mit einer Ziehharmonika; meistens gehen sie nur in die Häuser, wo Tanzmädchen wohnen. Dabei werden allerlei Dummheiten gemacht. Sie bekommen überall Geschenke und Eßwaren, die dann im Gasthaus gegessen und vertrunken werden.
- Oberpullendorf (6/42):** Nur am Aschermittwoch gehen einzelne Burschen von Haus zu Haus, und erbetteln, was vom Faschingdienstag an Krapfen, Fleisch und Eiern übriggeblieben ist. Diese bringen sie meistens in die Gasthäuser.
- Oberrabnitz (6/43):** Faschingsnarren, alle verkleidet. Teils mit Masken oder rußigem Gesicht, gehen am Faschingsmontag von Haus zu Haus und machen lustige Szenen. Sie bekommen Fleisch, Krapfen, Eier, Hafer u. a. Wo Mädchen sind, die zum Tanz gehen, bekommen sie mehr und werden bewirtet.
- Kalkgruben (6/15):** Faschingsnarren, die am Aschermittwoch von Haus zu Haus ziehen. Maskierungen: Gemeindediener, Fleischauger, Maurer, Zimmerer, Bauer, Pfarrer, Polizist usw. Eigene Spiele finden nicht statt. Beim Umziehen wird viel Spaß getrieben und dabei fleißig ans Absammeln von Fleisch und Eiern gedacht.
- Piringsdorf (6/45):** Am Faschingmontag ziehen die Burschen mit Musik, meistens eine Ziehharmonika, zu den Mädchen. Es sind auch manche als Faschingsnarren verkleidet. Dort erhalten sie Eier, Speck, Fleisch, Krapfen. Diese kommen auf einen Stock. Die Krapfen werden ringförmig gebacken (Ringerl).
- Ritzing (6/48):** Faschingsnarren ziehen herum. Es sind meist Kinder mit selbstangefertigten primitiven Masken. Ein lebendiger Brauch in Ritzing ist das „Fleischjagen“. Am Aschermittwoch ziehen die Burschen von Haus zu Haus und bitten um

BAUERNFASCHING IM BURGENLAND

Nach der Befragung
durch den Atlas der burgen-
ländischen Volkskunde
in den Jahren 1952/1953

Zeichenerklärung:

- ◇ Faschingnarren
- ◇ Brautmaske
- ◇ Altfrauenmaske
- ◆ Bärenmaske
- ◇ Faschingritt

STEIER-
MARK

UNGARN

Entwurf:
Leopold Schmidt
Ausführung:
Friedl Zimmermann
1969

geselchtes Fleisch (das, am Aschermittwoch! Fasttag!), das dann in irgendeinem der drei Gasthäuser gekocht und verzehrt wird. Praktisch wird der Fasching um einen Tag verlängert. Die Frauen geben den Burschen aber hauptsächlich nur kleinere Stücke vom Geselchten, etwa Ripperl u. ä. Mit Haken werden diese Fleischstücke auf Stangen gehängt und von den Burschen unter Singen und Johlen durchs Dorf getragen.

Unterpetersdorf (6/58): Es ist nur das „Hausieren“ bekannt, da gehen die Burschen in jedes Haus, wo ein Mädchen ist, dort wird gegessen und getrunken.

Unterpullendorf (6/59): Die jungen Burschen gehen als Faschingsnarren von Haus zu Haus und bitten um Gaben, welche dann im Gasthaus verjubelt werden. Ohne Gesang.

Bezirk Oberwart

Aschau (7/4): Faschingnarren, die ein eigenes Spiel aufführen, kennt man nicht. Am Vormittag des Faschingsmontags versammeln sich die Burschen vor dem Gasthaus und ziehen mit Musikbegleitung und einer mit Rosmarinzweig und Mascherln bekränzten Flasche Wein von Haus zu Haus, wo sie den Hausbewohnern ein Ständchen darbringen, dem Hauswirt ein Glas Wein anbieten und um eine milde Gabe bitten. Das Geselchte tragen sie auf einem Spieß, Eier und Krapfen in Körben mit sich. Diese Sammlung ist in erster Linie als Verpflegung für die Musikanten bestimmt: Den Rest verzehren die Burschen gemeinsam mit den Hausvätern, die schon jetzt eingeladen werden, am Aschermittwoch bei der sogenannten Faschings-Nachfeier teilzunehmen.

Bernstein (7/8): Früher gingen am Aschermittwoch maskierte Burschen von Haus zu Haus, sie sangen, tanzten mit den Hausbewohnern und wurden mit Essen und Trinken dafür belohnt. Heute ist dieser Brauch in Bernstein nicht mehr üblich.

Buchsachen (7/9): Das Faschingsingen wurde von den Dorfburschen am letzten Faschingstag früh begonnen, wo alles zusammen gesungen und ins Gasthaus gebracht wurde.

Die Faschingsnarren gehen maskiert mit Musik von Haus zu Haus und sammeln dabei Eßwaren: Geselchtes Fleisch, Eier und Geld ein, welches am letzten Faschingstag im Gasthaus aufgegessen und vertrunken wird.

Dreihütten (7/12): Faschingspiel in früheren Zeiten von Zigeunern durchgeführt.

Dürnbach im Burgenland (7/14): Ein Faschingsingen kennt man nicht, aber ein Faschingbegraben. Faschingnarren, die ein eigenes Spiel aufführen, kennt man nicht.

Edlitz im Burgenland (7/15): Im Ort selbst kennt man kein Faschingsingen, doch kommen von weiter entlegenen Orten unmaskierte Faschingssinger, aber meistens Zigeuner, daher, die von Haus zu Haus gehen.

Die Burschen des Ortes verkleiden sich als Faschingsnarren, ziehen von Haus zu Haus, sammeln Speck, Fleisch, Eier, Mehl u. a. ab. Ein Harmonikaspieler begleitet sie, der in jedem Haus aufspielt. Eigene Spiele werden nicht aufgeführt.

- Eisenzicken (7/17):** Vor früherer Zeit hat sich erhalten, daß die Burschen, die für die Faschingstage eine Musikkapelle aufnehmen, am Faschingmontag von Haus zu Haus mit der Musik gehen und Lebensmittel oder Geldspenden zur Bezahlung der Musikanten erbitten. Vor Jahren ist bei diesem Zug ein Bursche als eine alte Frau verkleidet — Waberl genannt — mitgegangen und hat dabei allerlei Unfug getrieben.
- Glashütten bei Schlaining (7/18):** Ein Faschingssingen kennt man nicht. Die Ortsburschen, selten auch die Mädchen, machen am Faschingmontag mit Musik einen Zug von Haus zu Haus und sammeln Fleisch, Krapfen, Eier, Hafer und in neuerer Zeit auch Geld. Das Gesammelte wird im Gasthaus verzehrt, bzw. auch verkauft und der Erlös für die Bezahlung der Musikanten verwendet. Ein Spiel wurde von Faschingnarren nie aufgeführt. Auch beim oben-erwähnten Umzug gibt es fast keine Masken, Verkleidungen oder irgendwelche Gestalten.
- Grafenschachen (7/20):** Früher gingen die Zigeuner in der ganzen Faschingszeit von Haus zu Haus Faschingsingen. Da bekamen sie von der Hausfrau verschiedene Gaben. Am Montag nach dem Faschingsonntag, dem sogenannten „Frouschmaondo“ gehen die Dorfburschen verkleidet als Faschingnarren von Haus zu Haus. Da bekommen sie von der Hausfrau Fleisch, Eier und Krapfen. Man nennt dies „Fleischbetteln“.
- Harmisch (7/26):** Am Faschingsmontag ziehen die Faschingsnarren maskiert mit Musik von Haus zu Haus. Zweck: Sammeln von Geld und Lebensmitteln, die am Aschermittwoch versteigert werden.
- Holzschlag (7/29):** Am Aschermittwoch gibt es ein Faschingssingen. Lieder werden wohl gesungen, aber von keinem besonderen Wert, da es ein buntes Durcheinander von einem Gesang ist. Teilweise sind die Faschingsinger maskiert.
- Kemetten (7/32):** Maskierte Faschingsnarren gehen von Haus zu Haus, sammeln Lebensmittel und Geld, die nach Beendigung des Umzuges gemeinsam verzehrt werden. Musikanten begleiten die Maskierten.
- Kirchfidisch (7/33):** Ein eigenes Spiel führen unsere Faschingsnarren nicht auf. Sie ziehen am Faschingmontag mit einem Spielmann (Ziehharmonika) oder der ganzen Musikkapelle von Haus zu Haus, und „fechten“ Geld, Eier, Bohnen, Speck, Wein, Krapfen usw. Das Geld und der Erlös der verkauften Lebensmittel (zum Teil werden sie auch von den Burschen selbst verzehrt) dient zur Begleichung der Musikkapelle, da ja bei der Unterhaltung am Faschingsonntag und -Dienstag kein Eintritt bezahlt wird. Der Rest des Geldes, soweit überhaupt vorhanden, wird vertrunken. Die Faschingsnarren sind nicht maskiert, tragen alle weiße Kellnerschürzen und haben wohl oft noch allerlei Papiertand auf dem Kopf. In jedem Haus wird ein Stück gespielt, wo Mädchen sind oft auch getanzt. Die Geldspende richtet sich nach der Anzahl der unverheirateten Töchter des Hauses, die sich einigermaßen für die kostenlosen Unterhaltungen des ganzen Jahres (die Mädchen zahlen bei Freimusic nie) revanchieren. In Häusern ohne Töchter fällt daher die Geldspende oder Naturalienspende geringer aus.
- Kitzladen (7/34):** Bettelnde Burschen, maskiert, ziehen Harmonika-spielend von Haus zu Haus. Das „Daweibl“ (ein verkleideter Bursch) nimmt die Eierspenden, ein anderer Geldspenden, wieder

ein anderer das Geselchte entgegen. Letzteres wird an einer Stange getragen. Der Erlös wird im Gasthaus verzehrt bzw. vertrunken.

Kleinbachselden (7/35): Unmaskierte Burschen mit Musik am Faschingsmontag, sammeln Lebensmittel und Geld.

Kotezicken (7/39): Faschingsnarren ohne Maskierung und ohne Verkleidung. Sie sind nur durch eine weiße Schürze (Fürtuch) gekennzeichnet. Irgendein Spiel ist nicht bekannt. Mit einem Spielmann (steirische Ziehharmonika) ziehen sie von Haus zu Haus. Die dabei gespielten oder gesungenen Lieder sind keine besonderen.

Loipersdorf (7/42): Die jungen Burschen, alle spielen mit, die vom Faschingsmontag übergeblieben sind. Mit alten Kleidern und Masken ziehen sie von Haus zu Haus. Die Spieltexte sind nicht festgelegt. Am Abend wird beim Wirt das Gebettelte gekocht und gegessen. Die ganze Gemeinde ist eingeladen zu der „Xaverlhochzeit“. Ein Bursch verkleidet sich als Braut. Es sind eigene Zeremonien.

Mariasdorf (7/43): Die Faschingnarren gehen am Faschingsmontag verkleidet mit Musik und Wein von Haus zu Haus und laden die Hausgenossen zur Tanzunterhaltung, welche am Faschingsdienstag stattfindet, ein. Für das Einladen erhalten die Burschen Fleisch, Geselchtes, Eier und Geld. Besondere Melodien werden dabei nicht gesungen.

Markt Neuhodis (7/45): Die Burschen sind meistens die Veranstalter der Faschingsunterhaltungen. Seit jeher ist es nun Brauch, daß am Faschingsmontag die Veranstalter mit der Musikkapelle von Haus zu Haus ziehen, in jedem Haus das gewünschte Stück spielen und dafür Lebensmittel oder Geld erhalten. Der Reinertrag wird von den Burschen verjubelt. Eine Unsitte, gegen die man vergebens ankämpft.

Bei Faschingdienstag-Unterhaltungen wird der sogenannte „Tommerl“, eine Stoffpuppe, in den Tanzsaal gebracht. Ein Bursch stellt sich auf einen Stuhl, den Tommerl in der Hand, und hält eine Rede. Diese Rede ist aber nicht an eine Vorschrift gebunden, sondern wird zusammengestellt und ist abhängig vom jeweilig Sprechenden. Es wird darin der Fasching in der Person der Stoffpuppe verherrlicht, ihm zugeredet, er solle sich heute ja recht austoben und lustig sein. Diesbezügliche Suggestivfragen, an den Tommerl gerichtet, werden von den Burschen im Chorus stets zustimmend beantwortet. Hoch im Ansehen steht der Bursch, der das beste Loblied, das ja zugleich ein Schmeichellied auf das gesamte tanzlustige Volk sein soll, auf den Fasching sprechen kann. Ist die Ansprache beendet und hat der Sprecher seine Sache gut gemacht, so tanzt er mit dem Tommerl eine Ehrenrunde, und die eigentliche Unterhaltung beginnt nun erst. Bekommt nun ein Bursch nicht das Mädchen, das er wünscht, so holt er sich den in die Ecke gestellten Tommerl und tanzt mit ihm, zum Zeichen, daß ihm die noch freien Mädchen nicht gefallen.

In den Morgenstunden des Aschermittwochs wird der Fasching begraben. Die Burschen legen den Tommerl auf eine Trage und ziehen an das andere Dorfende zum Teich. Die Burschen folgen weinend, heulend und wehklagend im Zuge. Die Musik spielt Trauermärsche. Vor dem Haus einer Dorfschönen wird Halt gemacht, die Trage abgestellt und von einem Burschen eine Trauerrede gehalten, unter stetem Klagen und Jammern der „Trauergäste“. Es wird dem

Tommerl die Schuld gegeben, daß durch seinen frühen Tod es nun unmöglich sei, in nächster Zeit mit netten Mädchen — eine Anspielung auf die entsprechende Haustochter — zu tanzen. Darauf erhält der Trauerzug eine Stärkung und weiter geht es dem nächsten Hause zu. Ist der Zug am Teich angelangt, so beginnt die „Trauerzeremonie“, und der Tommerl wird unter Wehklagen in das Wasser gezogen. Sinkt er schnell unter, so ist es ein Zeichen, daß der heutige Fasching keinen richtigen Anklang fand. Sinkt er langsam, so trauert das ganze Dorf, daß die Faschingszeit so schnell vergangen ist.

Mönchmeierhof (7/48): Noch vor drei Jahren gingen die Burschen mit Musik von Haus zu Haus und sammelten Geld. Es war Brauch, um die Höhe des Betrages lang zu feilschen.

Neuhaus in der Wart (7/49): Die Mädchen singen (ohne Maskierung) am Faschingdienstag, während der Tanzunterhaltung: „O Fasching, o Fasching . . .“ Vorgesprochen wird:

„Jujuhu Faschingtag, jujuhu Faschingtag,
Mein Mann hoast Hiesl,
Hat an schneeweißn Bart
Und an braun Riaßl.“

Neumarkt im Tauchental (7/50): Man kennt hier Faschingnarren, nur führen sie hier kein Spiel auf und singen auch nicht. Am Faschingmontag gehen die Burschen des Ortes (nur wenn eine Faschingunterhaltung von den Ortsburschen veranstaltet wurde) zu den Mädchen, die an der Unterhaltung teilnahmen. Dort bekommen sie Eier, Hafer und Geld zur Deckung der Unterhaltungskosten, aber sie bekommen auch zu essen (Mehlspeise, Tee und auch Fleisch). Mit den Burschen gehen jetzt die Faschingnarren, hier auch „Soaln“ genannt, selbstverständlich sind sie maskiert. Diese Faschingnarren tragen gewöhnlich die bekommenen Dinge und stehlen in den Häusern zusätzlich Eier, hie und da auch Geflügel und sonstige brauchbare Dinge.

Neustift Bergwerk (7/7): Das Faschingsende wird noch immer besonders gefeiert und beginnt am Faschingsonntag. Die Burschen, mit vorgebundenen weißen Schürzen, die teils auch mit Spitzen besetzt sind, holen jedes Mädsl einzeln vom Haus ab und geleiten sie ins Gasthaus. Diesmal sind die Burschen unabhängig vom Wirt, weil sie sich schon vorher eine bestimmte Menge Wein von ihm kauften, denselben dann selbst ausschenken, der „Staberlmoasta“ sorgt für Ordnung und eröffnet den Tanz.

Am Faschingtag tragen die Burschen zu den weißen Schürzen auch noch weiße Röcke, holen wieder die Mädchen, diesmal zahlen auch die Mädchen die Zeche, während sie das ganze Jahr über freigehalten werden: Tanz ist bis zum Morgen (Aschermittwoch). Heimbegleitung der Mädsl, im Laufe des Vormittags „Ständchen“ vor jeder Mädchenwohnung.

Das Faschingbegraben ist schon seit vielen Jahren abgekommen.

Oberdorf (7/53): Die Faschingsnarren gehen teils maskiert, teils ohne Maske von Haus zu Haus, die begleitende Musik (Harmonika) spielt ein Stück, die Narren bekommen Fleisch, Eier und Geld. Alles wird am Abend wieder im Gasthaus umgesetzt. Dazu werden auch Mädchen eingeladen.

Oberkohlstätten (7/54): Ein Faschingsingen ist hierorts nicht bekannt. Es ist jedoch üblich, daß die Burschen unter Musikbeglei-

tung von Haus zu Haus ziehen, etwas maskiert sind (Faschingsnarren) und Fleisch, Speck, Eier, Krapfen und Backwerk einsammeln. Dies wird dann im Gasthaus gemeinsam verzehrt. Auch Hafer sammeln sie, um ihre Auslagen leichter zu decken. Am Faschingdienstag um etwa 11 Uhr nachts ist das Geldauflegen der Mädchen üblich. Vor der Tänzerin des Tanzmeisters angefangen muß jede Tänzerin um einen weiß gedeckten Tisch herumtanzen, um dann, nach einem Schluck Wein, einen kleinen Geldbetrag auf einem bereitgestellten Teller „aufzulegen“.

Am Aschermittwoch geht man den Fasching „suchen“. Nicht immer, aber meistens, wird der Fasching begraben.

Pinkafeld (7/57): In Pinkafeld war noch vor fünfzig Jahren der groß angelegte Faschingszug mit Maskierung am Faschingstag. Jetzt ganz abgekommen.

In der Umgebung wird am Faschingsonntag oder -Montag von nicht maskierten Faschingnarren von Haus zu Haus mit Zugharmonika Fleisch, Geselchtes, Eier und Geld gesammelt. Dies wird in den Faschingstagen (in Loipersdorf am Montag, in Grafenschachen und Kroisegg am Dienstag, in Wiesfleck am Aschermittwoch) im Gasthaus gekocht und nach vorhergegangenen Faschingsnarreteilen von den Burschen und auch anderen Gäste verspeist.

In Loipersdorf bei Pinkafeld wird mit den Burschen eine „Gmoahozat“ (Gemeindehochzeit) veranstaltet. Burschen sind verkleidet als Braut, Gegenbraut und Kränzlerinnen. Brautführer, mit bunten Bändern versehen, poliertem Stock. Teils maskiert, teils mit roter und schwarzer Farbe verstrichenem Gesicht als ein geordneter Hochzeitszug mit Musik zur bestimmten Zeit in den mit Zuschauern überfüllten Tanzraum einziehend. Der Brautführer beginnt mit dem üblichen Hersagen des althergebrachten Brautführerspruches, wie es bei Bauernhochzeiten gewöhnlich gemacht wird, aber in ulkhafter Formulierung. Am Ende heißt es „Vivat“ und die Musik spielt einen „Tusch“. Nachher steigt auf einen Sessel ein verkleideter „Pfarrer“ (Luthermantel und schwarzen, umgedrehten Hut) und richtet die Ansprache an das Brautpaar:

„Hochverehrtes Brautpaar, verehrte Hochzeitsgäste!

Auch Sie haben sich entschlossen, zu dem Altar des Herrn zu treten und den Bund der Ehe zu schließen. Schon Adam im Paradiese hat erkannt, daß ein Mann nicht allein sein kann. Hat vom Herrgott ein Weib erbeten. Wohl mußte er eine von seinen Rippen riskieren. Das brauchen wir heute nicht mehr, wir haben es leichter, eines-teils. In Bezug auf die Rippe haben wir es andernteils schwerer: der Herrgott ist allzuweit fort von uns und wir müssen unsere Lebensgefährtin selber suchen und finden. Nichts desto weniger haben alle unsere Väter und Mütter zueinander gefunden.

Auch du, Eusebius Gimpelhuber, hast deine schöne Braut Xaverl Tupfberger gefunden und stehts nun heute vor mir, um ihr die Hand zum Ehebund zu reichen.

Eusebius Gimpelhuber, bist du bereit, die Xaverl Tupfberger zu lieben, ihr die Treue zu halten und Freud und Leid mit ihr zu teilen, bis euch der Tod einst scheidet? So sprich ein lautes: Ja! — Xaverl Tupfberger, bist du bereit, den Eusebius Gimpelhuber zu lieben, ihm die Treue zu halten, Freud und Leid mit ihm zu teilen, bis der Tod euch scheidet? So sprich ein lautes: Ja! (Dabei werden eiserne Ringe auf die Finger des Brautpaares gegeben.) Ihr habt vor dieser

versammelten Faschingsgemeinde einander Treue geschworen. Haltet diesen Schwur und verbleibt ein braves Ehepaar.“

Die Brautleute werden zusammengegeben und am Ende alle Anwesenden zum Hochzeitsmahle eingeladen. Mit Musik zieht der Faschings-Hochzeitszug unter Jubel und Narretei ab, worauf das Essen beginnt. Zu jedem Tisch wird das gesammelte geselchte Fleisch auf einem Teller aufgetragen. Kren mit Beigabe, auch Kartoffelsalat zuweilen. Vom Bäcker besonders gut gebackenes Brot wird aufgetragen. Getränk kauft sich jeder selbst. Bei verschiedenen ulkhaften Gebärden tanzen zuerst die Hochzeitsleute, dann alle anderen Gäste bis Mitternacht, oft bis ein oder zwei Uhr morgens. Zum Schluß verabschiedet der Brautführer die Gäste:

„Somit verabschieden wir uns mit unserer Hochzeitsgruppe von unserer lieben Faschingsgemeinde und danken allen Spendern, die zum Gelingen diese ‚Gmoahozat‘ und zum anschließenden Hochzeitschmaus beigetragen haben, auf der herzlichste; bis auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr. Vivat!“ (Tusch)

Das ist die „Gmoahozat“, welche am Faschingmontag abgehalten wird, ob eine Ehe abgeschlossen wurde oder nicht.

Podgoria (7/58): Faschingsumzug.

Rechnitz (7/61): Ortsfremde Musiker (Zigeuner) gehen Faschings-Musizieren.

Rettenbach (7/63): Die Großväter wissen zu erzählen, daß in ihrer Jugendzeit folgender Brauch gepflegt wurde:

Die Burschen haben eine Musikkapelle mit Drangeld und Handschlag aufgenommen. Jeder Bursche suchte sich vorher ein Mädchen aus, das er zum Tanz führte. Burschen und Mädchen hatten weiße Schürzen. Das Mädchen mußte dem Burschen einen künstlichen Blumenstrauß kaufen, den der Bursche auf den Hut steckte. Es wurde mit dem Hut getanzt. Ein Bursche war der „Robischmeister“ und mußte den Wein für die Musikanten besorgen.

Riedlingsdorf (7/64): Faschingsingen war üblich bis zum Ersten Weltkrieg.

Musikanten und Burschen zogen am Mittwoch nach Fasching (Aschermittwoch) von Mädchen zu Mädchen, verlangten dort Fleisch, Krapfen u.a. Im Gasthaus wurde dann aufgekocht und bis Mitternacht getanzt.

Rotenturm an der Pinka (7/66): Nur Fleischbetteln von Haus zu Haus für den Faschingschmaus, ohne bestimmte Spiel- oder Singtexte.

Siget in der Wart (7/75): Es gibt Faschingnarren am Aschermittwoch, maskiert.

Spitzzicken (7/76): Vor vierzig Jahren gingen die Faschingsinger maskiert durch den Ort in Begleitung von Musik.

Stadt Schlaining (7/77): Nur das derbe „Faschingeingraben“ durch die „Übriggebliebenen“ ist hier gebräuchlich. In Altschlaining wurde früher das „Eselreiten“ gepflegt.

Welgersdorf (7/86): Das Faschingsingen ist nicht bekannt. Die „Aufnehmer“ gehen nur mit der Musik von Haus zu Haus fechten.

Faschingnarren gibt es. Die „Aufnehmer“ graben den Fasching ein (eine Strohfigur wird angezündet). „Lehrer“ und „Pfarrer“ sind bei der Predigt, dabei weinen die Burschen und Mädchen. Die Burschen sind verkleidet und mit Stroh ausgestopft, die Mädchen in Tracht.

- Wiesfleck (7/87): Die Musikanten und dazu maskierte Faschingsnarren gehen von Haus zu Haus. Weniger Brauchtum als Bettlerei.
- Wolfau (7/89): Faschingnarren: Burschen gehen von Haus zu Haus am Faschingmontag „Faschinga“. Sie sind maskiert und gehen mit der Harmonika. Sie singen keine bestimmten Lieder. Sammeln Fleisch, Eier, Brot usw. und verzehren dies im Gasthaus.
- Woppendorf (7/90): Faschingsnarren ziehen von Haus zu Haus. Sie sind aber nicht maskiert und führen auch keine eigenen Spiele auf.
- Zuberbach (7/91): Zwei Faschingsinger sind maskiert. Diesen folgen alle Burschen. Gehen von Haus zu Haus und nehmen Gaben entgegen.

Bezirk G ü s s i n g

- Bocksdorf (2/1): Es gibt ein Faschingsingen am letzten Faschingtag. Die Burschen singen lustige Gstanzeln, zum Beispiel:

Du zlumpata Fasching,
du zlumpata Hund,
du hast ma den Fasching
koa Weiberl vergunnt!

- Burgauerg (2/2): Am Faschingsdienstag gehen ca. fünfzehn bis zwanzig Burschen als Faschingsnarren von Haus zu Haus, die ganze Ortschaft ab. Ein eigenes Spiel wird hier nicht aufgeführt, es werden auch keine besonderen Lieder gesungen. Von einem Ziehharmonikaspieler begleitet ziehen die maskierten Gestalten unter Lärm und Gejohle herum, halten unterwegs die Leute auf, gehen in die Häuser und betteln Geld, Fleisch, Eier, Krapfen und Mehlspeis zusammen. Das so erbettelte Geld wird am Abend desselben Tages in einem Gasthaus vertrunken, das Fleisch lassen sie vom Wirt braten und die Eier werden entweder gegessen oder, wenn sie viel bekommen auch verkauft. Ein „Faschingsschmaus“ schließt den Tag, wobei es oft derb zugeht. Es wird bis in die Morgenstunden getanzt, am Aschermittwochmorgen wird eine Strohgruppe unter Geschrei und Geklammer öffentlich verbrannt.

Die Bekleidung bzw. Maskierung: Ein Bursch ist als „Braut“ weiß gekleidet, mit Schleier versehen, der „Bräutigam“ schwarz angezogen, auf dem Kopf einen hohen Zylinder (gewöhnlich aus Pappe mit schwarzer Färbung, wovon bis zum Abend kaum mehr einige Fetzen vorhanden sind). Beide führen in den Häusern unter Begleitung der Musik Tänze auf. Die zwei „Eierkathln“ betteln von den Hausfrauen Eier, bekommen sie keine, so gehen sie auf eigene Faust die Eiernester suchen und nehmen die Eier ab.

Ferner ist ein „Friseur“ mit einem weißen Mantel angetan, der die Männer mit einem Holzmesser rasiert, ein Arzt ist dabei mit einem Hörrohr, horcht die Leute ab, stellt allerhand Krankheiten fest. Der Photograph stellt seine „Apparat“ auf (eine mit schwarzem Papier überzogene Kartonschachtel, worin sich eine Spritzvorrichtung befindet), und „knipst“ die Leute, indem er sie mit Wasser (oft auch mit Jauche) anspritzt. Im Zuge sind noch zwei bis drei Fleischträger, mit weißen Schürzen und Holzmessern versehen, sie tragen das erbettelte Selchfleisch auf einer langen Stange aufgespießt. Das „Takerwaberl“, eine in Kitteln und Lumpen gehüllte Gestalt, hat einen Besenstumpf und einen Kübel mit Wasser, es besprengt die Leute. Ein Zottelbär, mit Fellen angetan, wird vom

Bärentreiber getrieben. Er will die Kinder fressen, jagt sie vom Zuge fort. Ein Gendarm in exotischer Uniform sort für Ordnung im Zuge, verhaftet die Zuschauer, die sich durch einen Geldbetrag auslösen müssen. Verschiedene Handwerker sind im Zuge, wie Schuster, der den Zuschauern die Schuhe putzt, Schneider und Rauchfangkehrer u. a.

Deutsch-Ehrendorf (2/4): Vor dem letzten Krieg sangen Zigeunerbuben in den Tagen vor und während der Faschingtage, ohne Masken. Sie gingen von Haus zu Haus und sangen:

„Wir wünschen ... unter anderem:
a schönes Kraut
und dem jungen Herrn a schöne Braut,
der Frau a Schüssel Ruibn
und schöne Buibn,
a schöne Wiegen, an gebratenen Fisch.
usw.

Genaueres ist nicht mehr bekannt.

Am Faschingdienstag gingen vier bis sechs Buben als Faschingnarren, mit Maske, von Haus zu Haus. Sie machten auf der Dorfstraße und in den Häusern viel lustigen Unsinn. Einer hatte einen Speiß mit Speck, den die Leute schenkten; der zweite trug einen „Oa-Zisterl“ (Eierkorb). Man nannte ihn „Nahnl“! Ein dritter hatte Wein in der Flasche, daraus mußtten die Hausbewohner trinken. Meist spielte einer auf der Ziehharmonika.

Deutsch-Tschantschendorf (2/5): Burschen gehen verkleidet am Faschingstag als Faschingsnarren von Haus zu Haus; Eier, Fett, Speck und Geld zu sammeln. Die Eßwaren werden nachher verkauft und das Geld in Alkohol umgesetzt. Eine Ziehharmonika begleitet die Narren beim Sammeln.

Eisenhüttl (2/7): Wie ortsüblich gehen auch hier einige Dorfburschen teils in Zivil, teils in Männer, oder in Frauenkleidung mit einem kurzen Gesichtsschleier oder mit selbstangefertigten Masken mit Musikbegleitung von Haus zu Haus. In der Küche werden die Hausleute ausgetanzt. Der Hausherr wartet mit Wein, Most oder Schnaps auf. Einige Burschen beschäftigen sich als Schuhputzer, Friseur oder dergleichen. Auf dem Weg und im Haus wird gejoht, getanzt und gesungen. Hierfür gibt es keine eigenen Lieder, leider die üblichen Straßenlieder und modernen Schlager.

Als Entgelt für den „Besuch“ bekommen die Burschen Eier, Speck, Bohnen oder in seltenen Fällen Geldbeträge. Zum Schluß wird im Gasthaus Eierspeis bereitet und die restlichen Eier sowie die übrigen Naturalien werden beim Kaufmann in Geld umgesetzt. Abends kommen die Dorfmadchen und die übrigen Dorfbewohner ins Gasthaus, wo dann getanzt und der Faschingserlös „verlumpt“ wird.

Gamischdorf (2/9): „Faschingaufspielen“. Alle Burschen des Dorfes ziehen am Vormittag des Faschingtages mit einer Musikkapelle von Haus zu Haus. Die Musikanten spielen, unterdessen sammeln die Burschen Eier, Speck und Weizen. Diese Artikel werden verkauft und in Wein umgesetzt. Teilweise sind die Burschen dabei maskiert.

Güssing (2/13): Es findet ein Faschingsumzug statt. Die Faschingnarren, auch „Speckbetiler“ genannt, sind maskiert. Nur dem Blochzug geht ein Vorreiter voran.

Güttenbach (2/14): Einige Burschengruppen ziehen durch den Ort und singen Volks- und Liebeslieder. Seit 1939 kennt man die Faschingsnarren nicht mehr. Larven werden nur noch von Kindern zum gegenseitigen Schrecken aufgesetzt.

Heugraben (2/19): Es gibt Faschingsnarren. Ein Bursch als Frau, einer als Mann verkleidet, die anderen gehen so mit, mit einem Ziehharmonikaspieler; von Haus zu Haus, und bekommen Bohnen, Eier, Speck und Geld.

Inzenhof 2/20): Vor Jahren sind an den letzten Faschingstagen die Zigeuner „aufsingen“ gegangen, die übrige Bevölkerung nahm daran nicht teil.

Die Kinder schimpften den Faschingnarren mit folgenden Worten:

O du oarma Foschingsto',
bist scho wieda do,
vorign Joah bist gritten,
wia a olda Schlidn,
heia mußt leidn,
wia a oldi Geign.

Maskierte Faschingnarren gehen von Haus zu Haus und treiben ihre Späße. Zumeist sind es drei Faschingnarren und ein Musikant mit einer Ziehharmonika. Einer der drei Faschingnarren ist als „Eierlis!“ verkleidet, trägt einen geflochtenen Korb, in welchen die gesammelten Eier gegeben werden. Der eine Faschingnarr trägt einen Stock, an welchem eine aufgeblasene Schweinsblase hängt, und der dritte hat eine Peitsche.

Kleinmürbisch (2/21): Faschingsnarren mit Faschingsumzug am Faschingstag.

Kroatisch-Ehrendorf (2/22): Specksammler: Dorfburschen mit Musikanten gehen von Haus zu Haus sammeln: Fleisch, Speck, Weizen, Mehl, Bohnen, Wein, Schnaps und auch Geld.

Kukmirn (2/24): Am Faschingstag ziehen wohl mehrere Faschingsnarren herum, wobei sie um verschiedene Faschingsgaben betteln: Eier, Krapfen, Mehl, Fleisch.

Limbach (2/26): Am Faschingstag ziehen einzelne Faschingsnarren von Haus zu Haus. Unter ihnen gibt es: Eierwaberl, Rauchfangkehrer, Schuhputzer, Geldkassier, Fleischaufspießer.

Neuberg (2/29): Ganz Alte erzählen, ihnen haben ihre Großeltern erzählt, es seien früher arme Leute in die Nachbargemeinden gegangen, um durch das Faschingsingen etwas zu verdienen. Niemand weiß aber, was sie gesungen haben. Faschingnarren kennt man. Die Kleider sind wie es gerade kommt, was sie haben oder besorgen können.

Neuberg-Bergen (2/29): Am Faschingmontag ziehen maskierte Burschen von Haus zu Haus. Faschingslieder werden dabei gesungen.

Neudauberg (2/30): Faschingsnarren gehen herum mit einer Geldbörse.

Neusiedl bei Güssing (2/31): Spiele werden durch die Faschingnarren nicht aufgeführt. Die Faschingnarren, es sind meist drei jüngere Burschen, einer als Frau „Eiwaberl“ verkleidet, der ein Körberl zum Einlegen der von der Bäuerin erhaltenen Eier trägt, die beiden

anderen sind als Männer verkleidet. Auf die Alltagskleidung werden Bänder und Stoffreste aufgenäht, die Maske wird aus Papier von den einzelnen Teilnehmern selbst hergestellt. Der eine Mann trägt einen Spieß, auf diesen kommt das in einigen Häusern erhaltene Fleisch oder Speck. Der zweite Mann trägt einen Geldbeutel (ähnlich dem in der Kirche verwendeten Klingelbeutel), in diesen läßt der Hausherr die Gabe gleiten. Die Gesellschaft wird meistens von zwei bis drei Musikanten begleitet. Sie ziehen von Haus zu Haus. Zum Schluß zieht die Gesellschaft in ein Gasthaus, wo das erhaltene Fleisch zubereitet und verzehrt wird. Die Eier werden verkauft, der Erlös und das Geld im Geldbeutel wird nach Abzug des Honorars für die Musiker unter die Teilnehmer verteilt.

Ober- und Unterbildein (2/33—53): Faschingnarren. Drei Dorfburschen, einer als „alte Tante“ verkleidet, die beiden anderen sind wahllos maskiert.

Olbendorf (2/34): Maskierte Faschingsnarren, Friseur, Schuhputzer, Doktor und dergleichen, ziehen mit Musik von Haus zu Haus und bekommen Eier, Speck, Fleisch und Geld. Alles wird am Abend des Faschingmontag verzehrt.

Punitz (2/36): Faschingslied:

O du liaba Foschingsta',
bist du scha wieder do.
Vorigs Joah bin in ibablibm,
heier dalings ts ma wieda.

Burschen ziehen von Haus zu Haus, einige mit Ruß geschwärzt als Zigeuner verkleidet, dahinter die Speckträger, die den erbettelten Speck auf langen Stangen aufgespießt tragen, die Bohnenträger, der älteste Bursche, genannt „Burschenvater“, als Kassier, begleitet von dem Musikanten. Sie bieten jedem aus einer Flasche Wein zu trinken an. In den Bauernhäusern bekommen sie Faschingskrapfen zu essen und Wein zu trinken. Die Schwarzen gehen auf die Mädchen los und machen sie rußig. Speck und Bohnen werden verkauft und das Geld wird vertrunken.

Rauchwart (2/37): Faschingsingen kennt man nicht. Aber am letzten Faschingstag geht der sogenannte „Faschingszug“ um. Dieser Zug wird von einer Gruppe Burschen, die alle maskiert sind, gebildet. Voran geht ein Ziehharmonikaspieler, dann folgt der „Bräutigam“ und ein als „Braut“ verkleideter Bursche, anschließend die übrigen. Einige gehen nebenbei mit ihren Körben in die Häuser und sammeln hauptsächlich Eier ein, die sie im Gasthaus in Getränk umsetzen.

Stegersbach (2/43): Es gibt „Faschingsnarren“. Am Faschingmontag und -Dienstag ziehen 5—6 Burschen maskiert, singend und spielend von Haus zu Haus. Es sind: Braut, Bräutigam, Eierweibel, Schuster, Friseur, Schneider. Sie bekommen Geld, Geselchtes, Eier und Speck. Daher auch „Speckjagen“ genannt.

Steinfurt (2/44): Faschingsingen nicht bekannt, aber die Burschen ziehen als Faschingsnarren verkleidet von Haus zu Haus. Die Hauptperson heißt „Jella“. Eine „Eiamirl“ geht auch mit, die sammelt die Eier. Ein Bursche trägt einen Stab, da kommt der Speck drangeschoben. Eine Ziehharmonika spielt. Eine „Csutura“-Holzflasche wird auch mitgetragen, die Hausleute trinken davon. Ein Stück wird in jedem Haus getanzt. Die gesammelten Sachen, Eier, Speck, Getreide, werden verkauft und vertrunken.

- Sulz bei Güssing (2/48):** In Sulz gehen am Faschingsdienstag die Dorfburschen maskiert als Faschingsnarren von Haus zu Haus. Ein Ziehharmonikaspielder begleitet sie. Sie erhalten von jedem Haus Eier, Speck oder Geld. Wo fescche Mädels daheim sind, wird Wein, Fleisch, Mehlspeisen (Faschingskrapfen) oder Schnaps verabreicht. Im Zimmer oder Hof wird dabei lustig getanzt. Auch die übrigen Hausbewohner kommen alle dran.
- Urbarsdorf (2/54):** Am Faschingsdienstag gehen die Burschen (einige als Faschingsnarren verkleidet) mit Musik von Haus zu Haus und sammeln Eier, Speck und Geld. Eier und Speck werden verkauft, und aus dem Erlös wird die Zeche im Gasthaus bezahlt.
- Wörtherberg (2/56):** Am Faschingsmontag maskieren sich die Burschen und ziehen als Fleischhauer, Fotograf, Zigeuner, Eier-Lisl, Rauchfangkehrer, Spengler, Schuhputzer, Schneider, Regenschirmmacher, Tabakweiberl usw., von einem Musikanten begleitet von Haus zu Haus. Sie verlangen Eier, Speck, Geselchtes usw. Sie stehlen auch Eier aus den Nestern und streuen in den Stuben und Betten Häcksel (geschnittenes Stroh). Die Nahrungsmittel werden dann im Gasthaus zubereitet, und es gibt einen guten Schmaus bei abendlicher Musik und Tanz. Dieser Brauch heißt „Speckjagen“ und wurde auch heuer (1951) ausgeübt.

Bezirk Jennersdorf

- Deutsch-Kaltenbrunn (3/2):** Die als Faschingsnarren verkleideten Burschen singen von Haus zu Haus närrische Faschingslieder.
- Dobersdorf (3/4):** Die Kinder gehen von Haus zu Haus, maskiert (nur verkleidet), bettelnd, ohne Singen oder Spruch. Die Burschen ziehen in einer Gruppe mit Ziehharmonika durch den Ort, um Geld, Eier oder Fleisch bettelnd. Es wird in den Zimmern getanzt, die Leute werden mit einer Schweinsblase geschlagen. Originell ist nur der „Bär“ mit dem Bärenreiter.
- Henndorf (3/10):** Nur Faschingsumzüge.
- Königsdorf (3/13):** Vor 1938 zogen Zigeuner mit ihren Geigen von Haus zu Haus und wünschten guten Fasching. Am Faschingdienstag gehen fünf bis acht Burschen maskiert von Haus zu Haus, sprechen nicht oder verstellen die Stimme. Sie betteln Eier, Krapfen und Geld. Abends wird das Gesammelte im Gasthaus verbubelt.
- Krobotek (3/14):** Das Gehen der Faschingsnarren ist gebräuchlich und wird jedes Jahr durchgeführt.
- Minihof-Liebau (3/16):** Kinder gehen als Faschingsnarren im Ort herum. Sie tragen Masken und verlangen kleine Geldspenden, die in den sogenannten Klingelbeutel getan werden. An Masken werden einfache Stoffmasken getragen, die keine besondere Gestalt zum Ausdruck bringen, sondern nur den Zweck der Unerkennlichmachung haben.
- Mogersdorf (3/17):** Früher war es üblich, da gingen erst am Aschermittwoch Burschen und auch Männer in die Häuser, sangen meist Fastenlieder und sammelten Eier, Öl, diese wurden dann nachher im Gasthaus verzehrt, wo es dann ausgelassen zuging. Die Burschen ziehen maskiert als Faschingsnarren am Faschingdienstag von Haus zu Haus, sammeln Krapfen, Eier, Fett, Öl, Rauchwürste und Geld, welches anschließend im Gasthaus bei Musik und Tanz verzehrt und vertrunken wird.

Poppendorf (3/22): Als Faschingnarren gehen hier nur die jüngeren Burschen um.

Rohrbrunn (3/24): Das Faschingsingen und -spielen wurde durch Zigeuner besorgt, die von Haus zu Haus zogen.

Ein Maskenumzug bewegt sich mit Musik (Harmonika) von Haus zu Haus. Sie sammeln Eier, Fleisch, Würste und dergleichen. Der Erlös wird nachher im Wirtshaus verzehrt und versoffen. Masken: Braut, Bräutigam, Tatzbär mit Treiber, Oawaberl, Tabakwaberl (Spritzentakn), Polizist, Fleischtrager (auf Stange, Fleisch und Würste), Friseur, Rauchfangkehrer, Schuhputzer, Bäcker. Musikant meist unmaskiert.

Rosendorf (3/2): Normaler Auszug der Faschingnarren.

St. Martin an der Raab (3/27): Nur Faschingnarren.

Tauka (3/28): Faschingsingen war einst bekannt. Es zogen fremde Leute von Haus zu Haus, ohne Masken, und sprachen verschiedene Wünsche aus. Spruch:

Wir wünschen dem Hausherrn an goldenen Tisch,
bei jeden Eck an gebratenen Fisch.
In der Mitte eine Flasche Wein,
dies soll dem Hausherrn seine Gesundheit sein.

Am Faschingstag ziehen die Ortsburschen maskiert von Haus zu Haus und spielen und tanzen. Die Narren tragen auch eine Geldbörse mit sich und bitten im stillen um einige Groschen.

Windisch-Minihof (3/32): Die Burschen gehen verkleidet als Burschen und Mädchen von Haus zu Haus. Mit einer Ziehharmonika wird gespielt und die Masken tanzen. Gesungen wird nicht, es ist auch nicht bekannt, daß einmal gesungen wurde. Ein Nichtmaskierter trägt eine Kraxe, in der die Geschenke (Naturalien) getragen werden. Fürs Geld haben sie einen Klingelbeutel. Am Abend wird dann bei einem bestimmten Haus gegessen und getrunken.

*

Die Umfragenbeantworter, fast durchwegs Lehrer, also Volks- erzieher, haben ihre Mitteilungen manchmal mit einer kritischen Bemerkung gegenüber der Durchführung des Faschingsbrauch- tums in ihren Orten beschlossen. Vor allem wird mehrfach der Genuß der geistigen Getränke gerügt, es wird festgehalten, daß die bereits betrunkenen Faschingsnarren gelegentlich die Leute belästigten (St. Andrä), daß es sich dabei um Unfug (Eisenzicken) oder um eine Unsitte (Markt Neuhodis) handle. In einigen Um- fragebeantwortungen klingen auch Versuche an, das Brauchtum zu beeinflussen. So geht aus der für Kaisersdorf hervor, daß man den Faschingsumzug vergebens vom Aschermittwoch auf den Faschingmontag verlegen wollte. In Forchtenau ist laut Umfrage- beantwortung eine derartige Abschaffung des Umzuges am Ascher- mittwoch von geistlicher Seite her tatsächlich durchgeführt worden.

Diese Mitteilungen wurden im Text der Umfragebeantwor- tung wohl belassen, doch gelangen sie im folgenden Kommentar zu keiner weiteren Auswertung.

II

Der Bauernfasching in den burgenländischen Dörfern war und ist, wie ältere Aufzeichnungen und nunmehr die Umfrage-Beantwortungen ergeben, reich an traditionellen Festformen. Auch nach den schweren Einbrüchen in das Brauchtumsleben, die durch die geschichtlichen Ereignisse im 20. Jahrhundert erfolgt sind, kommen alte Grundformen immer noch zur Geltung. Sie sind vielfach landschaftlich verschieden, einzelne Dörfergruppen weisen, wenn man der ortsmäßigen Verbreitung und ihrer kartographischen Auswertung trauen darf, jeweils Beziehungen zu anderen Gruppen mit gleichen oder doch sehr ähnlichen Braucherscheinungen in den Nachbarländern, vor allem in Steiermark und in Niederösterreich auf.

1. Namen und Träger des Faschings

Wie in weitem Bereich in ganz Mitteleuropa und noch darüber hinaus werden diese Faschingsbräuche durchwegs von den Burschen getragen, die bis zu einem gewissen Grade auch daraufhin organisiert sind. Mitunter übernehmen heute dörfliche Organisationen, die an sich Zweckverbände sind, die Brauchdurchführung. Alle Aufzeichnungen und auch die Umfragebeantwortungen betonen immer wieder diesen Anteil der „Burschen“ und eine gewisse führende Stellung bestimmter Burschenvertreter bei der jeweiligen Brauchdurchführung.

Man spricht im allgemeinen einfach von „Fasching“, auch von „Faschingnarren“, ohne daß überall die Gruppen nun direkt diesen Namen führen müßten. Die Befragungen zeigen, daß man wie im benachbarten Ostniederösterreich weiß, was man unter „Faschingnarren“ meint⁴⁾. Manchmal werden andere Gruppenbezeichnungen verwendet. So sprach man in Sieggraben (Mattersburg) von „Faschingnazln“. Die im benachbarten niederösterreichischen Bezirk Bruck an der Leitha verwendete Sonderbezeichnung „Kidl-Kadl“ für die Heischegänger hat sich dagegen im Burgenland nicht nachweisen lassen⁵⁾.

Selbständig scheint die Bezeichnung „Soaln“ zu sein, die in Neumarkt im Tauchental (Oberwart) für die verkleideten Burschen, die mit Buckelkorb und Zöger heischen gehen, verwendet wird. Sie hießen vielleicht eigentlich „Soahrln“, was als „Seicherln“

4) Alfred Schultes, Dorfchronik der Ortsgemeinde Sierndorf an der March. Gänserndorf 1949, S. 48.

5) Heimatbuch des Bezirkes Bruck an der Leitha, einschließlich des ehemaligen Gerichtsbezirkes Schwechat. IV. Teil: Brauchtum und Verschiedenes. Bruck a. d. L. o. J. S. 493

aufgefaßt werden müßte. Wenn man eher der Schreibung „Soanln“ Vertrauen schenkt, dann kann man freilich die Verbindung zu dem gut belegten steirischen Mundartausdruck „seineln“ herstellen, der „lässig und langweilig arbeiten, zögernd vorgehen“ bedeutet⁶⁾. Das von einem mittelhochdeutschen Verbum „seinen“ abgeleitete Wort⁷⁾ läßt sich in gleicher Bedeutung auch in schwäbischen Mundarten verfolgen⁸⁾. Eine derartige Bedeutung der „Soanln“ würde aber für Faschinggänger nicht übel passen. Auch in anderen Landschaften werden Maskengänger beispielsweise als „Schleicher“ bezeichnet⁹⁾.

Während die Gruppen der Faschingnarren im Burgenland also eigentlich selten eigene Namen besessen zu haben scheinen, sind einzelne typische Figuren, beispielsweise die charakteristischen Altfrauen, die man ihrem Typus nach als „Jahresalte“ bezeichnen kann, vielfach mit besonderen Bezeichnungen belegt worden, wie noch auszuführen sein wird.

Mitunter werden als die Veranstalter die „Robischburschen“ genannt, also jene Burschen, die auch den Kirtag und alle anderen Tanzveranstaltungen organisieren¹⁰⁾. Karl Kiraly hat vor mehr als dreißig Jahren für Neumarkt im Tauchental festgehalten: „Robischburschen mit zwei gewählten Anführern. Der eine heißt ‚Raobisch‘, dem die Verwahrung und Verabfolgung der Speisen und Getränke für die Kameradschaft obliegt. Ihm ist ein eigener Keller zugewiesen. Er verwaltet den Schlüssel und legt auch den Kontrakt mit dem Wirt zurecht. Dem zweiten der Hauptveranstalter kommt die wichtigste Rolle zu, er verwaltet die Burschenkasse usw. Er heißt der ‚Staberlmoasta‘. Der Raobisch trägt als Kennzeichen seiner Gewichtigkeit eine weiße Schürze, der Staberlmoasta einen etwa 60 cm langen Stock, am oberen Ende mit bunten Bändern geschmückt.“¹¹⁾ Die Funktionen dieser An-

⁶⁾ Theodor Khull und Ferdinand Unger, Steirischer Wortschatz. Graz 1903. S. 592.

⁷⁾ Schmeller-Frommann-Maußer, Bayerisches Wörterbuch. Neudruck Leipzig 1939. Bd. II, Sp. 290.

⁸⁾ Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Bd. V, Tübingen 1920. Sp. 1333.

⁹⁾ Anton Dörrer, Tiroler Fasnacht innerhalb der alpenländischen Winter- und Vorfrühlingsbräuche (= Österreichische Volkskultur Bd. 5) Wien 1949. S. 322 ff.

¹⁰⁾ Leopold Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1951—1953. Bericht über ein halbes Jahrzehnt Sammlung und Forschung (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 11) Eisenstadt 1956, S. 53.

¹¹⁾ Karl Kiraly, Burgenländische Bräuche. 1. Faschingsbräuche aus Neumarkt im Tauchental (Burgenländische Heimatblätter Bd. VII, 1938, S. 11).

führer werden in manchen Dörfern durch eine Versteigerung ermittelt, wobei einige Liter Wein den Preis bilden. Das geht am 6. Jänner, also dem eigentlichen Faschingbeginn vor sich.

Vielfach hält man an dieser Organisation noch fest, und kennt auch die früher üblichen Namen bzw. Funktionsbezeichnungen noch. So war in Neustift Bergwerk (Oberwart) bekannt, daß die Burschen mit ihrem „Staberlmoasta“ den Fasching organisierten. In Rettenbach nannten die Burschen den „Robischmeister“ als ihren Anführer. In Punitz (Güssing) nennt man den „Burschenvater“ als Kassier. Die alten Bezeichnungen waren weit über die Grenzen des Burgenlandes hinaus verbreitet. Man muß daran denken, daß man im alten kaiserlichen Wien sogar den Zeremonienmeister bei Hof nur als den „Oberststaberlmeister“ kannte. Er führte eben genauso wie der „Staberlmoasta“ im burgenländischen Dorf einen Zeremonialstab als Amtszeichen.

Mitunter lassen die Umfragebeantwortungen erkennen, daß neuere Organisationen die Stelle der alten eingenommen haben. In Neudörfl an der Leitha leitet ein „freigewähltes Komitee“ den Fasching, und in Hornstein (Eisenstadt) hat der „Sportverein“ die Funktion des alten Burschenbundes übernommen.

Die Ausführenden des Faschingsbrauchtums waren bis zu einem gewissen Grad zweifellos überall durch die jeweils vorhandenen Grundsituationen gebunden: Die sprachnationale Zusammensetzung der Gemeinde, ihre konfessionelle Zugehörigkeit, der Bestand an fest und von altersher Siedelnden neben Zusiedlern, das alles mußte sich auch im Faschingsbrauchtum auswirken. Es ist davon bisher nicht allzuviel festgehalten worden. Die sprachnationale Gliederung hat anscheinend für die Gestaltung des Faschingsbrauchtums keine besondere Bedeutung gehabt. Kaum je einmal wird herausgestellt, daß der eine oder andere Brauch mehr von den Deutschen oder den Kroaten oder auch den Magyaren ausgeübt worden sei. Die konfessionelle Gliederung hat sich dagegen an einigen Orten offenbar deutlich zur Geltung bringen können. So wird aus Mörbisch (Eisenstadt) mitgeteilt, daß der Brauch des Faschingbegrabens früher nur von den evangelischen Burschen des Ortes durchgeführt wurde. In Kobersdorf (Oberpullendorf) mit seiner gemischtkonfessionellen Bevölkerung hatte sich die Regelung eingebürgert, daß die evangelischen Burschen am Montag feierten, die katholischen dagegen am Donnerstag. Das mag auch mit dem früher nicht selten üblichen „Nachfasching“ zusammenhängen¹²⁾.

¹²⁾ Zeugnisse für den kirchlich untersagten „Nachfasching“ im 17. Jahrhundert bei Theodor Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. Bd. V, S. 98.

Eine Durchführung der Faschingsbräuche durch Zusiedler, namentlich durch Zigeuner, hat es offenbar früher vielfach gegeben. In manchen Gemeinden wurden alle älteren Umzugsbräuche und -spiele entweder zum Teil oder auch zur Gänze von Zigeunern gestaltet¹³⁾. Man weiß davon beispielsweise noch in Mitterpullendorf (Oberpullendorf), dann in Dreihütten, Edlitz, Grafenschachen und Rechnitz (Oberwart), in Deutsch-Ehrendorf (Güssing) und in Rohrbrunn (Jennersdorf). In Punitz (Güssing) traten berufte Burschen als Zigeuner auf, also eine Art von Umkehrung der Trägerschaft und gleichzeitig eine Bezeugung der Rußmaskierung, die auch sonst vorkommt.

2. Faschingstracht, Faschingsmaske

Die führenden Burschen tragen nicht nur eine festliche Kleidung, also den besseren Rock, die bessere Mütze beim Faschingsbrauch, sie sind, wie mehrfach bezeugt wird, auch durch ein besonderes Trachtenstück gekennzeichnet. Normalerweise tragen die Männer, und auch die schon erwachsenen Burschen, das „Viata“, also das „Fürtuch“, den Männerschurz. Im Alltag ist es ziemlich regelmäßig das blaue Fürtuch, das wie in mehreren Gegenden Niederösterreichs da getragen wird¹⁴⁾. Am Festtag jedoch wird die weiße Männerschürze angelegt. Vor dreißig Jahren hat dies Karl Kiraly schon für Hannersdorf (Oberwart) festgestellt: „In Hannersdorf trägt jeder ‚Raobisch‘ (= Robischbursche) eine weiße Schürze“¹⁵⁾. Und für Neumarkt im Tauchental hat Kiraly gleiches für den „Raobisch“, den Burschenvertreter festgestellt¹⁶⁾. Unsere Umfrage hat ergeben, daß im Bezirk Oberwart die Orte Kirchfidisch, Kotezicken, Neustift-Bergwerk und Rettenbach die gleiche Tracht kennen, und im Bezirk Güssing noch Burgauberg. Es wird dabei manchmal etwas differenziert. In Kirchfidisch berichtet man von einer „weißen Kellnerschürze“, in Kotezicken von einem weißen Fürtuch. In Neustift-Bergwerk sollen die weißen Schürzen zum Teil sogar mit Spitzen besetzt sein, und am

¹³⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Die burgenländischen Sebastianispiele im Rahmen der barocken Sebastiansverehrung und der Volksschauspiele vom hl. Sebastian (= Burgenländische Forschungen H. 16), Eisenstadt 1951. S. 61 ff.

¹⁴⁾ Franz Lipp, Volkstracht. Zur Geschichte und landschaftlichen Gliederung der österreichischen Volkstracht (in: Österreichische Volkskunde für Jedermann, herausgegeben von Adolf Mais. Wien 1952. S. 229 ff.).

¹⁵⁾ Karl Kiraly, Burgenländische Bräuche, wie oben Anmerkung 11, S. 11, Anm. 2.

¹⁶⁾ Karl Kiraly, ebendort, S. 11.

Faschingstag auch weiße Röcke getragen werden. In Rettenbach tragen im Fasching Burschen und Mädchen weiße Schürzen. In Burgauberg sind zwei bis drei „Fleischträger“ beim Heischegang mit weißen Schürzen ausgestattet. Alles in allem decken die Belege ein ziemlich geschlossenes Gebiet des mittleren Burgenlandes aus. Die Verbreitung wird vor wenigen Jahrzehnten zweifellos noch viel dichter gewesen sein.

Die Erscheinung schließt an den gleichen Brauch sowohl in benachbarten wie in entfernteren Landschaften an. In weiten Teilen von Niederösterreich wurde bei der Hochzeit wie beim Kirtag von den Männern nicht der blaue, sondern der weiße Schurz getragen, insbesondere werden immer wieder die Burschen als Schurzträger genannt. Für den Bezirk Pöggstall hat sich beispielsweise feststellen lassen, daß im Alltag das blaue „Virta“ allgemein üblich sei. „Beim Hochzeitsmahl trägt man noch heute (1928) einen weißen Spenzer und ein weißes Virta“¹⁷⁾. Der „Spenzer“ würde also dem weißen „Rock“ in Neustift-Bergwerk entsprechen. All das scheint in Niederösterreich bei den Hochzeiten, noch mehr vielleicht bei den Kirtagen dann allgemein im Weinviertel gegolten zu haben. Ein an sich schon bezeichnendes Trachtenstück, eben der Mönnerschurz, ist dort also mit der festlichen Farbgebung zum funktionell gebundenen Festtrachtenstück geworden. Bezeichnenderweise steht das nordöstliche Niederösterreich damit nicht allein. Einerseits lassen sich Gegenstücke in Franken nachweisen, wo die weiße Schürze der Burschen zur Kirchweih der Trachtenforschung längst aufgefallen ist¹⁸⁾. Andererseits greift dieser Trachtenbrauch aber weit über die österreichische Ostgrenze hinaus, nach Ungarn, wo die Mönnerschürze im allgemeinen üblich war und ist, und strichweise eben auch die weiße Mönnerschürze, bei der Hochzeit und offenbar auch bei anderen Festen¹⁹⁾. Ohne Rücksicht auf den Wandel der übrigen Kleidung hat sich da also ein offenbar altertümliches, und jedenfalls durch den Brauch funktionell gebundenes Trachtenstück erhalten. Seine Verbreitung stimmt mit der vieler anderer Erscheinungen unserer Volkskultur gut überein.

Auch negativ lassen sich solche Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen feststellen. Es ist schon mehrfach festgestellt wor-

¹⁷⁾ Alois Plessner und Karl Groß, Heimatkunde des politischen Bezirkes Pöggstall. Pöggstall 1928. S. 35.

¹⁸⁾ Eduard Rühl, Die weiße Schürze. Ein Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1954. S. 60 f.)

¹⁹⁾ Ferenc Bakó, Wedding customs in the village of Felsőtárkány (Ethnographia Bd. LXVI, Budapest 1955. Ab. 19 auf S. 389).

den, daß das Burgenland außerhalb des Bereiches der starren Maske, also der Holz- und Metallmaske liegt²⁰⁾. Das Faschingsbrauchtum des Burgenlandes war bezeugtermaßen schon im 16. Jahrhundert auf die Hüllmaske eingestellt²¹⁾. Außer solchen das Gesicht verhüllenden Tüchern kommen nur für bestimmte Gestalten gelegentlich pflanzengestaltige Maskierungen vor, also beispielsweise Strohuhüllungen. So trägt eine „Teufel“ genannte Umzugsfigur des Faschings in Forchtenau (Mattersburg) eine Strohuhüllung. Was die Gesichtsverwandlung maskenmäßiger Art betrifft, so kommt am ehesten das Schwärzen, das Berußen in Betracht. Die Schmink- und Schmiermaskierung ist in ihrer Altertümlichkeit und in ihrer weiten Verbreitung kaum zu erfassen. Aber für Punitz (Güssing) wurde jedenfalls festgehalten, daß dort beruhte Burschen als „Zigeuner“ auftraten. Das gehört also hierher. Viel bekannter ist die Erscheinung, daß die Faschingsläufer ihre Zuschauer berußen²²⁾. Dieser schon im Mittelalter viel bezeugte Brauch hat sich als Faschingsbrauchhandlung auch im Burgenland mehrfach feststellen lassen. In Groß-Höflein (Eisenstadt) wird den Frauen und Mädchen Ruß ins Gesicht geschmiert, in Punitz (Güssing) ebenso, und von vielen anderen Orten liegt wohl nur zufällig kein Hinweis vor. Eine Besonderheit verlaute aus Helenenschacht (Oberpullendorf). Dort sagt man, daß die Burschen auf diese Weise den Mädchen das „Aschenkreuz“ aufstrichen. Das bedeutet also eine außerkirchliche Vorwegnahme des kirchlichen Aschermittwochsymbols. Da hat gewissermaßen der Fastenbrauch der Kirche den Faschingsburschen ein naheliegendes Brauchmotiv zur Verfügung gestellt.

3. Spenden und Heischen

Das Berußen, das Aufzeichnen des Aschenkreuzes, das sind jedoch schon Dinge, welche als „Begabungen“ anzusprechen sind. Damit werden die Faschingsnarren aktiv und geben den Zuschauern, den nichtvollziehenden Brauchteilnehmern etwas. Dieser Zug hat noch eine stärkere Ausprägung im Anbieten von Wein durch die umziehenden Burschen gefunden²³⁾.

Vor dreißig Jahren hat Kiraly für Neumarkt im Tauchental festgestellt: „Der ‚Roabisch‘ trägt eine Flasche Wein und ein

²⁰⁾ Vgl. Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung. Hg. Leopold Schmidt, Wien 1955, S. 49 f.

²¹⁾ Leopold Schmidt, Burgenländisches Maskenbrauchtum des 16. Jahrhunderts. (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 18, 1956, S. 108 ff.)

²²⁾ Anton Dörre, Tiroler Fasnacht, wie oben Anmerkung 9, S. 295.

²³⁾ Hanns Koren, Kultmahl und Heischegang. (Festschrift für Julius Franz Schütz, Graz-Köln 1954, S. 388 ff.)

Gläschen mit sich und reicht davon den Hausleuten zum Trinken²⁴⁾.“ Gleiches ist für die „Eselreiter“ von Moschendorf festgehalten worden²⁵⁾. Auch dieser Zug hat sich in mehreren Orten noch festhalten lassen. So ist in Aschau (Oberwart) aus einer bekränzten Flasche ausgeschenkt worden, und im Bezirk Güssing weiß man in Deutsch-Ehrendorf, in Punitz und in Steinfurt von dem Brauch. In Punitz spricht man von einer Flasche, in Steinfurt von einer Csutura. Die landesübliche Flachflasche wurde ja auch in Moschendorf verwendet.

Das Gegenstück zum Segenstrunk an die Hausbewohner erbringt das Heischen: Alle Faschingnarren heischen, und zwar vor allem Speisen. Sie brauchen für ihr Burschenmahl Fleisch, Speck, Schinken, aber auch Krapfen und schließlich immer wieder „Frucht“, also Weizen und vor allem Hafer. Die vorgetragenen Heischewünsche lassen sich danach einigermaßen aufgliedern. Den Speck holt man mit einem eigenen Speckspieß, was lebhaft daran erinnert, daß in anderen Landschaften der ganze Brauch direkt als „Spießrecken“ bezeichnet wird²⁶⁾. Die Nennungen beschränken sich durchwegs auf das mittlere und südliche Burgenland. Im Bezirk Oberpullendorf wird für Frankenau gemeldet, daß man Speck und Schinken auf gabelförmige Spieße aufhänge, für Ritzing, daß man die Gaben mit Haken auf die Stangen aufhänge. Gleiches gilt für Aschau im Bezirk Oberwart, wo das Geselchte auf einen Spieß gesteckt wird. Aus dem Bezirk Güssing kennen wir ähnliche Angaben aus Burgauberg (Selchfleisch an langer Stange), Deutsch-Ehrendorf (Spieß mit Speck), Limbach (Fleischaufspießer), Neusiedl bei Güssing (Spieß mit Fleisch oder Speck), Punitz (Speck auf langer Stange) und Steinfurt (Stab, darauf Speck).

Auch die geheischten Krapfen hat man auf Stangen aufgehängt und mitgetragen. Es müssen wohl Ringgebäcke gewesen sein, denn nur bei solchen ist der Vorgang leicht vorstellbar. Aus St. Margarethen (Eisenstadt) wird nur von Krapfen auf langem Stock berichtet, aus Piringsdorf (Oberpullendorf) dagegen richtig von „Ringerlkrapfen“ auf einem Stock. Da sind also die festlichen Schmalzgebäcke gleich in Ringform gebacken worden, damit die Heischegänger sie auf ihrem Spieß sammeln können. Verwandte

²⁴⁾ Karl Kiraly, wie oben Anmerkung 11, S. 12.

²⁵⁾ Johann Art, Faschingsbräuche aus Moschendorf. 1. Faschingnarren gehen um. (Burgenländische Heimatblätter Bd. III, 1934, S. 8 ff.)

²⁶⁾ Paul Sartori, Sitte und Brauch. I. Teil (= Handbücher zur Volkskunde, Bd. V). Leipzig 1910, S. 38, 73, 97.

ringförmige Faschingsgebäcke sind weit verbreitet²⁷⁾. Wenn man die Ringkrapfen aber zu den Kranzgebäcken zählt, wie dies wohl richtig erscheint, dann ist es doch sehr bezeichnend, daß das Burgenland ähnlich wie das niederösterreichische Weinviertel vor allem Kranzgebäcke (Ba', Beugeln) zur Hochzeit kennt, und das Faschingsgebäck wie so oft zumindest gestaltlich dem Hochzeitsgebäck entsprechen würde²⁸⁾.

Bemerkenswert erscheint das Heischen von „Frucht“, worunter verschiedene Getreidesorten gemeint sein können²⁹⁾. In Hochstraß wie in Lebenbrunn (Oberpullendorf) will man „Frucht“ oder direkt Hafer, in Neumarkt im Tauchental wie in Oberkohlstätten (Oberwart) nennt man gleich Hafer, und in Gamischdorf wie in Kroatisch-Ehrendorf Weizen, in Steinfurt dagegen „Getreide“ (Güssing). Nur in Lebenbrunn sagt man eine Erklärung dazu, die freilich auch keine ist: Man heischt dort nämlich den Hafer für den Tanzbären. Was in anderen Landschaften für den Schimmel des hl. Nikolaus oder des Christkindes glaubhaft klingt, ist hier also sozusagen sinnwidrig, lächerlich, auf den „Bären“ übertragen³⁰⁾.

Wenn die geheischten Gaben nicht gutwillig gegeben werden, aber auch in anderen Fällen, werden sie von den Faschingsnarren nicht selten „gestohlen“. Das Stehlen von Schinken und Fleisch ist beinahe im ganzen Lande bekannt, wenn es auch kaum irgendwo wirklich vollzogen werden dürfte³¹⁾. Angeblich sollen es die Burschen manchmal bei als geizig geltenden Bauern versuchen. In diesem Sinn liegen also Belege aus Zagersdorf (Eisenstadt), aus Frankenau, Langenthal und Nikitsch (Oberpullendorf), aus Neumarkt im Tauchental (Oberwart) und aus Burgauberg (Güssing) vor. An den letztgenannten Orten spricht man davon, daß zu den geheischten Gaben zusätzlich Eier entwendet wurden.

²⁷⁾ Max Höfler, Gebildbrote der Faschings-, Fastnacht- und Fastenzeit (Ergänzungsbd. V zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde). Wien 1908. S. 92 u. ö.

²⁸⁾ Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. II. Teil. Wien 1959. S. 15 f.

²⁹⁾ Vgl. Heinrich Marzell, Art. Hafer. (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. II, Sp. 1300 ff.)

³⁰⁾ Rosa Schömer, St. Nikolaus und sein Schimmel. (Festschrift für Marie Andree-Eysn. Hg. Joseph M. Ritz. München 1928. S. 56 ff.)

Lily Weiser, Das Haferopfer für das Pferd des Christkindes. (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 37/38, Berlin 1927/28, S. 215 ff.)

³¹⁾ Josef Piegl, Volksbräuche vor Gericht. Ein Bericht aus Österreich. (Juristenzeitung. 10. Jg. der Deutschen Rechts-Zeitschrift und der Süddeutschen Juristen-Zeitung. Nr. 23/24 vom 10. Dezember 1955, S. 721 ff.)

4. Umzug der Faschingnarren

Die kleinen Umzüge der Burschen werden nun von Dorf zu Dorf anders durchgeführt und auch anders geschildert. Von großen und vermutlich nach älteren Traditionen angeordneten Umzügen bis zu kleinen, kaum bemerkten Heischegängen sind offenbar alle Formen vertreten. Sogar Faschingsritte hat es gegeben. In zwei Gemeinden des Seewinkels, in Apetlon und in Frauenkirchen, wird von der Beteiligung von Reitern am Faschingsumzug gesprochen. Das ist an sich ein Rückgriff auf altes Brauchtum; Faschingsritte hat es gegeben, sie sind bei uns nur selten vermerkt worden. Als beispielsweise 1754 die Handwerksburschen in Asparn an der Zaya im niederösterreichischen Weinviertel im Fasching „Maskern geritten“, mußte jeder einen Gulden Buße an die Kirche zahlen³²⁾. Nur dadurch erfahren wir überhaupt etwas davon, wo nicht gestraft wurde, dort wurde auch nichts verbucht, und der Brauch blieb eben unaufgeschrieben. Auch die Faschingsritte im Seewinkel wären ohne unsere Befragung unbemerkt geblieben. Sie lassen sich zu den in der gleichen pferdezüchtenden Gegend üblichen Weihnachtsumritten stellen, die als Stefaniritte gelten und einst in der gleichen Landschaft viel weiter verbreitet gewesen sein müssen³³⁾. Gleiches gilt sicherlich auch für die Faschingsritte.

Eine Art von Parodie auf diese Pferderitte mag das „Eselreiten“ darstellen, das sich in Moschendorf vor mehr als dreißig Jahren hat ausführlich aufzeichnen lassen³⁴⁾. Es hat sich der gleiche Brauch auch für Altschlaining nachweisen lassen, wo er „früher“ üblich gewesen sein soll.

Der einstmals figurenreiche Umzug in Moschendorf hat nach der ersten Beschreibung auch Hauptelemente aller alten Faschingsaufzüge erhalten, nämlich die des Brautpaares und jene der „Jahresalten“. Die Zentralgestalten des Faschingsbrautpaares sind im burgenländischen Bauernfasching weitgehend erhalten geblieben. Vielfach ist ihr Auftreten vermutlich so wenig aufwendig, daß die Beschreibungen gar nicht recht darauf eingehen. Manchmal erscheint ihre Bedeutung immerhin erfaßt. Man gibt dann diesen Brautpaaren die mit einem kleinen Gefolge auch eine ganze „Hochzeit“ aufmachen können, auch entsprechende

³²⁾ Joseph Maurer, Geschichte des Marktes Asparn an der Zaya. Wien 1887. S. 289.

³³⁾ Leopold Schmidt, Burgenländisches Brauchtum am Stefanitag. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXII/71, 1968, S. 230 ff.)

³⁴⁾ derselbe, Der Eselreiter von Moschendorf. Seine Stellung im mitteleuropäischen Umzugs- und Maskenbrauch. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. III/52, 1949, S. 77 ff.)

Namen. So spricht man in der Umgebung von Pinkafeld von einer „Gmoahochzeit“, die offenbar ganz schön ausführlich dargestellt wird. In Loipersdorf sagte man „Xaverlhochzeit“ dazu. Die Verwendung der Koseform eines volkstümlichen Vornamens (Franz Xaver) kann darauf hindeuten, daß der „Bräutigam“ wie eine Brauchspielpuppe behandelt wurde. Die Bezeichnung stellt sich zu den Kirchweihfiguren „Zacherl“ oder „Micherl“, auch zu der Kleiderpuppe des „Steffl“ am Stefanitag, und ähnlichen mehr. In vielen Fällen wird eigens angegeben, daß es sich um ein Paar handle, das in Geschlechtswechslmaskierung auftrete, oder wo doch die „Braut“ von einem Burschen gespielt werde. Da ist also einer der ältesten und beharrlichsten Züge des ganzen Maskenbrauchtums durchaus erhalten geblieben³⁵). Von diesen Verkleidungen spricht man in Bubendorf (Oberpullendorf), in Loipersdorf (Oberwart), wie Burgauberg, Heugraben, Rauchwart und Stegersbach (Güssing). Hier ist offenbar die Verbindung zu den oststeirischen Faschingshochzeitsbräuchen sehr eng³⁶). Das gilt auch noch für den Süden des Landes, wo aus Rohrbrunn (Jennersdorf) ebenfalls das verummte Brautpaar bezeugt wird.

In engem Zusammenhang damit und doch als äußerster Kontrast auch dazu steht das Auftreten eines maskierten alten Weibes, als Maskentypus „J a h r e s a l t e“ geläufig. Wieder sind es Burschen, welche diese ungemein weit verbreitete Gestalt spielen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Umzugsgestalten tragen diese Altweibermasken fast immer örtliche Namen, die sich entweder auf das Alter, auf das Aussehen, oder aber auf die Funktion der Maske als Eiersammlerin beziehen. In Eisenzicken spricht man von der „Waberl“, im Kitzladen vom „Daweibl“ (Oberwart). In den besonders brauchfreudigen Orten des Bezirkes Güssing wechseln die Bezeichnungen stark: In Burgauberg heißt die Gestalt „Takerwaberl“, in Deutsch-Ehrendorf „Nahnl“, in Inzenhof „Eierlisl“, in Limbach „Eierwaberl“, in Neusiedl bei Güssing „Eiwaberl“, in Ober- und Unterbildein nur „Alte Tante“, in Stegersbach „Eierweiberl“ und in Steinfurt „Jella“, die aber noch von einer „Eiamirl“ begleitet wird. Auch in Rohrbrunn (Jennersdorf) nennt man die Gestalt „Takawaberl“ oder auch „Spritzentaka“ und stellt ihr eine „Oawaberl“ zur Seite. Die Aufzeichnungen schwanken mitunter, ob nun eigentlich von einem „Weiberl“ oder doch von einer „Waberl“ (Koseform von Barbara) die Rede sein mag. Aber die Bezeichnung „Wabn“ oder „Waberl“ für die alte Frau ist

³⁵) Herta Scholze, Der Geschlechtswechsel im österreichischen Brauchtum. Diss. Wien 1948 (Maschinschrift).

³⁶) Ernst Keiter, Die Faschingszeit in den österreichischen Alpen. (Österreichisch-Ungarische Revue, Bd. VIII, Wien 1894, S. 391 ff.)

doch weit verbreitet, und dürfte also auch hier die Grundform für die Maskenbenennung bilden. Als gleichbedeutendes Gegenstück dazu kann die „Nahl“ in Deutsch-Ehrendorf gelten. Meist handelt es sich um die Eiersammlerinnen, die also dementsprechend „Eierwaberl“ oder „Eierlisl“ oder auch „Eiermirl“ genannt werden. Wenn die Grundbezeichnung mit „taka-“ verbunden wird, mag man an eine Herleitung aus dem Ungarischen denken, etwa zu ung. takermány = Futter. Vielleicht stellt die „Jella“ das Gegenstück dazu, nämlich eine Entlehnung aus slavischen Sprachen dar. Sowohl im Kroatischen wie im Slovenischen heißt „jelo“ die Speise. Es würde sich also bei den Taker- wie bei den Jela-Gestalten auch um Speisensammlerinnen handeln. Die vielleicht ihrer Symbolik nach als „Jahresalte“ anzusprechende Gestalt ist also in allen diesen Fällen nur die Einsammlerin der geheischten Speisen, vor allem der Eier, die für das Gemeinschaftsmahl der Burschen nach beendetem Umzug geheischt werden.

Aus dem doch einigermaßen bunten Treiben bei den Faschingsumzügen der Burschen im Lande lassen sich nur noch einige wenige Züge als offenbar fest und traditionell herausheben. Dazu gehört es wohl, daß in Markt Neuhodis der Fasching als „Tommerl“ in Puppengestalt personifiziert wird. Es handelt sich also um das Gegenstück zu dem schon erwähnten „Xaverl“, nur daß hier deutlich eine Verbindung zu dem Scherztanz mit gleichem Namen, dem „Tommerltanz“ gegeben erscheint³⁷⁾. Der gespielte „Überzählige Tänzer“ wird hier offenbar mit der Faschingspersonifikation identifiziert.

Solche verhältnismäßig altertümliche Züge wiederholen sich auch bei der Ausstattung mancher Faschingsumzüge. Nach wie vor ist es gelegentlich üblich, beim Umzug mit einer aufgeblasenen Schweinsblase zu knallen, wie ja gleiches in weitem Umkreis bekannt ist³⁸⁾. Das alte Narrentribut ist beispielsweise aus Inzenhof (Güssing) und aus Dobersdorf (Jennersdorf) direkt bezeugt. Man wird aber nicht bezweifeln, daß es viel öfter vorkommt.

Ähnlich steht es mit dem „Schleifrad“, einem der ältesten Attribute solcher Umzüge. Das auf seiner Nabe sich drehende, horizontal liegende Rad, auf dem womöglich ein Puppenpaar, „Hansl und Gretl“ sitzen, ist in weitem Umkreis bekannt³⁹⁾.

³⁷⁾ Karl Horak, Burgenländische Volkstänze (= Deutsche Volkstänze H. 7). Kassel 1931. S. 8.

³⁸⁾ Die „vesica“, die Schweinsblase als Attribut des grotesken Spiesansagers wird zuerst im Sterzinger Lichtmeßspiel des 15. Jahrhunderts erwähnt. Vgl. Adolf Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850. S. 99 ff.

³⁹⁾ Vgl. Karl M. Klier, Das Blochziehen, wie oben Anmerkung 3, S. 47, mit Abb.

Wenn es in St. Andrä (Neusiedl) noch eigens als „Teufelsrad“ erwähnt wird, stellt sich dieser Ort im Seewinkel zu vielen anderen in der gleichen Gegend, auch jenseits der Grenze. Diesbezügliche Aufzeichnungen sind im Komitat Wieselburg schon vor mehr als vierzig Jahren vorgelegt worden⁴⁰⁾. Aber die Verbreitung des „Schleifrades“ reicht diesseits und jenseits der Grenze allenthalben weiter.

5. Die Faschingstiere

Beim Eselreiter von Moschendorf war schon darauf hinzuweisen, daß in den Umzügen der Faschingsnarren immer wieder Maskentiere auftreten. Es handelt sich um eine ganz allgemein üblich, über Europa verbreitete Erscheinung, wobei man den einzelnen Tieren als Maskengestalten vermutlich verschiedenes Alter und verschiedene Funktionen zubilligen kann⁴¹⁾. Hier handelt es sich nur darum, das zähe Festhalten der burgenländischen Bauernburschen an diesen Faschingstieren, richtigen theriomorphen Masken von voller Lebendigkeit, festzustellen. Man vergleiche eine beliebige Beschreibung aus einer anderen deutschen Sprachgrenzlandschaft, nämlich aus dem ehemals deutschen Nordmähren: „Die drei letzten Faschingstage, die die lebhaftesten der ganzen Faschingszeit ‚Vos’nd‘ sind, bringen auf dem Lande allerlei Belustigungen und Mummenschanz hervor. Die ledigen Burschen ‚Vohs’nknecht‘ veranstalten das Rösselreiten, Störköpfen, Entenschlag und beenden mit dem ‚Baßbegraben‘ um Mitternacht, die Tanzereien, die jedoch schon ihren eigentlichen Abschluß am Aschermittwoch durch den ‚Aschermittwochbär‘ erlangen“⁴²⁾. So ungefähr, auch in ähnlich loser Reihe, haben sich die einzelnen Faschingsbrauchelemente auch in den burgenländischen Dörfern abgespielt. Und an vielen Orten führte man am Höhepunkt oder zum Abschluß der ganzen Begehung auch ein Faschingstier herum, wobei man nicht immer ganz genau beschreiben kann, worum es sich handelt. Wie man in Zillingthal (Eisenstadt) mitteilt „Ein Bär oder ähnlich“.

Tatsächlich wird meist vom „Bären“ gesprochen, es wird also ein in einen Pelz oder auch nur in einen alten umgedrehten

⁴⁰⁾ Leopold Vosahlo, „Hans und Grete“ bei den deutschen Heidebauern im Kom. Wieselburg. (Sonntagsblatt, Budapest 1926, Nr. 15.)

Karoly Viskó, Volksbrauch der Ungarn. Budapest 1932. S. 34, dazu Abb. bei S. 36.

⁴¹⁾ Hans Moser, Städtische Fasnacht des Mittelalters (in: Masken zwischen Spiel und Ernst. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Faschnachtsforschung — Volksleben, Bf. 18, Tübingen 1967. S. 170 ff.).

⁴²⁾ Willibald Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Wien und Olmütz 1898. S. 319.

Mantel gehüllter Bursche herumgeführt, der so ungefähr einem auf den Hinterbeinen stehenden, gehenden und tanzenden Bären darzustellen hat. In Bubendorf sagt man dazu „Tatzbär“, Deutsch-Gerisdorf nennt man den Bären neben Esel, Dromedar und Hunden, in Langeck als „Teddybär“ neben Kamelreiter, Frosch⁴³⁾, „Tatzbär“ und Rotkäppchen, in Lebenbrunn einfach als „Tanzbär“ (Oberpullendorf). In Burgauberg tritt der „Zottelbär“ mit einem Bärenreiter auf (Güssing). Auch in Dobersdorf ist die Rede vom Bären mit seinem Bärenreiter und in Rohrbrunn vom „Tatzbären“, ebenfalls mit dem Treiber (Jennersdorf). Die verschiedenen anderen Tiergestalten, etwa Kamel, Dromedar, Esel usw. gehören einer größeren Gruppe von Tiermasken an, die sich im Gebiet der Buckligen Welt auch auf der niederösterreichischen Seite haben feststellen lassen⁴⁴⁾. Möglicherweise gibt es hier Verbindungen zu den „Gambela“-Masken in slovenischem Bereich, und wurden die slavischen Namen als „Kamel“ usw. mißverstanden weitergegeben⁴⁵⁾.

Die „Bären“ hat es in den Faschingsumzügen die längste Zeit wohl mit und ohne Verbindung mit Tanzbären und Bärenreitern gegeben. Ob man bis in die karolingische Zeit zurückgreift und auf die von Hinkmar von Reims (gest. 882) belegten Verbote der „schändlichen Spiele mit dem Bären“ („turpia joca cum urso“) hinweist⁴⁶⁾, oder ob man städtische Schilderungen des 16. Jahrhunderts dafür namhaft macht, wie beispielsweise das Lied vom „Fasnachtskram“ aus den „Bergreihen“ von 1536:

7. Wer sich nur nerrisch zieren kan
ein rauchen belz anziehen,
den sicht man für ein beren an,
die kind tun vor ihm fliehen,
vil narren laufen hinden nach
mit drummel und mit pfeifen,
vor durst ist in ins bierhaus gach
biß sie das glas ergreifen⁴⁷⁾,

alle derartigen Zeugnisse ergeben den dichten Bezeugungshintergrund dafür, vor dem sich die Umzüge mit dem Bären auch im

⁴³⁾ Der „Frosch“ tritt hier als Maskentier offenbar mehrmals auf, weil auch der Faschingmontag mitunter „Froschmontag“ heißt. Zur gleichen Benennung im Murtal vgl. K e i t e r, wie oben Anmerkung 36, S. 395.

⁴⁴⁾ Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. II, Niederösterreich. Wien 1889. S. 191.

⁴⁵⁾ Leopold K r e t z e n b a c h e r, „Rusa“ und „Gambela“ als Equiden-Masken der Slowenen. (Lares, Bd. XXXI, 1965, S. 49 ff.)

⁴⁶⁾ Gero Z e n k e r, Germanischer Volksglaube in fränkischen Missionsberichten. Stuttgart-Berlin 1939. S. 158 f.

Hans M o s e r, wie oben Anmerkung 41, S. 174 f.

⁴⁷⁾ Rochus Freiherr von L i l i e n c r o n, Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Berlin und Stuttgart o. J. S. 162 ff., Nr. 50.

heutigen burgenländischen Faschingsbrauch noch abspielen. Man kann diese daher nicht aus sich selbst oder lokalen Gegebenheiten und Traditionen heraus erörtern, sondern muß sich ihres intensiven Zusammenhanges mit der Gesamtheit gerade dieser Tierverkleidung bewußt bleiben. Nichtsdestoweniger ist die örtliche Festlegung der Maskenerscheinung, die es vor unserer Befragung eben nicht gegeben hat, doch die landschaftliche Grundlage für alle weiteren Ausgriffe in dieser Hinsicht.

6. Faschingsingen und Faschingspiel

Mehrfach hat sich feststellen lassen, daß der Umzug der Faschingsburschen, oder auch die Umzüge, denn es sind in manchen Orten offenbar doch mehrere gewesen, gelegentlich in der Form eines Ansingens stattgefunden haben, oder ganze kleine Schau-spiele bedeuteten. Das Ansingens, einfach „F a s c h i n g s i n g e n“ genannt, ist als Absingen eines Heischeliedes schon verhältnismäßig früh festgestellt worden. Karl Kiraly hat 1938 das Faschingsingen von Günseck aufgezeichnet und veröffentlicht. Zwei bis drei Burschen sangen dort als Heischelied

Kommt der neue Fasching herein
Lustig und fröhlich muß man sein,
Was wünschen wir dem Hausherrn
Zu diesem neuen Fasching⁴⁸⁾

im ganzen vier Strophen zu je fünf Versen. Das Lied gehört wohl zum Typus der Neujahrslieder⁴⁹⁾. Das von Kiraly in Schwendgraben aufgezeichnete verwandte Faschingsingen am Morgen des Faschingmontags, das durch die gesamte Burschenschaft des Ortes ausgeführt worden sein soll, ist angeblich um 1928 abgekommen⁵⁰⁾. So ist es verständlich, daß auf unsere Umfrage von 1951 hin nicht mehr viele Orte positiv antworteten. Im Bezirk Güssing meldete Deutsch-Ehrendorf, daß Zigeunerbuben das Umsingen veranstalteten. Auch ihr Lied entstammt offenbar dem Bereich der Neujahrs-Ansingelieder mit Heischecharakter. Gleiches gilt für Tauka (Jennersdorf), wo ausdrücklich erwähnt wird, daß „fremde Leute“ mit einem solchen Ansingelied heischen gingen. In Mogersdorf (Jennersdorf) ist anscheinend gelegentlich einmal eine gegenreformatorische Umgestaltung durchgeführt worden, deren Spuren sich daran erkennen lassen, daß die Burschen ungeachtet der sonstigen

⁴⁸⁾ Karl Kiraly, wie oben Anmerkung 11, S. 12 f.

⁴⁹⁾ Den Zusammenhang der Faschingslieder mit den Neujahrsliedern hat, für das oststeirische Gebiet, schon Viktor von Geramb bemerkt: *Deutsches Brauchtum in Österreich*. Graz 1924. S. 25.

⁵⁰⁾ Karl Kiraly, *Faschings- und Burschenbräuche in Schwendgraben*. (Burgenländische Heimatblätter Bd. XI, 1949, S. 45.)

Lustigkeit bei ihrem Umzug „Fastenlieder“ singen. Da sind also barocke Fastenlieder ⁵¹⁾, wie sie uns von den Liedflugblättern her wohl bekannt sind, funktionell eingesetzt worden, und der Burschenumzug hat sozusagen mit ihnen den Fasching beendet und gleichzeitig die Fastenzeit eingeleitet. Ein bemerkenswertes Beispiel für die Ende-Anfang-Funktion dieser Bräuche.

Einer anderen Überlieferungsgruppe gehört das „Faschingspiel“ an, ein kleines Volksschauspiel, das dem Typus der Aufzugsspiele angehört, und unter verschiedenen Namen wie „Burschna“ oder „Fährnrichstanz“ im südöstlichen Niederösterreich und im Burgenland, aber auch darüber hinaus mehrfach festgehalten werden konnte ⁵²⁾.

Für das Burgenland ist das Faschingspiel schon im 19. Jahrhundert bezeugt, und zwar in Tadtén auf dem Heideboden ⁵³⁾. Die Befragung von 1951 hat es dort nicht mehr feststellen können. Da beginnen die Mitteilungen erst in Sieggraben (Mattersburg), wobei nur Fleischhauer, Kellner und der Narr mit dem Besen auftreten. In Oberrabnitz wird nur von „Lustigen Szenen“ gesprochen, in Kalkgruben kennt man die Gestalten des Gemeindedieners, des Fleischhauers, sowie des Maurers, des Zimmerers, des Bauern, des Pfarrers und des Polizisten, so daß der Eindruck eines ganzen Ständespieles entsteht. (Oberpullendorf.) In Burgauberg treten der Rasierer, der Photograph, der Gendarm, der Schuster, der Schneider und der Rauchfangkehrer auf, in Eisenhüttl der Schuhputzer und der „Friseur“, der dem Burgauberger Rasierer entspricht, in Limbach der Rauchfangkehrer, der Schuhputzer, die Eierwaberl, der Kassier und der Fleischaufspießer. In Olbendorf kennt man wieder den „Friseur“, den Schuhputzer und den „Doktor“, in Stegersbach das Eierweibel, den Schuster, den „Friseur“ und den Schneider, in Wörtherberg endlich die lange Rollenliste mit Fleischhauer, Photograph, Eierlisl, Rauchfangkehrer, Spengler, Schuhputzer, Regenschirmmacher und Tabakweiberl (Güssing). In Rohrbrunn im Bezirk Güssing treten Gestalten des Umzuges und des Faschingspieles vereint auf: Braut, Bräutigam, Tatzbär mit Treiber, Oawaberl, Tabakwaberl, Polizist, Fleischtrager, „Friseur“, Rauchfangkehrer, Schuhputzer und Bäcker.

⁵¹⁾ Vgl. Adalbert Riedl und Karl M. Klier, Lied-Flugblattdrucke aus dem Burgenland (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 20). Eisenstadt 1958.

⁵²⁾ Leopold Schmidt, Das Volksschauspiel des Burgenlandes. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde Bd. XLI, 1936, S. 81 ff.) derselbe, Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962. S. 337 ff.

⁵³⁾ Nagl-Zeidler, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. II, Wien 1912, S. 245.

Es haben sich also offenbar um den Kern des alten Einkehr-spieles mit den einzelnen Rollensprechern jeweils neue Gestalten versammelt und zugesellt. Als 1819 der Heischebrauch der „Faschingpursche“ als „Sogenannter Fährnrichstanz“ in Thernberg im südöstlichen Niederösterreich aufgezeichnet wurde, konnte folgende kurze Beschreibung der Maskengestalten dazu erbracht werden: „Dieser (Fährnrichstanz) war vor 30 bis 40 Jahren (also um 1780) in hiesiger Gegend üblich. Im Fasching pflegte eine Gesellschaft junger Pursche, Faschingpursche genannt, ihre Kleidung mit Bändern und Bordierungen von verschiedenen Farben zu zieren. So geschmückt und mit Mützen aus Pappendeckel und kleinen Fähnlein versehen, zogen sie in der Nachbarschaft von Haus zu Haus, tanzten überall den benannten Fährnrichstanz und baten am Ende um einen Beitrag an Hafer, Obst usw., welche Naturalien und Viktualien sie sohin bei einem Gastwirt absetzten und sich dafür eine kleine Faschingsunterhaltung verschafften, wozu die Dirnen jener Häuser, wo sie Beiträge erhielten, geladen wurden“⁵⁴⁾. In eine solche lose Aufzugs-Komposition konnten also die verschiedenen Faschings-Gestalten immer neu aufgenommen werden. Die Aufzeichnungen aus Niederösterreich haben die Variabilität der Texte ergeben, die aber doch immer durch gewisse Formeln zusammengehalten erscheinen. Die Gruppe der niederösterreichischen Faschingsspiele hat sich in den Orten der Buckligen Welt: Pitten⁵⁵⁾, Pottschach⁵⁶⁾ und Kirchau⁵⁷⁾, sowie in Guntramsdorf bei Baden⁵⁸⁾ feststellen lassen. Die weitgehende Übereinstimmung der Texte von Tadtten und Pitten—Pottschach—Kirchau bezeugt den engen Zusammenhang dieser offenbar im 18. und frühen 19. Jahrhundert besonders lebenskräftigen kleinen Volksschauspielgruppe. Verbindungen im Sinn einer echten Verbreitung des im wesentlichen gleichen Schauspieles auf der Grundlage des Heischeumzuges lassen sich aber auch ins Waldviertel⁵⁹⁾, ferner ins benachbarte oberösterreichische Mühlviertel⁶⁰⁾ ziehen, weiters darüber hinaus in die deutschen Siedlungen Böhmens, und zwar

⁵⁴⁾ Raimund Z o d e r, Beiträge zur Geschichte der Volkstänze. (Das deutsche Volkslied, Bd. 27, Wien 1925, S. 16.)

⁵⁵⁾ N a g l-Z e i d l e r, wie oben, Bd. II, S. 245.

⁵⁶⁾ Arthur H a b e r l a n d t, Schauspiele der Volksjugend (=Deutsche Lesehefte für den Schulgebrauch, H. 2). Leipzig und Wien 1930. S. 5 ff.

⁵⁷⁾ Leopold T e u f e l s b a u e r, Jahresbrauchtum in Österreich. I. Niederösterreich. Wien 1935. S. 39 ff.

⁵⁸⁾ Rudolf W o l f, Faschingsingen in Guntramsdorf. (Das deutsche Volkslied Bd. XXXII, 1930, S. 14.)

⁵⁹⁾ T e u f e l s b a u e r, wie oben, nach Waidhofner Heimatbuch S. 317.

⁶⁰⁾ Hans C o m m e n d a, Das Nebelberger Rauhnachtspiel. (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Bd. I, Berlin 1935, S. 51 ff.)

zunächst in den Böhmerwald⁶¹⁾, aber auch darüber hinaus nach Nordböhmen⁶²⁾, und schließlich nach dem Westen hin in den Allgäu⁶³⁾. Überall sind nicht nur die eigentlichen Heischefiguren üblich gewesen, sondern auch die Handwerkergestalten, die mitunter den Aufzug geradezu zu einem Zunftspiel machten, wie beispielsweise in Kirchau, wo der „Bäckerbua“ eine hölzerne Nachbildung einer Einschießschaufel mit den Figuren von Kipfel, Weckerl und Semmel mitträgt⁶⁴⁾.

Da zeigt sich also das burgenländische Faschingspiel an eine weiträumige Tradition geknüpft, und nicht etwa als letzter Ausläufer, sondern als durchaus lebendiges Glied, dessen Einzelgestaltungen offensichtlich immer noch weiter ausgeformt und der Zeit angepaßt werden können.

7. Faschingbegraben

Schon in der Frühzeit der burgenländischen Volkskunde war bekannt, daß hier wie auch vielfach anderwärts der Fasching am Ende seiner Zeit begraben oder verbrannt wurde und wird. Schon 1896 schrieb Anton Herrmann über das Brauchtum der „Hienzen“: „Am Aschermittwoch wird der Fasching begraben, indem man unter allerlei Zeremonien den größten Kranz des Tanzsaales einscharrt“⁶⁵⁾. Etwas mehr als dreißig Jahre später konnte Ernst Löger für die Gegend von Mattersburg feststellen: „(Sieggarten) Am Abend des Aschermittwoch findet die Zeit des Schwelgens ein Ende. Da wird der ‚Fasching‘ in Gestalt eines meist betrunkenen Burschen auf einer Leiter zu Grabe getragen, in Wirklichkeit aber in den Bach geworfen, unter Nachäffung der kirchlichen Gebräuche. Nach dem Begräbnis des Faschings darf auch ein ‚Totenmahl‘ nicht fehlen“⁶⁶⁾. 1936 machte Karl Kiraly mit burgenländischen Bräuchen aus der Zeit um 1870—75 bekannt. Darunter findet sich auch ein „Faschingverbrennen“ geschildert, und zwar soll der

⁶¹⁾ Karl Röschl, Ein Faschingsumzug in Diebling bei Neuhaus im Jahre 1873. (Waldheimat, Bd. VII, 1930, S. 42 ff.)

Vgl. Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der Volkskunde der Deutschen in Böhmen, Nr. 2352.

⁶²⁾ Ferdinand Hanusch, Auf der Walze. Wien 1907. S. 46 ff. Die Lokalisierung des mit allen Texten aufgezeichneten kleinen Spieles ist leider offenbar nicht möglich.

⁶³⁾ Karl Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Bd. II, S. 50 ff.

⁶⁴⁾ Einschießschaufel mit den Gebäcken aus Holz im Österreichischen Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 40.273.

⁶⁵⁾ Anton Herrmann, Die Hienzen, wie oben Anmerkung 1, S. 399.

⁶⁶⁾ Ernst Löger, Heimatkunde des Bezirkes Mattersburg. Wien 1931. S. 230.

Beleg für Hannersdorf gelten⁶⁷). 1949 schrieb Kiraly dann über das Faschingbegraben oder Faschingverbrennen in Schwendgraben, das dort ebenso üblich sei wie an vielen burgenländischen Orten⁶⁸). Beim Faschingverbrennen sei eine Strohuppe angezündet und schließlich in den Bach geworfen worden.

Bei so vielen älteren Zeugnissen war zu erwarten, daß auch die Umfrage von 1951 ein gutes Resultat ergeben würde. Der Brauch wird als „Faschingbegraben“ durchaus bejahend gemeldet aus Deutsch-Jahrndorf und aus Zurndorf (Neusiedl). Auch in Mörbisch (Eisenstadt) ist er bekannt. In Karl und in Oberpetersdorf (Oberpullendorf war er bekannt, in Karl hat er „Faschingaussingen“ geheißt und wird angeblich heute nicht mehr geübt. Im Bezirk Oberwart ist der Brauch in Dürnbach, in Markt Neuhodis, in Neustift Bergwerk, in Oberkohlstätten, in Stadt Schlaining und in Welpersdorf bekannt. In Markt Neuhodis erwähnt man wieder den personifizierten Fasching, indem man von „Tommerl begraben“ spricht. Aus Welpersdorf liegt die ausführliche Schilderung des Verbrennens einer Strohuppe vor. Auch in Burgauberg (Güssing) wird eine Strohuppe als Fasching verbrannt. Dieses Verbrennen wird manchmal in neueren Mitteilungen ohne Ortsangabe verallgemeinert⁶⁹).

Der weitaus größte Teil der burgenländischen Orte hat aber doch das symbolische Faschingsende als Faschingbegraben bekannt. Das Land schließt sich damit an die österreichische Nachbarschaft an, wo beispielsweise schon über der Leithagrenze in Lichtenwörth bei Wiener Neustadt das Faschingbegraben üblich ist⁷⁰). Aber auch weiter durch das ganze Land unter der Enns gibt es Belege für den gleichen Brauch⁷¹). Das Verbrennen einer Strohuppe am Ende des Faschings ist dagegen weit eher im deutschen Südwesten, in Schwaben und in der angrenzenden Nordschweiz üblich⁷²). Die Zusammenhänge der Streuverbreitung des Brauches wären also noch näher zu ermitteln.

⁶⁷) Karl Kiraly, Sitte und Brauch im Burgenland. Faschinggebräuche. Faschingeingraben. (Güssinger Zeitung Bd. 24, vom 23. Februar 1936, S. 4.)

⁶⁸) Margit Pflagner, Der Fasching und sein Brauch. (Volk und Heimat, Bd. IV, Eisenstadt 1951, Nr. 2, S. 7 f.) Keine Aufzeichnung, sondern nur der Versuch einer Zusammenfassung.

⁶⁹) Karl Kiraly, Fasching- und Burschenbräuche in Schwendgraben. (Burgenländische Heimatblätter Bd. XI, 1949, S. 44 f.)

⁷⁰) Heimatkunde des Verwaltungsbezirkes Wiener Neustadt. Bearbeitet von einer Lehrerarbeitsgemeinschaft des Verwaltungsbezirkes Wiener Neustadt. Bd. I, Ortskunde. Wien o. J. S. 104.

⁷¹) Edmund Frieß, Zum Brauchtum in Österreich. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXIX, 1926, S. 104 ff.)

⁷²) Paul Sartori, Sitte und Brauch, Bd. III, S. 123, Belege Anm. 161.

Zusammenfassung

Das Faschingbrauchtum im Burgenland kulminiert heute an vielen Orten mit dem „Blochziehen“. Der bedeutende Brauch ist vielfach geradezu neu aufgelebt und das Interesse daran hat manche andere Züge des alten Faschingbrauchtums in den Hintergrund gedrängt. Sie waren aber daneben durchaus lebendig und sind es auch noch in der Gegenwart. Es ist vor allem die gesellschaftliche Grundlage, die Organisation durch die Ortsburschen bestehen geblieben, und daher die Möglichkeit des Weiterwuchses der Umzüge, der kleinen Faschingspiele usw. gegeben. Die Einzelzüge dieses burgenländischen Faschingbrauchtums lassen sich aus dem bedeutenden Vergleichsmaterial in allen umliegenden und benachbarten Landschaften erläutern. Dabei ergibt sich für gewisse Züge, beispielsweise die Bärenmaskierung, eine beträchtliche Altartigkeit. Das ausgeprägte Heischewesen macht den bäuerlichen Grundzug des Faschingsbrauchtums im Lande deutlich. Trotz dieser übergreifenden Züge ist aber auch eine beträchtliche örtliche Selbständigkeit festzustellen, mit welcher die Dörfer an ihrem Überlieferungsgut festhalten.

Zu den Eisenvotiven im Mödlinger Museum

Von Walter Schwetz

In dem interessanten Artikel über die „Eisenopfer aus niederösterreichischen Gnadenstätten“ (Österr. Zeitschrift f. Volkskunde Bd. 72, H. 1, S. 5) schreibt Hermann Steininger auch von den Eisentieren im Museum der Stadt Mödling.

Leider muß ich etwas berichtigen. Die 3 Tiere stammen nicht aus dem alten Skribanymuseum und auch nicht vom Hafnerberg. Sie sind vielmehr mein Privateigentum und ich stellte sie nur mit einigen anderen Expositis als Leihgaben dem Museum zur Verfügung. Sie wurden mir in der Zwischenkriegszeit von einer alten Bekannten, Frau Heidenreich, für mein Privatmuseum geschenkt. Sie selbst hatte die Tiere einst in Dalmatien (Pola? Triest?) von einem Burschen erhalten. Leider konnte nicht festgestellt werden, woher dieser sie hatte.

Die Eisentiere des Skribanymuseums sind mit so vielen anderen Objekten verloren gegangen.

Bemerkungen zu W. E. Mühlmann, Kosmas und Damian in Sizilien

(Österr. Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. XXIII, Wien 1969)

Von Anneliese Wittmann

In diesem Aufsatz weist der Verfasser wiederholt auf meine Monographie (Kosmas und Damian, Kulturausbereitung und Volksdevotion, Berlin 1967) hin; dabei findet sich S. 17 die Anmerkung: „...Bezüglich Siziliens stützt sich die Verfasserin teilweise auf von uns zur Verfügung gestellte Feldinformationen, deren Herkunft etwas versteckt und unvollständig angegeben ist.“

1. Hierzu wird dem interessierten Leser empfohlen, das Kapitel „Sferracavallo und seine Tanzprozession“ (S. 32 ff. meines Buches) zu lesen. Auf S. 35 steht: „Eine Forschungsgruppe von Heidelberger Soziologen, zu der eine durch mich auf den Fragenkreis aufmerksam gewordene Palermitanerin gehörte (in Anm. 11 erfolgt genaue Angabe über erhaltene Hinweise), sah zufällig am Sonntag nach dem 27. September 1963 die Tanzprozession. Sie berichtet,...“. Von „etwas versteckt und unvollständig“ gegebenen Herkunftsnachweisen, wo immer ich mich auf Feldinformationen der Gruppe gestützt habe, kann keine Rede sein (vgl. S. 11: Einleitung; S. 35; S. 261, Anm. 6; S. 262, Anm. 11 u. 14; S. 263, Anm. 42; S. 264, Anm. 58; S. 334: Erl. z. Abb. 11). Ich habe dem Verfasser, nachdem mir eine entsprechende mündliche Äußerung von ihm zu Ohren kam, am 27. 11. 1968 belegendes Material zugesandt. Er antwortete mir am 24. 2. 1969 nichtssagend und wiederholt nun in seinem Aufsatz die mir unbegreifliche Behauptung. Ich möchte darauf hinweisen, daß ich über 10 Jahre meine Kosmas- und Damianstudien betrieben und schon 1957 einen Aufsatz darüber publiziert habe. Es dürfte feststehen: das entsprechende Kapitel in meinem Buch wäre auch ohne die Feld-

informationen von Herrn Prof. Mühlmanns Forschungsgruppe in ziemlich gleicher Form erschienen.

2. Zum Inhalt: Es finden sich interessante Anregungen darin, doch zeigt sich auch wieder, daß bei der Beschäftigung mit einer so komplexen Materie wie der Frage nach Kontinuitäten eine tiefergreifende Auseinandersetzung mit dem Gesamtgebiet Voraussetzung ist. Außerdem bleibt der Verfasser Beweise schuldig. (Zum Methodischen vgl.: Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem, Hrsg. v. H. Bausinger u. W. Brückner, Berlin 1969, bes. S. 9 ff. u. 76 ff.) Bei der dankenswerten Schilderung des Festablaufes von 1967 durch den Verfasser erkennt man am Formwandel in Einzelheiten, wie wenig erstarrt die Tanzprozession ist. Vor allem die Anwesenheit von Barfußpilgern aus Anlaß des Jubelfestes zeugt für die lebendige Volksdevotion. Auf ein Mißverständnis sei noch hingewiesen: Sferracavallo ist nicht der einzige sizilianische Ort mit einer Kosmas- und Damianprozession. 1964 fand eine weitere in Taormina statt, die ich auf S. 48 f. behandelt habe.

Ein Wunsch bleibt, nämlich das Fest in Marina di Ragusa genauer zu erforschen, denn es stellt durch seinen Termin im August ein Unikum dar.

Chronik der Volkskunde

Tätigkeitsbericht über das Vereinsjahr 1968

1. Verein für Volkskunde

Der Generalversammlung 1969 des Vereines für Volkskunde in Wien konnte über das vergangene Vereinsjahr 1968 folgender Tätigkeitsbericht vorgelegt werden.

1. Mitgliederbewegung

Der Verein wies am 31. Dezember 1968 einen Mitgliederstand von 510 Personen und Institutionen auf, womit die vor einigen Jahren als Ziel gesetzte Zahl 500 überschritten werden konnte. Der reine Mitgliederzuwachs gegenüber dem Vorjahr beträgt somit 34 Mitglieder.

Neben 3 Ehrenmitgliedern und 25 Korrespondierenden Mitgliedern im In- und Ausland besitzt der Verein für Volkskunde seit dem vergangenen Jahr auch wieder ein Stiftendes Mitglied in der Person von Hofrat Dipl.-Ing. August Zarboch, Kritzendorf.

In verschiedenen Nachrufen in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde war der Tod von Professor Dr. Sigurd Erixon, Ehrenmitglied des Vereines für Volkskunde, und der Korrespondierenden Mitglieder Prof. Dr. Anton Dörner, Innsbruck, Prof. Dr. Karl Meuli, Basel, und Architekt Dr. Karl Rumpf, Marburg an der Lahn, zu gedenken. Verstorben sind 1968 auch die langjährigen Mitglieder Direktor Wilhelm Flatz, Salzburg, Dr. Hans Lechleitner, Wien, und Doktor Gisela Mayer, Graz, denen der Verein ein treues Andeken bewahren wird.

Ihren Austritt aus dem Verein erklärten Erich Pospisil, Wien, und Rudolf Seidl, Wien. Ausgeschieden sind ferner wegen mehrjähriger Beitragsrückstände bzw. unbekannten Adressenwechsels Prof. Gisela Dobrauz, Ing. Ernst Gehmacher und Prof. Dr. E. J. Görlich. Drei Streichungen ergaben sich aus Zusammenlegungen von Mitgliedschaften.

Den Abgängen im Vereinsjahr 1968 (insgesamt 15) stehen 51 Neuanmeldungen gegenüber.

2. Vereinsveranstaltungen

Die Vereinsveranstaltungen konnten auch 1969 in regelmäßiger monatlicher Folge durchgeführt werden. Neben Vorträgen, zu denen dank der finanziellen Hilfe aus der Aktion des Notrings der wissenschaftlichen Verbände Österreichs auch wieder Wissenschaftler aus den Bundesländern und aus dem Ausland eingeladen werden konnten, wurden auch wieder ein Filmabend und Studienfahrten durchgeführt. Erstmals fand eine Zweitagesfahrt zum Besuch der volkskundlichen Museen und Ausstellungen in Graz statt; damit war eine Gelegenheit zur Begegnung der Vereinsmitglieder aus Wien mit dem großen Kreis volkskundlich Interessierter in Graz gegeben. Wie in den vergangenen Jahren waren die

Mitglieder des Vereins für Volkskunde auch zur Tagung für Volkskunde in Niederösterreich eingeladen gewesen.

Im einzelnen wies das Veranstaltungsprogramm des Jahres 1968 folgende Termine auf:

26. Jänner 1968: Vortrag Kustos Dr. Maria Kundegrabner, Wien: „Die Hausindustrie in Gottschee und Unterkrain.“

1. März 1968: Vortrag Staatskonservator Dr. Alfred Schmeller, Wien: „Das burgenländische Freilichtmuseum Bad Tatzmannsdorf.“

22. März 1968: Vortrag (im Anschluß an die Generalversammlung 1968) Museumsdirektor Dr. Franz Colleselli, Innsbruck: „Die Neugestaltung des Tiroler Volkskunstmuseums und der Aufbau seiner Studiensammlung.“

19. April 1968: Vortrag Walter Deutsch, Wien: „Das Institut für Volksmusikforschung und seine Aufgaben.“

18. Mai 1968: 19. Studienfahrt in das südöstliche Umland von Wien mit Besuch der Ausstellung „Romantik und Realismus in der Malerei“ im Schloß Laxenburg.

22. und 23. Juni 1968: 20. Studienfahrt nach Graz zum Besuch des Steirischen Volkskundemuseums, des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing und der Landesausstellung „Der Bergmann, der Hüttenmann — Gestalter der Steiermark.“

13. bis 15. September 1968: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1968 mit dem Thema „Volkskultur des niederösterreichischen Mostviertels“.

5. Oktober 1968: 21. Studienfahrt rund um den Bisamberg mit Besuch der Heimatmuseen in Floridsdorf, Langenzersdorf und der Sammlung Ludwig Fober in Kleinengersdorf.

8. November 1968: Vortrag Dr. Walter Berger, Wien: „Die Welt der niederösterreichischen Weinkellergassen.“

29. November 1968: Gastvortrag von Dr. Paul H. Stahl, Bukarest: „Die balkanischen Wohnungen in Rumänien.“

6. Dezember 1968: Vortrag Univ.-Assistent Dr. Winfried Hofmann, Bonn: „Das Nikolausspiel im Tauferertal (Südtirol)“ mit Filmvorführung.

3. Vereinspublikationen

Die Hauptaufgabe des Vereins lag auch 1968 wieder in der Herausgabe der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“, deren XXII. Band (Band 71 der Gesamtserie) mit Erscheinen des Heftes 4 im Dezember 1968 termingerecht und im gewohnten Umfang von etwa 20 Druckbogen abgeschlossen werden konnte.

Die Zahl der regelmäßigen Zeitschriftenbezieher ist im Verlauf des vergangenen Jahres abermals angewachsen und hält gegenwärtig bei 674 Abonnenten (Zuwachs 23), die sich einerseits auf 346 Mitglieder- und Direktabonnements sowie 118 feste Buchhandelsbestellungen, andererseits auf 190 Tausch- und 20 Pflicht- sowie Bibliotheksexemplare verteilen. Unter Berücksichtigung der laufenden Einzelbestellungen wurde mit Beginn des Bandes XXIII/72, 1969, die Auflagenhöhe mit 900 Exemplaren festgesetzt.

Die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift wurde durch die Druckkostenbeiträge des Notrings der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, des Kulturamtes der Stadt Wien sowie der Landesregierungen von Kärnten, Niederösterreich, Salzburg, Steiermark und Vorarlberg gewährleistet.

Eine Auflagenenerhöhung (750 Exemplare) erfuhr gleichfalls das zehnmal jährlich erscheinende Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde, „Volkskunde in Österreich“, das mit einer Subvention des Notrings der wissenschaftlichen Verbände Österreichs hergestellt werden kann und an die Vereinsmitglieder kostenlos abgegeben wird.

4. Förderung volkscundlicher Publikationen

Der Verein für Volkskunde ist der Auftraggeber für die Herausgabe der „Österreichischen volkscundlichen Bibliographie“ durch den Verlag des Notrings der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. In Bearbeitung von Klaus Beitzl, Ernst Burgstaller, Elfriede Grabner und Maria Kundegrabner wird noch im Frühjahr 1969 der erste Band (Folge 1—3): Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1965—1967) dieser als Jahresbibliographie gedachten Publikation erscheinen. Der Verein für Volkskunde hat damit im 75. Jahr seines Bestehens eine neue Aufgabe aufgegriffen, die sich in die Tradition seines publizistischen Wirkens für die österreichische Volkskunde folgerichtig einfügt.

Der Verein für Volkskunde, der eine große Anzahl österreichischer Heimatmuseen zu seinen Mitgliedern zählt und diese bis zu einem gewissen Grad auch auf dem Gebiet Volkskunde publizistisch zu versorgen hat, bringt gelegentlich in der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ auch Sammlungs- und Museumskataloge zum Abdruck. Es wird damit ein doppelter Zweck verfolgt: Heimatmuseen, die keine andere Möglichkeit zur Publikation ihrer volkscundlichen Kataloge haben, erhalten auf diese Weise entsprechende, für die weitere wissenschaftliche Erschließung und Nutzbarmachung ihrer Kollektionen notwendige Veröffentlichungen. Wie vor Jahren schon das Osttiroler Heimatmuseum Schloß Bruck in Lienz und das Städtische Museum in Neunkirchen (N.-Ö.) erhielt 1968 (ÖZV XXII/71, S. 155—171, 8 Abb.) das Museum der Stadt Mödling (N.-Ö.) einen eigenen volkscundlichen Katalog als Fortdruck des entsprechenden Zeitschriftenbeitrages.

5. Verschiedenes

Der Verein für Volkskunde hat als Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. mit Schreiben vom 12. September 1968 den Antrag gestellt, in der Mitgliederversammlung 1969 die Möglichkeiten für eine Bearbeitung und Veröffentlichung eines periodischen Verzeichnisses der laufend erscheinenden volkscundlichen Schallplatten- und Filmpublikationen zu beraten. Wie die Erfahrung zeigt, lassen sich die im volkscundlichen Veröffentlichungswesen immer zahlreicher werden den Editionen audio-visueller Dokumentationen schon nicht mehr richtig überschauen. Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit, unverzüglich Verzeichnisse zu erarbeiten, die als periodisch erscheinende „Filmographien“ bzw. „Diskographien“ an die Seite der seit Jahrzehnten bewährten „Internationalen volkscundlichen Bibliographie“ zu treten hätten, deren Herausgabe bekanntlich in den Händen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde liegt.

* *

Der Generalversammlung wurde weiterhin vom Kassier der Rechnungsbericht über das Jahr 1968 zur Kenntnis gebracht. Auf Antrag der beiden Rechnungsprüfer hat die Generalversammlung dem Vereinskassier die Entlastung erteilt und ihm für die neuerlich geleistete ehrenamtliche Arbeit gedankt.

In Würdigung ihrer hohen Verdienste um die wissenschaftliche Volkskunde wählte die Generalversammlung Univ.-Doz. Dr. Lily Weiser-Aall, Oslo, Direktor Dr. Gösta Berg (Skansen, Stockholm) und Prof. Dr. Bruno Schier, Münster, zu Korrespondierenden Mitgliedern des Vereins für Volkskunde in Wien.

*

;

Anschließend an die Generalversammlung sprach Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Klagenfurt, über „Das Kärntner Freilichtmuseum Maria Saal. Entstehung, Anlage und Aufgabe“. Der Vortrag, der, begleitet von ausgezeichneten Lichtbildern, einen sehr guten Einblick in die Entstehungsgeschichte dieses seinen ersten Anfängen nach frühesten österreichischen Freilichtmuseums und in die volkskundliche Museumsarbeit in Kärnten gab, wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Klaus Beitzl

2. Österreichisches Museum für Volkskunde

Das Hauptgebäude des Museums im alten Gartenpalais Schönborn mußte auch im Jahre 1968 durch zahlreiche innere Erneuerungs- und Sicherungsarbeiten in der Lage erhalten werden, die alte Volkskultur Österreichs wenigstens auf beschränktem Raum darzustellen. Dabei wurde besonderer Wert auf die weitere Ausgestaltung des Ecksaaes „Volksmusik“ gelegt. Die Gruppen der volkstümlichen Kleininstrumente, Kinderinstrumente usw. konnten in vier neuen (im Hause angefertigten) Vitrinen zur Geltung gebracht werden.

Die Hauptsammlung des Museums wurde im Jahre 1968 um 131 Inventarnummern vermehrt, so daß die Objektanzahl derzeit 63.936 Stück beträgt. Ein beträchtlicher Teil des Zuwachses entstammt Widmungen von Privatpersonen. Die Graphiksammlung (Kleines Andachtsbild) wurde bis zur Nr. 12.250 A weiter inventarisiert. Die Photothek hatte einen Zuwachs von ungefähr 800 Positiven, die Diapositive wuchsen auf 5850 Nummern an. Die Bibliothek konnte im Berichtsjahr den Stand von 20.439 Nummern erreichen.

Die Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Ursulinenkloster konnte unverändert stehengelassen werden, ihr Sonntagsbesuch ist nunmehr konstant und für die besonderen Verhältnisse befriedigend. Im Schloßmuseum Gobelsburg wurde der Raum Waldviertler Volkskultur fertiggestellt und am 19. Juni 1968 die Sonderausstellung Französische Volkskunst eröffnet. Obwohl für die Sonderausstellung alte Depotmöbel des Museums verwendet wurden, war darauf wie auf die Instandsetzung der lange nur deponiert gewesenen Objekte sehr viel an interner Vorarbeit zu wenden. Die räumliche Entfernung gestaltet die Herstellungs- und Aufstellungsarbeiten nicht eben leicht, doch bedeutet die Möglichkeit, eine solche sonst deponiert gewesene Sammlung nunmehr in lichten, freundlichen Räumen zeigen zu können, für das Museum im ganzen gesehen einen beträchtlichen Gewinn.

Das Museum (Hauptgebäude) wurde im Berichtsjahr von 3800 Besuchern, die Sammlung Religiöse Volkskunst von 650, das Schloßmuseum Gobelsburg von 3818 besucht. Das ergibt zusammen 8268 Besucher.

Außer der Sonderausstellung „Französische Volkskunst“ leistete das Museum im Berichtsjahr den österreichischen Beitrag für die große Ausstellung „Volkskunst aus Deutschland, Österreich und der Schweiz“ in der Kölner Kunsthalle. Diese in ihrer Art einmalige Ausstellung wurde mit 140 Objekten beschiedt, und zwar durchwegs Stücken aus der Studien-

sammlung, die aber den Objekten der Schausammlung völlig ebenbürtig sind und nur infolge des Platzmangels im Hauptgebäude nicht gezeigt werden können. Die Kölner Ausstellung erforderte sehr viel an Vorbereitungsarbeiten, einerseits durch den Restaurator und die Präparatoren, ferner aber auch vom wissenschaftlichen Dienst, da ein sehr großer Teil der Objekte neu inventarisiert werden mußte und auch der entsprechende Katalog-Anteil für den großen Kölner Katalog verfaßt und noch mit 2 Sonderaufsätzen (Volkskunst und Volksbrauch, und Bauernmöbel) versehen werden mußte.

Dieser Katalog kann also teilweise auch als Veröffentlichung des Museums gewertet werden. Selbständig erschienen sind die 2. Auflage des Kataloges für das Schloßmuseum Gobelsburg (Schmidt und Beitzl) und der Katalog der Sonderausstellung Französische Volkskunst (Beitzl). Durch diese Kataloge konnte auch der Tauschverkehr der Bibliothek des Museums intensiviert werden. Das Archiv des Museums (Dokumentation) wurde laufend erweitert und zum Teil mit der Verweis-Kartei übereingestimmt.

Leopold Schmidt

Volkskunde beim 10. Österreichischen Historikertag

Die 10. Tagung des Verbandes österreichischer Geschichtsvereine fand in der Zeit vom 20. bis 23. Mai 1969 in Graz statt und wurde vom Steiermärkischen Landesarchiv unter der Leitung von Hofrat Univ.-Prof. Dr. Fritz Posch hervorragend organisiert abgewickelt. Die Teilnehmer waren von der Fülle der Veranstaltungen und Exkursionen stark beeindruckt. Die Volkskunde kam in ihrer Sektion 6 zur Geltung, deren Referate dem zentralen Thema des Volkkundlichen Ertrages der bisherigen steirischen Landesausstellungen gewidmet war. Am Dienstag, 20. Mai, wurden im Heimatsaal des Steirischen Volkkundemuseums die drei vorgesehenen Referate von Landeshauptmannstellvertreter Professor Dr. Hanns Koren „Volkkundliche Erfahrungen aus den steirischen Landesausstellungen“, von Dr. Sepp Walter „Volkkundliches von der Ausstellung ‚Der steirische Bauer‘ 1966“ und von Dr. Friedrich Waidacher „Volkkundliches von der Ausstellung ‚Der steirische Berg- und Hüttenmann‘ 1968“ abgehalten, vor etwa 45 dauernden Teilnehmern. Aber auch in anderen Sektionen waren volkkundliche Referate zu hören, so in der Sektion 7, Historische Geographie, wo Prof. Doktor Richard Wolfram über „Der Österreichische Volkkundeatlas“ sprach und dabei die Karten der 3. Lieferung vorlegte, sowie in der Sektion 10, der Arbeitsgemeinschaft der Museumsbeamten und Denkmalpfleger Österreichs, in der Dr. Karl Haiding mit seinem Referat „Einrichtung und Aufgaben des Heimatmuseums Trautenfels“ zu Worte kam.

Besonders beachtenswert erscheint, daß auch die in reicher Fülle gebotenen literarischen Kongreßgaben zahlreiche volkkundliche Beiträge enthielten. Es handelt sich dabei in erster Linie um den umfangreichen, schön gestalteten Band „Festschrift 150 Jahre Joanneum. 1811—1961“, der im Auftrag der Steiermärkischen Landesregierung von Bertold Sutter herausgegeben wurde, als „Joannea, Bd. II“, Graz 1969. Hier finden sich neben vielen anderen wertvollen Beiträgen folgende direkt fachlich einschlägige: Sepp Walter, Das steirische Volkkundemuseum in den Jahren 1913—1961 (S. 205 ff.); Karl Haiding, Das Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels (S. 255 ff.); Sepp Walter, Eisenopfer in Steiermark (mit 1 Karte und 4 Abb.) (S. 377 ff.); Karl Haiding, Stiertreiber und Stiergrössing (mit 16 Abb.) (S. 389 ff.). Aber auch die von Ferdinand Tremel geleitete „Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark“ stellte

sich in ihrem LX. Jahrgang, Graz 1969, mit mehreren volkskundlichen Beiträgen ein, nämlich den folgenden: Karl Haiding, Fahrzeuge des steirischen Ennsbereiches und des Ausseer Landes (mit 7 Abb.) (S. 173 ff.); Fritz Fahringer, Buttermodel als Minnegaben im steirischen Salzkammergut (mit 8 Abb.) (S. 293 ff.). Und die stets nützlichen und lesenswerten „Blätter für Heimatkunde“ enthalten in dem der Tagung dargebotenen Heft 2 des 43. Jahrganges, Graz 1969, folgende volkskundlich belangreiche Artikel: Herwig Ebner, Fröhliches aus altem Papier (mit einer Volksliedaufzeichnung von 1660) (S. 40 ff.) und Fritz Fahringer, Böllerschießen in der Osternacht (mit Abb. von zahlreichen gesammelten Böllern) (S. 71 ff.).

Schließlich darf noch darauf hingewiesen werden, daß schon vor der 10. Tagung der „Bericht über den neunten österreichischen Historikertag in Linz“ erschienen ist (Wien, Verband Österreichischer Geschichtsvereine, 1968), 248 Seiten stark. Er enthält u. a. die Referate unserer Sektion 6 (S. 146–161), die der Most- und Weinbauvolkskunde gewidmet waren (Schmidt, Grün, Lipp). Auch dies ein gutes Beispiel dafür, wie nützlich sich das nunmehr schon zwanzig Jahre dauernde Zusammenwirken mit dem Verband österreichischer Geschichtsvereine immer wieder gestaltet.

Leopold Schmidt

Zur Neuaufstellung der Sammlung Edgar v. Spiegl, früher Volkskundemuseum Engleithen, im Schloß zu Linz.

In seiner Besprechung, „Die Sammlung Edgar von Spiegl in Linz“ (Ö. Ztschrft. f. Vkte., Bd. 71, Heft 4, S. 250), hat Leopold Schmidt bedauert, daß sie nicht an ihrem ursprünglichen Standort Engleithen bei Bad Ischl verbleiben konnte, zumal sie in ihrer neuen Widmungsstätte, dem Schloßmuseum zu Linz, den Rahmen der bisherigen auf das Land beschränkten Bestände sprengte und erweiterte. Das oberösterreichische Salzkammergut hätte in Engleithen sein Volkskundemuseum gehabt, jetzt hätte es dieses verloren und das Schloßmuseum hätte auf der anderen Seite keine echte Bereicherung hinzugewonnen. Eigentlich hätte es das Geschenk gar nicht annehmen dürfen. Diese das Oberösterreichische Landesmuseum doch sehr berührende Beurteilung beruht teilweise auf einer Unkenntnis gewisser Voraussetzungen, teils auf einer die Aufgaben eines großen Landesmuseums doch zu einengenden Auffassung. Es sei daher in Ergänzung des oben erwähnten Berichtes auch der Standpunkt des Oberösterreichischen Landesmuseums dargelegt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Verbleib der Sammlung Spiegl im Salzkammergut selbst an sich sinnvoll gewesen wäre. Die Eigentümerin war daher Jahre hindurch intensiv bemüht, Lösungen in der Richtung zu finden und u. a. die Stadtgemeinde Bad Ischl zur geschenkreisen Übernahme der Sammlung zu bewegen. Das Anerbieten scheiterte an der mit der Schenkung verbundenen selbstverständlich erscheinenden Auflage der Aufsichtsverpflichtung, Wartung und Instandhaltung des vorhandenen kleinen Museumsgebäudes. Die Stadtgemeinde Bad Ischl erklärte sich aus finanziellen Erwägungen nicht imstande, die Sammlung zu übernehmen. In dem Bestreben, noch zu ihren Lebzeiten das Problem des endgültigen Schicksals der Sammlung zu lösen, wandte sich die Baronin an den Landeshauptmann von Oberösterreich mit der Anfrage, ob das Land mit der Auflage einer geschlossenen Darbietung zur Übernahme der Sammlung bereit sei. Da gerade die Vorbereitungen zur Einrichtung des Schlosses zu Linz als Museum in vollem Gange liefen, war es naheliegend, die Lösung des Problems Engleithen mit der Auf-

nahme der Sammlung in das Konzept des werdenden Schloßmuseums herbeizuführen. Eine Ablehnung der Schenkung hätte den Verlust dieses wohl für ganz Österreich bedeutenden kulturellen Bestandes nach sich gezogen. Angesichts dieser Alternative ist jedes an sich noch so verständliche Bedauern über die Verlegung der Sammlung in die Landeshauptstadt irrelevant. Da nun einmal die Würfel gefallen waren, konnte es sich nur mehr darum handeln, die Sammlung organisch in das bestehende Konzept einzubauen. Als Lösung bot sich an, sie effektiv als Abschluß der volkskundlichen Schau zu setzen. Kein Besucher muß, irgend einem vorgenommenen oder zweckmäßigen Ablauf folgend, den am Ende des Ganges, im abschließenden Stockwerk gelegenen „Spiegelsaal“ betreten. Besuchertechnisch ist die Sammlung klar als Annex gereiht. Fachtechnisch, vom Standpunkt dessen, der die Sammlung sehen will, aus gesehen, bietet sie die ganzheitliche Zusammenfassung eines auch kartographisch geschlossenen Landschaftsraumes (siehe Katalog S. 9), dessen überwiegende Ausdehnung im südlichen Oberösterreich und dessen Schwerpunkt im Salzkammergut gelegen ist. Unter den nicht aus dem Salzkammergut stammenden Objekten rangiert hinsichtlich ihrer Herkunft das „übrige Oberösterreich“ an erster Stelle.

Aber nicht nur diese Möglichkeit einer geschlossenen Landschaftsdarstellung (alle übrigen Säle sind sachlich gegliedert) bedeutete einen Gewinn für das Oberösterreichische Landesmuseum, sondern, neben der sehr qualitätvollen Vermehrung der Bestände, u. a. auch die Chance, zwei neue Interieurs den bereits bestehenden anzuschließen. Diese neuen Interieurs („Gosauer Stube“ und „Hohe Stube aus dem mittleren Trauntal“) sind auch für den durchschnittlichen Besucher echte Bereicherungen und befriedigen ein echtes Bedürfnis.

Ein weiterer Einwand der Besprechung L. Schmidts spricht die Befürchtung aus, daß das Linzer Museum mit dem Erwerb der Sammlung E. v. Spiegel einen „Zug zur vergleichenden Volkskunde“ annimmt, den es als Landesmuseum auf die Dauer nicht einhalten könne. Dieser Einwand bedürfte einer grundsätzlichen Erwidierung, die in diesem Zusammenhang wohl zu weit führen würde. Soviel sei jedoch bemerkt, daß der Zug zum Vergleich am O.-Ö. Landesmuseum schon seit vielen Jahrzehnten nicht nur vorhanden ist, sondern aus Gründen der Wissenschaftlichkeit bewußt gepflegt wird. Ganze Sammlungsgruppen etwa der naturwissenschaftlichen Abteilung (z. B. die Raubvogelsammlung), der kunst- und kulturgeschichtlichen Abteilung (z. B. Graphiken, Gemälde, Kunsthandwerk, Numismatik), aber auch der volkskundlichen Abteilung (z. B. die Hinterglashildersammlung, die Devotionaliensammlung, die Amulettensammlung, die Kostümsammlung, die Spielzeugsammlung, die Instrumentensammlung) sind von vornherein auf Vergleichsbasis angelegt. So sind jetzt den vorhandenen 600 Hinterglashildern aus ganz Mitteleuropa weitere hundert erlesene „Spiegel“-Bilder der Sammlung E. v. Spiegel angereiht, ein imponierendes und nützliches Vergleichsmaterial! Eine ebensolche Bereicherung hat die große Pachinger'sche Amulettensammlung nun durch die Sammlung Spiegel erfahren.

Sammlungen sind ja auch in Museen vor allem wissenschaftliche Arbeitsmittel; dies wurde von allen wissenschaftlichen Abteilungen des Hauses längst erkannt. Hätte sich gerade die Volkskunde-Abteilung dieser Erkenntnis verschließen sollen?

Übrigens haben schon die Satzungen aus dem Jahre 1920 für die Verwaltung des O.-Ö. Landesmuseums festgelegt, daß „... auch das Fremde, insofern es zu vergleichenden Studien ... dienen kann, in den Bereich seines Sammelns und seiner Bearbeitung“ heranzuziehen sei.

Natürlich wird ein Landesmuseum sich letztlich auf seinen Landesbereich konzentrieren, aber im Laufe eines 135jährigen Bestehens erwirbt es eben zwangsläufig Vergleichsmaterial; wenn die Aufsammlung und Darbietung des Eigenbestandes nicht darunter leidet, gibt es keinen Grund, solche Bereicherungen und Blick-Erweiterungen zu bedauern.

Um die Besucher der nunmehr endgültig aufgestellten Volkskunde-Abteilung des Schloßmuseums für den Verlust des der Spiegl-Sammlung zur Verfügung gestellten früheren „Bauernhaus-Saales“ zu entschädigen, wurden von der Direktion zwei große Säle des Erdgeschosses für eine übersichtlich aufgestellte Studiensammlung bemalter Bauernmöbel zur Verfügung gestellt, so daß nach jeder Hinsicht das Menschenmögliche geschehen ist, die Neuerwerbung nicht nur sachlich zu rechtfertigen, sondern zu einem beglückenden Erlebnis werden zu lassen.

Franz Lipp

In memoriam Prof. DDDr. Matthias Mayer, Going-Innsbruck

Mit dem am 22. März 1969 im 85. Lebensjahre verstorbenen Pfarrer i. R. DDDr. Matthias Mayer hat das Land Tirol und die Erzdiözese Salzburg einen hervorragenden Gelehrten und hochverdienten Erforscher der Geschichte und Heimatkunde des Nordtiroler Unterlandes verloren. Am 8. Dezember 1884 zu Oberlangkampfen geboren, wurde der talentierte Matthias zum Studium ins Borromäum nach Salzburg geschickt. Anschließend bezog er das Germanicum in Rom, wo er an der Gregorianischen Universität das Doktorat der Philosophie und der Theologie erwarb. Nach Abschluß seiner Ausbildung wirkte DDDr. Mayer als Kooperator in Angath und Wörgl, und dann, von 1912 bis 1929, als Präfekt und Verwalter im Borromäum zu Salzburg. Dort vertiefte er sich vor allem in die Schätze des Ordinariatsarchivs, denn er hatte schon lange den Plan gefaßt, für den Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg ein historisch-statistisches Handbuch zu verfassen. Gewissermaßen als Vorarbeit dazu veröffentlichte DDDr. Mayer schon 1927 das Buch „Regesten zur Geschichte Kufsteins 1343—1622“ sowie noch im selben Jahre das Buch über „Die Römerstraße durch das Unterinntal“. 1933 folgte das zweibändige Werk über „Maria Stein im Unterinntal“. Inzwischen war DDDr. Mayer durch die Übernahme der Pfarre Going im Jahre 1929 in sein engstes Forschungsgebiet übersiedelt und als „Pfarrer von Going“ war er in Kreisen aller Heimatkundler und Volksforscher weiterhin bekannt und geschätzt. 1936 kam der erste Band des auf 16 Bände geplanten großen Werkes „Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg, kirchen-, kunst- und heimatgeschichtlich behandelt“ heraus. Er hat die Pfarren Brixen i. T., Kirchberg und Aschau zum Gegenstand und wurde von der Kritik, wie auch alle folgenden Bände, anerkennend beurteilt. 1942 erschien der 2. Bd. (Westendorf, Hopfgarten, Kelchsau und Itter), 1950 der 3. Bd. (Schranne, Langkampfen), 1956 der 4. Bd. (Kirchdorf, Waidring, Kössen und Schwendt). In den Bänden 5 bis 10 wurden heimatkundliche Fragen nicht mehr behandelt, vielmehr wird auf eine eigene Parallel-Schriftenreihe „Das Tiroler Unterland“ verwiesen, von der zwei stattliche Bände („Söll“ und „Langkampfen“) 1949 und 1953 erschienen sind. 1959 brachte DDDr. Mayer, der kurz vorher als Pfarrer in den Ruhestand getreten war, ein Ergänzungsheft heraus, das die schwierigen Fragen um „Entstehung und Alter der Kirchen im Tiroler Anteil“ kritisch und mit großer Geistesschärfe untersucht. 1961 folgte der bisher letzte Band, der 7. Bd., der „Kufstein und die Schranne Ebbs, Niederdorf, Walchsee, Erl“ behandelt. Bei Herausgabe dieses Bandes wurde

DDDr. Mayer bereits von Dr. Johannes Neuhardt unterstützt, der nach dem Willen des nunmehr Verewigten das große Werk fortführen soll. DDDr. Mayers durch Druck veröffentlichte Schriften umfassen weit über dreitausend Druckseiten. Sie beruhen größtenteils auf primärem Quellenmaterial und sind durch eine bewunderungswürdige Vielseitigkeit der behandelten Gegenstände charakterisiert. Neben der Pfarr- und Kirchengeschichte bezieht der gelehrte Pfarrer auch die Siedlungsgeschichte, dann vor allem die Kunstgeschichte und Volkskultur ein. Probleme der Wirtschafts- und Rechtsgeschichte werden gleichfalls mit einbezogen. DDDr. Mayer hat das oft sehr ausgebreitete einschlägige Schrifttum in staunenswerter Weise überblickt und beherrscht. Dies ist umso bewundernswerter, als er ja meist fern von größeren Bibliotheken gearbeitet hat und seine Werke gewissermaßen nur im Nebenberuf verfaßt hat. DDDr. Mayer war ein richtiger „Unterländer“, raschen Geistes, tatkräftig, beweglich. 1950 ehrte ihn die Universität Innsbruck durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft, 1960 durch das Ehrendoktorat der Staatswissenschaften. Das Land Tirol hat diesen seinen großen Sohn mit dem Ehrenzeichen ausgestattet, der Bund durch die Zuerkennung des in diesem Falle besonders verdienten Berufstitels „Professor“. Es bleibt nur zu wünschen, daß DDDr. Mayers schon so weit gediehenes monumentales wissenschaftliches Lebenswerk „Der Tiroler Anteil“ im Geiste des Verstorbenen fortgeführt und vollendet werden möge.

Nikolaus Grass

Volksmusikinstrumente der Balkanländer

Am 29. Juni fand die Eröffnung der Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente der Balkanländer“ im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien statt. Die Ausstellung, von Kustos Dr. Adolf Mais zusammengestellt und mit einem instruktiven Katalog versehen, soll die erste in einer Reihe „Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie“ sein, die das reiche diesbezügliche Sammelgut des Museums in entsprechenden Proben darbieten wird.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Lutz Röhrich, **Adam und Eva**. Das erste Menschenpaar in Volkskunst und Volksdichtung. 194 Seiten, 148 Abb., davon zahlreiche in Farben. Stuttgart 1968, Verlag Müller und Schindler.

Trotz der vielen Erscheinungen zur Volkskunsthochforschung gibt es eigentlich selten größere Darstellungen von einzelnen prominenten Motiven. Es war ein guter Gedanke des bedeutenden Volkserzählforschers, zu den von ihm bearbeiteten Sagen und Schwänken über Adam und Eva auch die Darstellungen in der Volkskunst zu stellen, wobei der Begriff wieder einmal ganz weit gefaßt ist. Von der mittelalterlichen Plastik bis zum Farbdruck des 19. Jahrhunderts ist eigentlich alles vertreten; Gebäckmodel, Eisenblechschnitte und Hinterglasbilder fehlen ebensowenig wie Seiffener Schnitzereien und irdene Weihwasserbecken. Das Stammelternpaar kann eben in der Wäschestickerei ebenso auftreten wie in der Hausfreskobemalung, auf Fastentüchern ebenso wie auf ritzverzierten Pulverhörnern, auf Taufschüsseln wie auf Ofenplatten, und was man alles heranziehen mag. Röhrich hat sich viele Jahre hindurch nach seinem Motiv umgesehen, und bringt auch aus kleinen Sammlungen und entlegenen Heimatmuseen manches gute, sonst nicht abgebildete Stück. Er hat sich auch bemüht, die jeweiligen Zusammenhänge einigermaßen zu erfassen. Er versucht die Vorlagen, die Motivgestaltung und die sich ergebende Typologie ebenso zu erfassen wie die Fülle der Materialien. Daß die brauchwürdigen Funktionen in seiner Darstellung nicht fehlen, ist selbstverständlich, wenn man hier auch sicherlich noch immer wird weiter beitragen können. Die Bedeutung des Stammelternpaares für die Heraldik der Hafner beispielsweise läßt sich landschaftlich noch bedeutend unterstreichen. Ein bemerkenswerter Hinweis darauf jetzt bei Vladimir Scheufler, **Das Adam- und Eva-Motiv im böhmischen Töpferhandwerk** (Letopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung. Reihe C, Volkskunde, Nr. 11/12, 1968/1969, S. 244 ff.).

Im Anschluß an die reiche Fülle der vorzüglichsten Abbildungen führt Röhrich „Erzählungen und Legenden“ um das erste Menschenpaar vor. Er greift hier weiter als bei den Bildern aus, obwohl er sich auch dort nicht auf das deutsche Material beschränkt. Aber bei den Erzählungen nehmen doch die verschiedenen osteuropäischen Legenden eine besondere Stellung ein, wobei sich Röhrich auch jüdische und bogumilische Fassungen nicht entgehen läßt, ebensowenig wie neugriechische und jemenitische. Das ist zwar des Überblickes und die Fülle der Traditionen wegen wichtig, führt aber vielleicht doch aus dem durch die Volkskunst Mitteleuropas vorgegebenen Rahmen einigermaßen heraus. Umgekehrt führen die beiden letzten Abschnitte „Sprichwörter — Sprüche — Rätsel“ und „Lieder“ wieder ganz in die deutsche Volksüberlieferung zurück. Die Volkslieder vom ersten Menschenpaar im Paradies

scheinen mir nicht ganz ausgeschöpft, und vielleicht hätte hier auch ein Brückenschlag zu den Paradeissspielen noch erfolgen sollen, in die ja manche dieser Lieder eingelegt waren.

Im ganzen wird man Verfasser und Verlag dankbar dafür sein, daß sie sich des wichtigen Themas mit soviel Freude am Stoff und an seiner schönen Darbietung so sehr angenommen haben.

Leopold Schmidt

Gustav Holzmann, **Dürnkrot**. Die Entwicklung einer Marktgemeinde. Archivalische Vorarbeiten: Franz Rauscher. 568 Seiten mit zahlreichen Abb. Dürnkrot, Niederösterreich 1968.

Ein umfangreiches Heimatbuch, ganz auf geographischer und historischer Grundlage erstellt. Holzmann hat sich als Geograph, vor allem als Wirtschaftsgeograph, schon mehrfach mit der weiträumigen Landschaft nördlich von Wien beschäftigt und mit seiner „Verstädterung des Marchfeldes“ gezeigt, was die geographische Betrachtungsweise zur Zeit zu solchen Problemen zu sagen hat. Auch in diesem Fall, bei dem Marchübergangsort Dürnkrot, liegt der Schwerpunkt der Darstellung auf der gegebenen räumlichen und verkehrsmäßigen Raumsituation. „Die Gestalter der historischen Ereignisse ... bewegten sich in einem bestimmten Landschaftsraum, dessen Form und Wesen entscheidend das menschliche Geschehen im Wandel der Zeiten beeinflussen“ (S. 14). Wenn man die vielen Namen der adeligen Geschlechter, von den Kuenringern bis zu den Hamilton und den Sachsen-Coburg, die jeweils auf Schloß Dürnkrot saßen, überprüft, wird man freilich zur Kenntnis nehmen müssen, daß sie mit dem Dürnkroter Landschaftsraum fast gar nichts zu tun hatten. Ihre Untertanen hätten von der Raumsituation mehr spüren müssen, aber das kommt nur in bestimmten Abschnitten zum Ausdruck. Sie haben die Zuckerrübenwirtschaft nicht erfunden, sondern mußten sie annehmen, als sich die Großgrundbesitzer darauf einstellten. Sie mußten das jähe Emporschnellen der slavischen Bevölkerungsziffern zur Kenntnis nehmen, als zwischen 1867 und 1918 die Marchgrenze vorübergehend ihre alte sprachliche Trennfunktion einbüßte (S. 329 ff.). Alle diese Dinge haben wir für Hohenau durch die bei weitem volkskundlicher eingestellte Darstellung von Anton Schultes (Deutsch-Slawische Nachbarschaft an der March, Wien 1954) sehr eindrucksvoll vorgelegt bekommen, eben mehr vom Menschen und seinen traditionellen Lebensformen her gesehen.

Holzmann erfaßt die Wirtschaftsgeschichte von Dürnkrot sowohl im Detail wie in der jeweiligen Zusammenfassung sehr gut, die zahlreichen Statistiken (in verständlichen Graphiken erläutert) und die alten Photographien geben eine Darstellung, die für uns wenigstens eine Art von Rahmen sein kann: Das eigentliche Bild freilich fehlt. Wie sich der Wandel in den einzelnen Epochen, zumindest vom Zeitalter der Grunduntertänigkeit bis zur neuesten Phase des Industriezeitalters, abgespielt hat, das steht in dem Buch nicht drin. Ob es sich um den Wandel von der Tracht zur Alltagskleidung aus dem Kaufhaus, von der Sage zum Groschenroman, vom Volkstanz zur Massentanzbelustigung handelt, das gibt es für Holzmann nicht. Wenn ab und zu das Wort „Sage“ fällt, beispielsweise bei der genau beschriebenen Schlacht von 1276 (S. 102), dann doch immer nur mit dem Tenor „das sind eben Sagen“, — als ob es für deren Erforschung nicht genau solche Kriterien und Methoden geben würde wie für den Vergleich der Getreidepreise usw. So merkwürdig das

auch sein mag, aber die Volkskunde als eigenes Fach existiert für Holzmänn nicht, er tritt ihren Erscheinungen sogar polemisch entgegen, und man fragt sich nur, ob diese Einstellung bei der Schaffung eines derartigen Ortsbuches auch angezeigt und fruchtbar ist. Unsereins freut sich doch immer, wenn ein solches niederösterreichisches Buch irgendeinen weiterführenden Hinweis bringt, und sei es nur ein altes Photo. So begrüßt der Hirtenforscher vielleicht auf S. 507 die Abbildung des alten Dürnkruiter Halterhäusls, wird aber keinen Versuch einer Einordnung einer solchen Erscheinung finden. Auch die Abbildung des sogenannten „Zehentstuhles“, eines stuhlartig gestalteten Zehentsteines bei der Dürnkruiter Exklave Trümmeläcker (S. 153) wird von der Rechtsvolkskunde dankbar begrüßt werden. Bei Eberhard Frh. von Künßberg, *Rechtliche Volkskunde* (Halle 1936) S. 131, steht doch fast nichts über diese Steine. Aber wir erfahren eben auch hier (S. 154) nichts über das hinaus, was das Bild sowieso zeigt, ja eigentlich weniger, denn die merkwürdige Gestaltung des „Zehentstuhles“ wird ja nicht einmal beschrieben.

Ein geographisch-landesgeschichtlich sehr gutes Buch, das aber, wie so manche gleichen Zeichens, kein Verhältnis zur Volkskunde finden konnte. Im allgemeinen gut gearbeitet, wenn auch etwas burschikos, mitunter auch sprachlich etwas unkontrolliert geschrieben.

Leopold Schmidt

Alte Weihnachtskrippen aus Niederösterreich. Katalog der gleichnamigen Sonderausstellung des Niederösterreichischen Landesmuseums vom 12. Dezember 1968 bis 8. Jänner 1969. 36 Seiten, 50 Abb. im Text und auf Tafeln. Wien 1968, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung.

Die volkskundlichen Sonderausstellungen des Niederösterreichischen Landesmuseums bestätigen von Jahr zu Jahr, daß dort nunmehr eine gewissenhafte Nacharbeit der seit vielen Jahren im Lande geleisteten Stofferfassung durchgeführt wird. Hermann Steininger verfolgt bei den Ausstellungen, auch bei dieser Krippenausstellung, gewissenhaft alle Spuren, die jemals in der Literatur aufgetaucht sind, und bemüht sich, die dort oft nur recht allgemein gekennzeichneten Objekte womöglich wirklich zu Gesicht zu bekommen und dann auch einige Wochen hindurch in der Herrengasse auszustellen.

Der schöne Katalog zeigt ganz deutlich, daß die vielen Vorarbeiten, einschließlich meiner Zusammenfassung in dem von Nikolaus Grass herausgegebenen Sammelwerk (*Weihnachtskrippen aus Österreich*. Innsbruck 1965) nicht umsonst waren, daß sich die in oft nur sehr geringfügigen Notizen zunächst bekanntgemachten Krippen (und auch andere Werke weihnachtlicher Volkskunst) doch noch an Ort und Stelle aufreiben lassen — soweit sie nicht wie die Iglauer Krippe in Heidenreichstein gelegentlich eben verkauft worden sind. Nebeneinandergestellt ergeben diese aus sehr verschiedenen Quellen stammenden Weihnachtskunstwerke dann doch einige beachtliche Reihen, man versteht wieder einmal das komplizierte Kulturgefüge Niederösterreichs etwas besser. Der sehr genau und mit überprüften Anmerkungen gearbeitete Katalog Steiningers wird daher seinen Platz in der Krippenliteratur wie in der ganzen niederösterreichischen Volkskunde behaupten.

Leopold Schmidt

Walter von Semetkowski, Aufsätze und Aufzeichnungen aus sechs Jahrzehnten. Unter Mitarbeit von Reinhild v. Semetkowski, redigiert von Erich Gschwend und Erika Horn. 519 Seiten, mehrere Abb. auf Tafeln. Graz 1968, Steinisches Volkbildungswerk.

Der langjährige Landesdenkmalpfleger für Steiermark Walter Semetkowski hat zum innersten Kern der Heimat- und Volkstumspflege-Bestrebungen im ersten Drittel unseres Jahrhunderts gehört. Mit Josef Steinberger und Viktor von Geramb ist er treibende Kraft bei jenen vielen Bestrebungen und Aktionen gewesen, die eine volkstümliche Bildung mit starken Anregungen gerade von der Volkskunde her bewirken wollten. Als vorzüglicher Redner und Schreiber hat er neben seinem Hauptberuf unermüdlich in dieser Richtung gewirkt. So erscheint es verdienstvoll, die verstreuten kleineren Schriften Semetkowskis gesammelt vorzulegen. Ein verhältnismäßig ausführliches Lebensbild aus der Feder der Witwe Semetkowskis leitet nach dem Vorwort Hanns Korens den stattlichen Band ein. Die Aufsätze sind in drei Gruppen gegliedert: I. Volksbildung, Denkmal- und Heimatpflege; II. Landschaft, Bauwerke und Kunststätten; III. Menschen und Lebenskreise. Im II. Hauptabschnitt stehen so manche feine, immer noch lesenswerte Aufsätze wie der über „Das Haus in Steiermark“ oder jener über „Steirische Kalvarienberge“. Ebenso lesenswert sind die Nachrufe auf bedeutende steirische Persönlichkeiten wie Geramb oder Othmar Wonisch. So mancher Artikel verbindet Erinnerung an eigenes Streben mit dem Gedenken an die Freunde. Und da es sich um durchwegs durchdachte, feinsinnig geschriebene Aufsätze handelt, treten die Dinge wie die Persönlichkeiten, mit denen sich Semetkowski beschäftigt hat, hier noch einmal lebensvoll vor den Leser.

Leopold Schmidt

Johanna Baronin Herzogenberg, Zwischen Donau und Moldau. Bayerischer und Böhmerwald. Das Mühlviertel und Südböhmen. 350 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Farbtafeln. München 1968, Prestel-Verlag. DM 19,80.

Ein schönes, ein gutes Buch. Jeder, der sich einmal mit dem großen Waldgebiet auf der bayerischen oder auf der böhmischen Seite beschäftigt hat, der Südböhmen oder das Mühlviertel durchwandern durfte, wird sich an der köstlichen Darstellung erfreuen, die von Eger bis zur Donau führt, mit gut angeordneten Fahrten durch das ganze Gebiet wie durch seine Teilstücke. Wer die Gebiete nur volkskundlich kennengelernt hat, wird staunen, daß die Baronin Herzogenberg sich wirklich über die Hinterglasmaler, über den Further Drachenstich, über die Wallfahrt St. Hermann bei Bischofsmas informiert hat, er wird sich wundern, wieviel ihr von den Donauschiffern oder von der Zwiesler Schmalzlergläsern bekannt ist, und über Dutzende derartiger Dinge. Daß sie außerdem, und eigentlich hauptsächlich, die Landschaften, ihre Burgen und Schlösser und nicht zuletzt ihre Kirchen und Klöster vorzustellen weiß, erscheint beinahe selbstverständlich. Das ist alles lebendig geschildert, mit offenbar vorzüglicher Kenntnis auch Böhmens, selbst ein Blick auf Prag ist ja nicht vergessen, und doch mit taktvoller Berücksichtigung auch aller Wunden, welche die Grenzziehungen gerade diesem aus der Vogelperspektive so einheitlich anmutenden Gebiet geschlagen haben. Wer von der Bogenberger Pfingstkerzenwallfahrt ebenso zu erzählen

weiß wie von der Hinterglasmaler-Familie Verderber in Außergefild, der muß sich mit dem Gebiet und seiner bekanntlich recht umfangreichen Literatur sehr intensiv beschäftigt haben. Wenn dann die Darstellung dennoch so beschwingt und mühelos wirkt, — umso besser.

Leopold Schmidt

Salzburg. Fest. Spiel. Brauch. Herausgegeben von Veit W. Jerger. Großformat, 114 S., mit 68 Abb. und 7 Farbtafeln. Salzburg 1969, Verlag Anton Pustet. S 280,—.

Das stattliche, großformige Buch, ein Grußband zu den Salzburger Festspielen, auch wenn es sich um die Osterfestspiele dabei handelt, bietet mit seinen zahlreichen sehr lebendig aufgenommenen schönen Bildern auch für uns einigen Gewinn. Schauspiel und Schaubrauch finden sich da neben den Werken der großen Meister wiedergegeben: Sternsinger, Glöckler, Perchten, Aperschnalzer (aus Wals), der Palmesel (von Puch), die Fußwaschung im Dom, vom Loferer Passionsspiel ein Faksimile des Handschrift-Titelblattes, die Laufener Piratenschlacht, der Leonhardiritt (Irrsdorf), der Georgiritt (Eugendorf), der nur in der zeitlichen Reihenfolge nicht richtig eingeordnet erscheint. Von Volkskunstobjekten ist die Zinnflasche mit der Hanswurstdarstellung von 1795 bemerkenswert.

Die Bilder sind recht gut beschriftet, es sind oft Text — Lieder, Schauspielteile — dazugestellt, und eine Reihe von bibliographisch ziemlich genauen Nachweisen belehrt denjenigen, der sich nun, angeregt durch Text und Bild, weiter orientieren will. Ein sehr schönes Erinnerungsbuch an Salzburg also.

Leopold Schmidt

Karl Ilg (Herausgeber), Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. Bd. II. 544 Seiten, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln. Innsbruck 1968, Universitätsverlag Wagner. S 167,—.

Das stattliche vierbändige Werk ist nunmehr mit dem II. Band abgeschlossen worden. Es ist der im wesentlichen der Landesgeschichte gewidmete Band, auf den wir hier also nur kurz hinweisen können.

Zunächst bietet Elmar Vonbank eine gediegene, reich belegte „Vor- und Frühgeschichte“ des Landes vor dem Arlberg. Es folgten Josef Zehrer mit der „Besiedlung des Rheintales und des Walgaues“, Rudolf Fischer mit der „Besiedlungs-, Rechts- und Sozialgeschichte des Bregenzerwaldes“ und Karl Ilg mit der „Siedlungsgeschichte und Siedlungsformen der Walser, einschließlich des Montafons“. Die drei einander zugeordneten siedlungsgeschichtlichen Kapitel sind nicht ganz gleichwertig und behandeln auch nicht immer genau den gleichen Stoff. Bei Ilg, der ja ein eigenes Buch über die Walser in Vorarlberg geschrieben hat, tritt das volkskundliche Element verständlicherweise stärker in den Vordergrund.

Diese vier Kapitel zusammen bieten gewissermaßen die Grundlage für die folgende sehr ausführliche (S. 151—344) „Landesgeschichte“ von Ludwig Welti, einer vorzüglichen Leistung, die „Geschichte“ von den verschiedensten Aspekten her zu beurteilen versteht. Dann kommt die für Vorarlberg hervorragende wichtige Wirtschaftsgeschichte zu Wort: Ferdinand Elmenreich und Gottfried Feurstein behandeln „Die Landwirtschaft Vorarlbergs“, und Ernst Kolb gibt einen Über-

blick über „Die Entwicklung von Handel, Gewerbe und Industrie“. Den Abschluß bildet ein Überblick über „Die Entwicklung kultureller Einrichtungen“, in dem auch die Archive und Museen gewürdigt werden. Es ist durchaus lesenswert, wieviel an neuer Arbeit, an offensichtlich allmählich erst gewürdigten Leistungen in allen diesen Einrichtungen enthalten ist.

Das Geleitwort des Herausgebers zu diesem Band betont die Schwierigkeiten, unter den sowohl die Planung wie die Bewältigung des vierbändigen Werkes zu leiden hatte. Es ist fast selbstverständlich, daß darunter manche Kapitel nicht gleich so ausgefallen sind, wie man sie sich im nachhinein vorstellen könnte. Nicht einmal die Gliederung ist gleichgeblieben, dem Band ist eine neue beigegeben, die gegen die erstmals veröffentlichte ausgewechselt werden kann. Immerhin, das Werk im ganzen ist geleistet, Vorarlberg hat nun eine sehr ausführliche Landeskunde, welche auch volkskundliche Kapitel verschiedener Art einbeschließt. Wenn man am Ende eines so umfangreichen Werkes noch einen Wunsch an den Herausgeber äußern dürfte, dann wäre es wohl der nach einem Register. Die Stoffe, einschließlich der Personen- und Ortsnamen, die ja in mehreren Bänden immer wieder vorkommen, ließen sich dadurch ganz anders überblicken, als dies jetzt möglich ist. Ein schmaler Nachtrags- und Registerband würde daher sehr angezeigt erscheinen.

Leopold Schmidt

Elmar Schallert, Kapellen und Bildstöcke in der Pfarre Nenzing.
Dornbirn, Druck Vorarlberger Verlagsanstalt, 1968. 61 Seiten, 2 Abbildungen und 2 Zeichnungen.

Vor kurzem konnte an dieser Stelle die Neuerscheinung „Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten“ von Eduard Skudnigg angezeigt werden (ÖZV XXI/70, 1967, S. 286—287). Zu demselben Thema hat sich nun auch aus Vorarlberg Elmar Schallert zu Wort gemeldet mit einer umsichtigen und gründlichen Darstellung aller Kapellen und Bildstöcke sowie Flur- und Unfallkreuze im Gebiet der Waigau-Pfarre Nenzing (Bezirk Bludenz). Besonderer Anlaß für die Veröffentlichung der vorliegenden Broschüre war die Einweihung des restaurierten „Gravnerbildes“ im Nenzinger Ortsteil (Quart) Grav, dessen Entstehung bis in das 16. Jahrhundert zurückführt. Der Bildstock wurde in Erfüllung eines Gelübdes (Errettung aus einem Seesturm) zu Ehren des hl. Nikolaus errichtet, und bis heute finden sich in der Woche vor dem Nikolausfest die Kinder von Grav hier zusammen, um gemeinsam zum „Samiklos“, dem Kinderpatron, zu beten. Das Gravnerbild, das von vier Nachbarn erhalten wird, ist von altersher auch Stationsaltar der Fronleichnamsprozession; seit eh und je werden dort samstags Seelenlichter angezündet.

Dieser besondere lokale Anlaß bot dem Verfasser also die Gelegenheit, seine abgerundeten Forschungen, für die er in gleicher Weise archivalische Belege, mündliche Überlieferungen und Befunde aus den gegenwärtigen Besitzverhältnissen bzw. Unterhaltsverpflichtungen heranziehen konnte, gedruckt vorzulegen. Die älteren topographischen Arbeiten von Andreas Ulmer (Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg, VI. Band: Dekanat Sonnenberg, I. Teil. Dornbirn 1937. S. 332 ff.) werden hiermit wesentlich ergänzt und fortgeführt. Jedes Bauwerk oder Zeichen — der Verfasser unterscheidet: Kirchlein, Kapelle, Bild (gemauerter Bildstock), Bildle, Bildstöckle (einfache Holzsäule), Kreuz und Kreuzlein —, in Nenzing zusammen mehr

als zwei Dutzend, wird auf Benennung (nach Standort, Stifter, Heiligenpatronat), auf Standort (an Wegen, Bächen, auf Privatgrund oder Allmeindoden, ältere Alpkapellen inmitten von Weideflächen), auf Form (Stilelemente und Ausstattung), auf die Entstehungsgeschichte und auf die schriftlichen bzw. mündlichen Überlieferungen bezüglich der Entstehungsursache (Verehrungen, fromme Stiftungen, Votivgelübde, Totengedenken, Grenzmarken, Ursprungserzählungen u. dgl.) hin befragt; besonderes Augenmerk wird jeweils den Fragen der Erhaltung der Andachtsstätten aus Stiftungen (Kapitalzins, Grundstückerlös, später in der Obhut von Häusern oder Familien) geschenkt. Anzumerken ist, daß einzelne dieser Kapellen wallfahrtsmäßige Geltung erlangt haben — Kühbruck, St. Rochus — und dementsprechend auch schon früher im topographischen Wallfahrtsbandbuch von Gustav Gugitz (Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Band III: Tirol und Vorarlberg, Wien 1956) erwähnt worden sind. Der Verfasser hat es nicht übersehen, auf die Reste des volkstümlichen Wallfahrtskultes (Votivbilder usw.) hinzuweisen und auch diese ausführlich zu beschreiben. Mit welcher Umsicht hier zu Werke gegangen wurde, zeigt die Einarbeitung auch der neuesten volkskundlichen Literatur etwa von Josef Dünninger und Karl Trautwein (Bildstöcke in Franken, Konstanz 1960) oder von Margarete Baur-Heinhold, „Bildstöcke in Bayern“ (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 5, 1954, S. 53—92). Das ist bei Arbeiten ausgesprochen lokalen Charakters durchaus nicht selbstverständlich, vgl. Klara Schwendinger, „Besondere Gedenkstätten (in Mellau)“ (Montfort 17, 1965, S. 283—301). Wenn nach dem Studium dieser sehr guten Darstellung ein Wunsch übrig bleibt, so wäre es der nach einer reichlicheren Bebilderung und nach einer Übersichtsskizze von Nenzing mit Eintragung der behandelten Denkmäler.

Klaus Beitzl

Helene und Thomas Finkenstaedt, **Stanglsitzerheilige und Große Kerzen**. Stäbe, Kerzen und Stangen der Bruderschaften und Zünfte in Bayern. 244 Seiten, mit 80 ganzseitigen Abb., davon mehrere farbig. Weissenhorn 1968, Anton H. Konrad Verlag.

In der Festschrift für Otto Höfler (Wien 1968, Bd. I, S. 107 ff.) findet sich ein Beitrag von Thomas Finkenstaedt, über „Kerzen und Kerzenstangen der Zünfte“, den man im dortigen Zusammenhang kaum suchen würde. Jedenfalls war dieser Artikel des hauptberuflich als Anglist tätigen Gelehrten eine Art Vorbote einer größeren Arbeit über das schöne Gebiet, das er sich zusammen mit seiner Frau als private Spezial-Sammel-Aufgabe abgedeckt hat. Seit die beiden außerhalb von Bayern wohnen, ist ihnen die Fülle der bayerisch-barocken Kunst erst so richtig aufgegangen, und sie haben sich das sehr schöne Gebiet der Prozessionsstangen ausgesucht, um daraus und darüber eine ganze Bestandsaufnahme anzulegen. Ihre Bildkartei umfaßt heute etwa 2000 Stangen, also eine respektable Leistung.

Für den österreichischen Betrachter ist das Gebiet besonders auffällig, weil hier die einst in reicher Fülle vorhandenen Prozessionsstangen schon seit der Aufklärung weitgehend verschwunden sind. Kommt man dann beispielsweise in eine der fränkischen Wallfahrtskirchen, so wirkt die Fülle der Stangen mit ihren meist sehr gut geschnitzten und bemalten Aufsätzen stark anregend. Es handelt sich um ein Gebiet, das man am besten „kirchliche Volkskunst“ nennen mag. Ähnlich wie die Krippenfiguren sind diese Plastiken der Prozessions-

stangen fast durchwegs von kundigen Schnitzern und Faßmalern hergestellt worden. Dennoch hat sich die amtliche Kunsttopographie meist darum nicht gekümmert, und in die Volkskundemuseen sind doch fast nur Trümmer und letzte Reste gelangt. Sehr viele Kleinplastiken, Heiligenstatuetten, die sich heute in den Depots der volkskundlichen Sammlungen befinden, können gut und gern Prozessionsstangenaufsätze sein, „Stanglsitzerheiligen“, wie sie der Buchtitel etwas zu verallgemeinernd altbayerisch nennt, und es wird für die „Vergleichende Volkskunde“ und ihre zwei- oder dreisprachigen Lexika und Bibliographien wieder sehr schwer sein, dafür einen adäquaten Ausdruck zu finden.

Aber die Sammlung Finkenstaedt ist also nunmehr vorhanden und mit diesem Buch auch in vorzüglicher Weise bekannt gemacht. Es geht dabei weniger um die allgemeinen Einleitungskapitel „Zunft und Bruderschaft“, „Heiliger und Patron“ und „Wachs und Kerze“ als um die Spezialabschnitte über Bruderschaftsstäbe, Tortschen, Große Kerzen, Leichenkerzen, Engelstangen, Heiligenstangen, Standarten und Zunftstangen, wie sich Finkenstaedts ihr Material aufgegliedert haben. Der Text versucht ausgreifend die ganze hierhergehörige Literatur zur religiösen Volkskunst und dem ihm zugrundeliegenden Brauchtum zu erfassen, ausführliche Anmerkungen beweisen, daß ernste Forschung dahintersteckt, mit so mancher bisher nicht herangezogenen Literatur. Nach den zahlreichen Arbeiten über Votivbilder, Andechser Kerzen und verwandte Dinge also wieder ein schöner bayerischer Beitrag zur religiösen Volkskunde, der sicherlich noch weiter wird ausgebaut werden können, nicht nur in Bayern, sondern wohl auch in anderen im wesentlichen katholischen Landschaften.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben unter Mitarbeit von F. Heinz Schmidt-Ebhausen von Erhard Riemann. Bd. 11. Marburg an der Lahn, 1968. N. G. Elwert Verlag. 185 Seiten, mit Abb. und Noten.

Das Jahrbuch, einstmals als Organ der Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen begonnen, setzt seinen Weg erfolgversprechend fort. Der vorliegende Band zeigt wieder, auf wievielen Wegen sich die Gruppen und Schichten der ehemaligen Volkskultur auf den so verschiedenen Siedlungsböden noch erforschen lassen.

Eine bedeutende Bereicherung unseres bisherigen Wissens stellt der erste Artikel, die umfangreiche Abhandlung „Die Volkskunst der ‚Mannmalerei‘ im Jeschken- und Isergebirge“ von Alfred Karasek-Langer und Josef Lanz dar. Die bis zu Archiv-Umfang gesteigerte „Forschungsstelle Karasek“ bietet damit einen weiteren förderlichen Beitrag zur Krippenforschung, im besonderen zur Forschung über die ausgeschnittenen und bemalten Papierfiguren, denen man sicherlich die längste Zeit zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, obwohl so manches Museum stattliche Bestände davon besitzt. Der Artikel hat übrigens im klassischen Krippenland Tirol sofort ein Echo gefunden, Franz Graß hat einen wichtigen Beitrag „Zur Geschichte der Papierkrippe“ (Der Krippenfreund, Jg. 56, Innsbruck 1968, Nr. 3, S. 30 ff.) erscheinen lassen, der auf die süddeutschen und alpenländischen Frühformen der Papierkrippe hinweist. Der von Graß veröffentlichte „Augsburger Krippenbogen um 1750“ (S. 31) hat sicherlich Bedeutung gehabt und Verbreitung gefunden. Unser Wiener Museum verfügt über ein sehr schönes Exemplar des von dem Augsburger Johann Christ. Leopold gestochenen

Bogens, den ein Augsburger Hinterglasmaler um weitere ausgeschnittene kolorierte Krippenkupferstiche vermehrt, hinter Glas geklebt und mit einem gemalten Himmel usw. versehen hat: im Gesamt ein stattliches „Krippenbild“, mit Rahmen 79 cm lang und 67 cm breit (Inv.-Nr. 47.626).

Von den weiteren Arbeiten ist besonders die intensive Arbeitsgeräteforschung von Maria Kundegrabner „Vom Heutragen und Heuziehen in Gottschee“ (mit guten Bildern und Zeichnungen) hervorzuheben. Eindrucksvoll der Aufnahmeversuch von Ulrich Tolksdorf „Das Schlachten in Ost- und Westpreußen“ (mit Kartenskizzen) und eine historisch unterbaute Erinnerung an eine wichtige deutschungarische Wallfahrt von Eugen Bonomi „Máriaremete / Maria Einsiedel“. Stärker historisch ist die Zusammenfassung „Deutsche Handwerkerzünfte und Innungen in Polen“ von Otto Heike eingestellt, ein Thema, dem übrigens Walther Kuhn einstmals sein erstes Buch „Gott segne ein ehrbar Handwerk! Ein Bild des Zunftlebens der alten Zeit in Bielitz-Biala“ (Plauen 1926) gewidmet hatte. Über einen Vorsänger aus der Dobrudscha berichtet Hartmut Braun: „Zur Charakteristik des Volksliedsängers Paul Ruschinski aus Karamurat.“

Die zweite Abteilung des Jahrbuches ist wie immer den Berichten verschiedener Institute usw. gewidmet. Man erfährt hier, daß Herta Wolf-Beranek ein „Volkskundliches Archiv des Sudetendeutschen Wörterbuches“ aufgebaut hat, wie Alfred Cammann seine „Forschungsstelle für ostdeutsche Volkskunde in Bremen und Niedersachsen“ bewältigt, und was Alfons Perlick am „Ostdeutschen Volkskunde-Archiv in Nordrhein-Westfalen“ arbeitet. Es ist in vieler Hinsicht erstaunlich, was von den betreffenden Einzelpersönlichkeiten — denn um solche handelt es sich doch im wesentlichen — geleistet wird. Man wird aber auch den Eindruck festhalten müssen, daß es sich um Leistungen einer versinkenden Generation handelt. Selbst die jüngeren Forscher auf diesem weiten Feld sind größtenteils schon an der Grenze ihrer amtlichen Wirkungszeit angelangt: Bruno Schier gratuliert hier Walther Kuhn zum 65. Geburtstag, und Erhard Riemann wieder Bruno Schier zur gleichen Gelegenheit. Zu den gleichen Anlässen sind Biographien, Festschriften usw. erschienen, die alle unter anderem auch bezeugen, daß hier etwas aufhört, ohne daß es zu sehen wäre, wie die Zukunft in diesem Bereich ausschauen könnte. Das „Jahrbuch“ wird einmal ein Monument dieses Vorganges sein. Leopold Schmidt

Wolfgang Emmerich, **Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich** (= Volksleben, Bd. 20). 368 Seiten. Tübingen 1968. Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Hermann Bausinger hat es vor einiger Zeit für notwendig befunden, sich „Zur nationalsozialistischen Volkskunde“ (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 61, 1965, S. 177 ff.) zu äußern. Nun hat ein Schüler von ihm das Thema breiter erfaßt und in dem Geist, der gegenwärtig an manchen Universitäten der Bundesrepublik herrscht oder doch zu herrschen versucht, behandelt. Alles, was heute an Phrasen und Nomenklaturen da üblich ist, wird auf das ein Vierteljahrhundert zurückliegende Kapitel unserer Forschungsgeschichte angewendet. Weil irgendeinmal der Ausdruck „Ideologie“ in diesem Zusammenhang gefallen ist, werden wir mit einem ganzen Kapitel „Ideologie als Schlüsselbegriff“ beglückt, und da fehlt nun keiner der heute anscheinend viel gelesenen Literaten draußen, von Adorno über Bloch und Horkheimer bis zu Mannheim und Topitsch,

die, bei Licht besehen, alle für unser Fach gar nichts besagen. Es regnet überlegen tuende Vorwürfe auf alles: von den Brüdern Grimm über die Mythologie bis zur Rassenideologie. Der Kontinuitätsbegriff wird selbstverständlich unmöglich gemacht, die Symbolforschung einmal mehr verhöhnt.

In den zum Teil sorgfältig gegliederten Kapiteln stecken selbstverständlich viele richtige Hinweise. Aber sie werden eigentlich alle dadurch entwertet, daß der unkritische Leser glauben muß, der Autor sei einem Naumann oder einem Nadler ganz beträchtlich überlegen, Überlegungen zur Deutschkunde, zum Rassestil und zu zahllosen anderen Begriffen seien immer nutzlos und unsinnig gewesen. Auch wenn der Verfasser manchmal bemerkt, daß in den Anfängen der von ihm behandelten Periode manche Konjunkturritter ihre veralteten oder immer schon überflüssigen Phantastereien von druckbegierigen Verlagen neuaufliegen lassen konnten, die dann auf das Konto Volkskunde gebucht wurden, verteidigt er nicht etwa das Fach und seine tatsächlichen Vertreter, sondern versucht praktisch auch den integersten Persönlichkeiten noch irgendeinen inkriminierbaren Satz anzukreiden. Dabei versteht er vom personellen Sektor natürlich recht wenig, wodurch manche belustigende Irrtümer entstehen. So wird der Altphilologe Eugen Fehrle (S. 202) zu einem Schüler des Altgermanisten Rudolf Much, und dem großen Wiener Mythologen Karl (v.) Spieß wird wieder einmal das Büchlein „Das deutsche Volksmärchen“ seines sonst ganz unbekannten Namensvetters Karl Spieß zugeschrieben. Das ergibt ergötzliche Verwirrungen, die aber zeigen, mit wie wenig Kenntnis der tatsächlichen Intentionen hier gearbeitet wird.

Daran fehlt es aber wirklich am meisten: Der Verfasser hat, obwohl er sich doch mit dieser Literatur auch über die Titelblätter hinaus beschäftigen mußte, die doch einigermaßen kennbaren Leitlinien der verschiedenen Richtungen gar nicht erkannt. Er vermeidet ja auch, wie schon Bausinger, jeden Hinweis darauf, was nun eigentlich an bleibenden Einrichtungen damals geschaffen wurde, und was davon eventuell wieder einmal wirksam werden wird. Das gewaltige Sammelmateriale Lehmanns und Weigels zur Sinnbildforschung etwa steht im Göttinger Seminar für deutsche Volkskunde seit damals unberührt¹⁾. Es kann sehr wohl einmal einem Institut zugutekommen. Schließlich ist die von Bebermeyer geschaffene Lehrsammlung im Tübinger Schloß ja auch für das heute dort arbeitende Institut von Nutzen gewesen²⁾, das freilich, wie man S. 298 erfährt, ebenso wie das Hamburger Seminar einen schon ganz unpassenden Namen trägt. Das heißt, eigentlich paßt ja dem Verfasser die ganze Richtung nicht, um mit Wilhelm II. zu sprechen. Er plädiert

¹⁾ Vgl. dazu jetzt: Siegfried Lehmann, Bäuerliche Symbolik. Versuch einer Genese und Systematik (Symbolon. Jahrbuch für Symbolforschung, Bd. 6, Basel 1968, S. 72 ff. und S. 86, Anm. 50, sowie das Nachwort des Herausgebers Julius Schwabe, S. 229).

²⁾ Das Heidelberger Gegenstück dazu, die von Fehrle aufgebaute Lehrsammlung, die selbstverständlich von Emmerich auch nicht genannt wird, befindet sich heute meines Wissens noch immer wenig gekannt und benützt in der von Portheim-Stiftung in Heidelberg. Zu ihrem Zustandekommen und Bestand einstmals vgl. Anneliese Jonas, Die volkskundliche Lehrschau der Universität Heidelberg — eine Schöpfung Eugen Fehrles (Brauch und Sinnbild, Eugen Fehrle zum 60. Geburtstag gewidmet von seinen Schülern und Freunden, Hg. Ferdinand Herrmann und Wolfgang Treutlein, Karlsruhe 1940, S. 13 ff.)

wie einige seiner Studiengenossen dafür, „den Terminus ‚Volkskunde‘ aufzugeben,“ und, wie originell, ihn durch „Kulturanthropologie“ oder „Kulturosoziologie“ zu ersetzen (S. 299).

Es drängt sich natürlich die Frage auf, ob der Verfasser nicht einfach ein anderes Fach hätte studieren sollen. Wir brauchen keinen Nachwuchs, der sich vorlaut mit Dingen beschäftigt, die ihn gar nichts angehen. Aber umgekehrt sollten eben derartige Stoffe nicht als Themen unseres Faches an Anfänger vergeben werden. Leopold Schmidt

Wilhelm Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst. Neudruck der „Zweiten, wesentlich veränderten und erweiterten Auflage des ‚Führers durch den symbolischen und typologischen Bilderkreis der christlichen Kunst des Mittelalters‘“ (Leipzig 1926), Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1968, Gebunden, 294 Seiten und XI Bildtafeln auf Kunstdruckpapier.

Wir sind heute im steilen Anwachsen des Interesses an Ikonographie nicht nur bei den Vertretern der Kunstgeschichte, sondern gerade auch bei Volkskundlern, Archäologen, Theologen, Literaturhistorikern und ganz allgemein an Kulturgeschichte und Symbolkunst Interessierten reich gesegnet mit großen und z. T. sehr spezifizierten Werken zur Ikonographie. Man denke an L. Réau (*Iconographie de l'art chrétien*, Paris 1955 bis 1959), an K. Künstle (*Ikonographie der christl. Kunst*, Freiburg i. B. 1926—1928), an das Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, hg. von E. Gall und L. H. Heydenreich (Stuttgart 1937 ff.), an das so verheißungsvoll angelaufene „Lexikon der christlichen Ikonographie“ von H. Aurenhammer (Wien 1959 ff.) und an so manches kleinere Handbuch wie H. Laag's „Wörterbuch der althristlichen Kunst“ (Kassel 1959), H. Lützelers „Bildwörterbuch der Kunst“, 2. Aufl. Bonn 1962, oder an den „Clavis mediaevalis“ von R. Klauser und O. Meyer, Wiesbaden 1962 und 1966. Dennoch erfüllt der hier vorgelegte, geschmackvoll aufgemachte Ganzleinenband als Neudruck eines nun wirklich schon „klassisch“ zu nennenden Handbuches der „Christlichen Symbolik der mittelalterlichen Kunst“ seinen Zweck. Lange vor dem Anlaufen der meisten jener vorhin genannten Nachschlagewerke hat Wilhelm Molsdorf erstmals 1920 seine weitgreifenden Studien übersichtlich in schlagwortartigen Kurzartikeln und Einzelhinweisen zusammen gestellt nach den ihm zugänglichen Bilddokumenten, den zugehörigen Schriftbezeugungen im Alten wie im Neuen Testament und in manchen anderen hagiographischen Quellen und der reichlich angeführten Fachliteratur bis zur Erstauflage 1920, die der Verfasser selber noch 1924 für eine zweite, wesentlich erweiterte Fassung einbegleiten hatte können. Diese 2., in Leipzig 1926 erschienene, Ausgabe ist nun hier in vollem Umfange, also auch mit den XI Bildtafeln nachgedruckt als ein Werk, nach dem nun schon mehrere Generationen von Kunsthistorikern und Volkskundlern usw. ihre Grundkenntnisse über das Wesen der Symbolkunst des Mittelalters, seines sogenannten „typologischen Denkens“ und über die Zusammenhänge zwischen Bibelwort und Exegese, Apokryphen und Legenden, Mythologie, Geschichtserleben und -deuten und Naturbetrachten und ihre Widerspiegelungen im bildlichen Symbol wie nicht minder im großen geistigen Konzept eines „Programmes“ erworben haben. Der Wert des „Molsdorf“ bleibt unverloren. Er wird noch vielen und nicht nur zur ersten Information, nicht zuletzt auch wegen des so ausführlich erstellten Motivenregisters dienen.

Leopold Kretzenbacher, München

Werner Lenz, **Alle Jahre wieder. Weihnachten von A—Z.** 144 Seiten, Abb. im Text. Gütersloh 1968, Bertelsmann Lexikon-Verlag.

Man pflegt im allgemeinen, und das nicht mit Unrecht, populären Büchern über Weihnachten gegenüber mißtrauisch zu sein. Schließlich können sie ja kaum viel mehr als Abschreibearbeiten sein, noch dazu meist aus mehr oder minder veralteter Literatur, wie sie eben den jeweils beauftragten Journalisten in den Bibliotheken gerade vorgelegt wird.

Aber dieses aparte Büchlein hat doch einen gewissen Eigenwert. Gewiß, es bringt selbstverständlich die Stichworte über die geläufigsten Erscheinungen der Weihnachtszeit, vom Adventkranz bis zu den Zwölferten. Aber es sind immerhin Basler Leckerli, Krapfen und Stollen auch drin, ebenso Christrose, Knecht Ruprecht und Perchten, man merkt, daß ein ziemlich breites Feld abzuschreiten versucht wurde. Artikel und Bilder vernachlässigen auch Österreich löblicherweise nicht, von Christkindl bei Steyr bis zu „Stille Nacht, heilige Nacht“, auch mit Bildern wichtiger Weihnachts-Briefmarken usw. Da liegt also ein gewisser Gewinn auch für uns: Es wird ganz unvoreingenommen auch die Gegenwart eingefangen, Santa Claus ebenso wie Väterchen Frost. Und schließlich weiß man auch, warum das alles: Das vielgesungene „Ihr Kinderlein kommet“ ist 1833 zuerst in der Druckerei Bertelsmann in Gütersloh gedruckt worden, in einem Liederheft „60 Lieder für 30 Pfennige“, das sonst längst vergessen wäre.

Leopold Schmidt

Wolfgang Rudolph, **Handbuch der volkstümlichen Boote im östlichen Niederdeutschland** (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 41). 150 Seiten, 124 Abb. und 19 Tafeln. Berlin 1966, Akademie-Verlag.

Wichtige Monographie eines Gebietes, das zwar im deutschen Nordosten öfter bereits begangen wurde, das aber sonst doch wenig geläufig ist. Einzig die vorzügliche Arbeit von Walther Mitzka (Deutsche Bauern- und Fischerboote, Heidelberg 1933) hat es dann wirklich bekannt gemacht. Das Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften hat sich des Gebietes seit Jahren mit viel Liebe angenommen, Reinhold Peesch hat die Aufnahme- und Interpretationsarbeiten dabei eindringlich gefördert. Sein Mitarbeiter Wolfgang Rudolph hat nun nach Jahren der Außen- und Innenarbeit das gesamte Material zusammengestellt, gegliedert und damit unsere Kenntnis vom handwerksmäßig gebauten Boot im Ostseebereich wohl auf den derzeit besten erreichbaren Stand gebracht. Die Abbildungen (Photos und Maßzeichnungen) geben die objektiven Grundlagen für jede, auch vergleichende, Weiterarbeit auf diesem Gebiet.

Das erste Kapitel des wichtigen Buches behandelt den von den Ostseefischern immerhin noch mitunter verwendeten Einbaum. In diesem Zusammenhang erscheint es uns sehr erfreulich, daß die in Österreich seit langem geradezu beheimatete Einbaumforschung wieder um einen wichtigen Beitrag vermehrt werden konnte. Walter Kunze hat eine ausführliche kleine Monographie „Der Mondseer Einbaum“ (Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 113, Linz 1968, S. 173—202) verfaßt, die durch die Genauigkeit der Beobachtung der Herstellung und Verwendung des „Schöffs“, wie der Einbaum am Mondsee heißt, besticht. Es werden die landschaftlichen Voraussetzungen der Herstellung dieser Einbäume ebenso geschildert wie die Vorgänge bei

der Herstellung, vom Auswählen und Hauen des „Schiffsbaumes“ im Wald bis zu den letzten Phasen der Ausführung. Ein eigener Abschnitt ist der Geschichte des Mondseer Einbaumes gewidmet, wofür die Akten des Mondseer Stiftsarchives so manchen bisher unbeachteten Zug ergeben haben.

Die sehr instruktive Arbeit ist mit nicht weniger als 22 guten Photos ausgestattet, bedeutet daher auch in dieser Hinsicht eine ausgezeichnete Dokumentation.

Leopold Schmidt

Helmut Wilsdorf und Herta Uhlrich, Bergleute und Hüttenmänner in deutschsprachigen Untersuchungen von 1945 bis 1964 (= Veröffentlichungen des Institutes für deutsche Volkskunde, Bd. 40), 247 Seiten. Berlin 1966, Akademie-Verlag.

Der Drang zur Spezial-Bibliographie steigt offenbar ständig noch an. Auch diese „montanethnographische Bibliographie“ legt wieder Zeugnis dafür ab, daß man das zerstreute Schrifttum über die verschiedenen Spezialgebiete unseres Faches zumindest von Zeit zu Zeit mit Hilfe derartiger Bibliographien überschauen muß, um weiterarbeiten zu können. 2505 Nummern beweisen, daß in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren auf diesem vorher kaum begangenen Gebiet wirklich viel gearbeitet wurde. Österreich kommt dabei nicht schlecht weg. Von dem Wegbereiter dieser ganzen Forschung, Franz Kirnbauer, sind nicht weniger als 55 Veröffentlichungen erfaßt. Die nach Verfasseramen angeordnete Bibliographie wird durch genaue Orts- und Sachregister vorzüglich erschlossen.

Leopold Schmidt

Louis Carlen, Rechtsgeschichte der Schweiz. Eine Einführung (= Monographien zur Schweizer Geschichte, Bd. 4). 115 Seiten. Bern 1968, Francke Verlag. Fr. 8,80.

Die Volkskunde hat in den letzten Jahrzehnten beträchtlich an Kontakt mit Nachbardisziplinen verloren. Während früher große Fächer wie die Klassische Philologie oder auch die Urgeschichte ziemlich regelmäßig Berührungen mit unserem Fach aufnahmen, ist heute davon kaum mehr die Rede. Umso erfreulicher erscheint es, daß ein bedeutendes Spezialfach wie die Rechtsgeschichte den Zusammenhang eigentlich immer bewahrt hat. Wenn man an die Arbeiten von Eberhard Frh. von Künßberg oder auch von Hans Fehr denkt, werden auch die Gewinne klar, die beide Seiten davon gehabt haben.

Auf diesem Weg geht auch der Walliser Rechtshistoriker Louis Carlen weiter, der in Innsbruck habilitiert ist. Carlen hat sich mit dem Gebiet der Rechtsvolkskunde schon mehrfach beschäftigt, eine interessante Abhandlung von ihm betrifft „Rechtliches im Schweizerischen Atlas für Volkskunde“ (Schweizer Rundschau, Bd. 61, 1962). Solche Brückenschläge sind erwünscht. Sie werden nunmehr auch in dem vorliegenden Büchlein spürbar, das eine ganze kleine Rechtsgeschichte der Schweiz von den ligurischen Anfängen an darstellt. Uns interessiert dabei selbstverständlich vor allem das Kapitel „Sinnfälliges Recht“ mit den Abschnitten über Rechtsaltertümer, Rechtssymbolik und eben Rechtliche Volkskunde. Aber auch andere Kapitel sind für uns wichtig, so der über „Das Dorf und sein Recht“ mit den Abschnitten über Markgenossenschaft, Alpkorporationen usw. Da ergeben sich die Beziehungen zu den Forschungen von Nikolaus Grass, der ja die rechtsgeschichtliche Seite der Alpwirtschaftsforschung in Tirol so bedeutsam gefördert hat.

Leopold Schmidt

Jean Adhemar, Michèle Hébert, J. P. Seguin, Elise J. P. Seguin, Philippe Siguret, **Populäre Druckgraphik Europas: Frankreich.** Vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Großoktav, 225 Seiten, davon 121 Abb. auf Tafeln, insgesamt 183 Abb., davon 42 zweifarbig und 72 vierfarbig. München 1968, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 150,—.

Der stattliche Band stellt das Gegenstück zu dem von uns (ÖZV XXII/71, S. 63f.) bereits besprochenen Band von Paolo Toschi über die populäre Druckgraphik in Italien dar. Die alte volkstümliche Graphik ist heute sehr beliebt, auch Gegenstand zahlreicher Ausstellungen und Einzelarbeiten. Man möchte glauben, es würden sich die Zeiten von Spamer und Fraenger wiederholen, wie eben in der Geschichte der Wissenschaften stets gewisse Neigungen (und Abneigungen) wiederkehren. Diesmal ist es wohl auch die nähere Bekanntschaft jüngerer Forscher mit Frankreich, welche eine Intensivierung der Ausstellungs- und Veröffentlichungstätigkeit mit sich bringt.

Die „imagerie populaire“ Frankreichs ist seit langem gut erforscht. Der Band ersetzt für uns gewissermaßen die größeren älteren Veröffentlichungen, die beinahe unzugänglich geworden sind. Über Spezialprobleme wie Epinal liegen freilich greifbare neuere Veröffentlichungen wie die von Jean Mistler, F. Blandet und A. Jacquemin (Paris 1961) vor, man begegnet nun hier vielen Bildern, die man dort schon gesehen hat. Aber es handelt sich eben um eine große Übersicht über alle volkstümlichen Graphiken, wobei die Grenzen des Bereiches sehr weit gezogen sind. Kleine und größere Andachtsbilder gehören da ebenso dazu wie Spielkarten oder Darstellungen von Kaufrufen. Theoretische Schwierigkeiten, die etwa vom Fach Volkskunde aus gemacht werden, gibt es nicht. „Als völlig überholt muß daher die Idee vom ‚Volksbild‘, das aus dem Volk entstanden ist und mit Folklore zu tun hat, gelten. Wie unhaltbar diese Theorie ist, wird auch durch die beachtenswerte Arbeit über die Volksmusik, einer Parallele zur ‚imagerie‘ von Davenson deutlich, aus der hervorgeht, daß die sogenannten ‚Volkslieder‘ ursprünglich in Paris und bei Hof im Schwange waren, bevor sie von den Ammen und Bedienteten aus den Gebieten Yonne und Beauce bei ihrer Rückkehr aus der Stadt ‚unters Volk‘ gebracht wurden.“ Aus der Stelle geht eher hervor, daß Graphikhistoriker nie eine Zeile ernsthafte Volksliedforschung gelesen haben, und daher auch keine Parallele zwischen zwei nicht unmittelbar benachbarten Gebieten ziehen sollten.

Die Probleme der „Massenkunst“ liegen anderswo, und zwar, wie die meist sehr guten Einzelkapitel zeigen, in den verschiedenen Jahrhunderten auf verschiedenen Ebenen. Man kann den frühen Holzschnitt, an dem Frankreich sehr arm ist, nicht mit der späten „imagerie“ vergleichen, welche in Frankreich eine kaum verständliche Blüte erlebt hat. Die peinlich genaue Feststellung der Werkstätten besagt wenig über die Motive, von denen wir einige international verbreitete gut kennen. Es ist ein Vergnügen, hier Blätter mit der Altweibermühle (3), mit Genoveva (12, 60), mit den Vier Jahreszeiten XXXII, 65), mit dem Ewigen Juden (I, II, 2, 3, 88), mit dem Katzen- und Mäuse-Krieg (39), mit „Kredit ist tot“ (115), mit den Lebensaltern (7) wiederzufinden. Aber auch örtlicher gebundene Bilder wie der Umzugsriesen Gayant aus Douai (109) oder Phinaert aus Lille (112) finden sich. Daß der flämische Anteil an Stoffen, Motiven und Darstellungsformen groß ist, muß eigens betont werden. Im Gesamt der Darstellung würde das Moment vielleicht hinter den zahl-

reichen Blättern aus der Französischen Revolution und aus dem Bereich des Napoleon-Kultes zurücktreten. Daß da ein Herzog von Reichstadt dabei ist (90), mit einem ziemlich undeutlichen Blick auf Wien, soll wenigstens angemerkt werden. Leopold Schmidt

Stith Thompson, **One Hundred Favorite Folktales**. Chosen. Drawings by Franz Altschuler. 439 Seiten. Bloomington, USA, Indiana University Press. \$ 12,50.

Offenbar um einem Mangel abzuhelpfen, hat der große amerikanische Märchenforscher nun selbst eine Auswahlammlung von hundert Märchen, aus allen europäischen Sprachen ins Englische übersetzt, herausgegeben. Es handelt sich, wie man nicht betonen muß, um eine sehr schön ausgewogene Auswahl, welche die wichtigsten Märchen von Herodots Rhampsinit-Geschichte bis zu Andersens Großem und kleinem Klaus enthält, — diese und wenige andere Märchen stammen nämlich aus literarischen Quellen, der bei weitem größte Teil gehört der mündlichen Überlieferung an, wie sie in Sammlungen aus allen Teilen Europas und Amerikas vorliegt. Man wird also das Tapfere Schneiderlein ebenso finden wie Schwarze und Weiße Braut (Schweden), den Froschkönig nicht weniger als die Sprache der Tiere (Bulgarien) usw. Thompson hat der bedachten Auswahl ein kurzes Literaturverzeichnis und selbstverständlich eine Aufgliederung nach seinen, den Aarne-Thomson-Typen beigegeben, so daß für alle Leser und alle Benutzer gesorgt ist. Leopold Schmidt

Bibliografi for Folkelivsforskere med saerlig henblik på de materielle kulturprodukter og naeringslivet. Et udvalg ved Karsten Laegdsmand. Københavns universitets institut for europaeisk folklivsforskning. Kopenhagen 1968. 431 S.

Die im Rahmen des Instituts für europäische Volkslebensforschung an der Universität Kopenhagen erschienene vorliegende Bibliographie legt ihr Hauptgewicht auf die Erfassung von Arbeiten zur Sachvolkskunde und zur Volkskunde der Speisen. Was in Deutschland erst in jüngster Zeit durch die Arbeiten Wolfgang Jacobs (Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft, 1965) und Günther Wiegelmans (Alltags- und Festspeisen, 1967) ins rechte Licht gerückt wurde, nämlich die systematische Erforschung von Arbeit und Nahrung, „wie das Volk in Küche und Keller wirtschaftet und wie der Hausrat beschaffen ist“, das bildet in Dänemark schon lange den Gegenstand ernsthafter volkskundlicher Forschung. Gerade Axel Steensberg, der zu vorliegender Arbeit angeregt hat, ist in diesem Zusammenhang zu nennen.

Ausgangspunkt der Arbeit war eine simple Literaturstelle der Kopenhagener Volkskunde-Studenten. Sie zu erweitern und zu vervollständigen, ohne Perfektion erreichen zu wollen, war das Ziel des Verfassers. Denn diese Bibliographie soll auch weiterhin ein Arbeitsmittel sein. Deshalb liegt das Schwergewicht der Literaturangaben auf nordischen Veröffentlichungen. Bei der Einteilung der Sachbereiche bot sich die „Internationale volkskundliche Bibliographie“ als Vorbild an. Allerdings sind im einzelnen Abweichungen vorgenommen worden. Dabei ergeben sich folgende Gruppierungen:

1. Allgemeine Volkslebensforschung. Dazu zählen Publikationen über Hilfsmittel (Bibliographien, Literaturübersichten, Handbücher etc.), Geschichte der Volkskunde verbunden mit Museumsgeschichte und -praktik, Prinzipien, Methode und Theorie der Volkskunde und ihrer Nachbarwissenschaften, schließlich zusammenfassende Werke über geographische

und andere Einheiten (z. B. A. Steensberg, *Dagligliv i Danmark* . . ., Atlanten, R. Weiß, *Volkskunde der Schweiz* etc.).

2. Kulturlandschaften (Ansiedlungen, Bebauungen, Agrarstrukturen, Dorftypen).

3. Bauten. Hierunter fallen wieder zusammenfassende Werke, Monographien über Einzelbauten oder Baukomplexe, über Wohn- und Wirtschaftsgebäude, ferner über Hauskonstruktionen und Bautechnik. Auch Schlösser, Herrenhäuser und Kirchen gehören mit unter diesen Bereich.

4. Wohnungsinventar. Neben allgemein darstellenden Werken rechnen solche dazu, die sich befassen mit: festem und beweglichem Inventar, d. h. Tür und Fenster, Fliesen, Öfen etc. ebenso wie das sog. Mobiliar und Hausgerät im engeren Sinne.

5. Tracht. Hier fällt die kleine Unterabteilung „Personliege effekter“ auf. Damit sind Arbeiten über Kamm und Bürste, Tabaksdosen, Brillen etc. gemeint.

6. Essen und Trinken. Darunter zählen nicht nur die einfache tägliche Kost und ihre Bereitung, sondern auch Genußmittel, wie Tabak, Kaffee, Tee, Kakao.

7. Arbeit und Erwerb. Dieses bibliographische Kapitel ist unterteilt in allgemeine Übersichtsarbeiten, Arbeit im Hause (Hausfleiß und Volkskunst), Land-, Garten- und Waldwirtschaft, Jagd und Fischerei, Handwerk und Industrie, Transport und Verkehr, Handel und Märkte.

Bei einem Vergleich der vorliegenden Bibliographie mit der „Internationalen Volkskundlichen Bibliographie“ ergibt sich, daß in der ersteren vor allem der siebente Abschnitt über Arbeit und Erwerb einen neuen Gesichtspunkt darstellt, unter dem sich sonst zerstreute Materialien der internationalen Bibliographie gut zusammenfassen lassen. Außerdem hat der Verfasser verschiedene Titel mehrmals, d. h. in mehreren Abschnitten, aufgeführt, so daß u. U. Arbeiten besser auffindbar sind. Allerdings haftet seiner Bibliographie ein erheblicher Mangel an: sie besitzt weder ein Autoren- noch ein Schlagwortverzeichnis, weil dazu kein Raum mehr vorhanden war. Da diese Arbeit jedoch als „Bibliographie für Volkslebensforscher“ firmiert, mag der Mangel nicht so schwer ins Gewicht fallen und kann unsere Freude darüber nicht trüben, daß diese fleißige Kärnerarbeit überhaupt einmal unternommen worden ist.

Kai-Detlev Sievers, Kiel

Festgabe für Georgios A. Megas (= *Laographia, Deltion tes Ellenikis Laographikis Etaireias*. Tom. KE.). Athen 1967. XIV und 703 Seiten, 1 Porträt.

Dem großen Vertreter der neugriechischen Volkskunde, Korrespondierenden Mitglied auch unseres Vereines, Georgios A. Megas, ist zu seinem 75. Geburtstag ein mächtiger Band mit seinen eigenen kleinen Schriften überreicht worden. Alle diese längst anerkannten, vorzüglichen kleinen Monographien aus den Gebieten des Volksliedes, des Volksmärchens vor allem, aber auch des Volksbrauches, die nicht in der *Laographia* erschienen sind, erscheinen in diesem Band vereinigt. Sie sind in den Sprachen wiederabgedruckt, in denen sie erstmals veröffentlicht wurden (griechisch, französisch, deutsch). Die 38 Abhandlungen bezeugen Umfang und Tiefe des Lebenswerkes von Megas, der sich um die griechische Volkskunde in den letzten Jahrzehnten so verdient gemacht hat wie kein anderer, und der in seiner noblen Art und in seiner Aufgeschlossenheit gerade auch der deutschen Forschung gegenüber beispielhaft wirken konnte.

Leopold Schmidt

Christo Vakarelski, Bulgarische Volkskunde. Eine vom Verfasser autorisierte Übersetzung von N. Damerau †, K. Gutschmidt und N. Reiter. (Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Hg. von Max Vasmer †, Band 15.) Groß-Oktav. X, 452 Seiten. Mit 52 Bildtafeln und 11 Karten. Berlin, Verlag W. de Gruyter u. Co. 1969.

Von Mitteleuropa aus gesehen mußte Bulgarien bisher als das nach Albanien volkskundlich am wenigsten erforschte Land gelten, wollte man (was nur scheinbar richtig ist) den Forschungsstand an westsprachlich zugänglichen Darstellungen ablesen. Das hat sich nun durch den vorliegenden großen Wurf von Prof. Christo Vakarelski, Sofia, dem die Universität Wien 1963 für seine vor allem die Realien der bulgarischen, der gemeinslawischen wie insbesondere der balkanischen Volkskulturen umspannenden Forschungen den Gottfried-Herder-Preis verliehen hatte, schlagartig geändert. Da die „Russische (ostslawische) Volkskunde“ von Dimitrij Zelenin, im gleichen „Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte“ erschienen als Band 3, 1927, weitgehend als überholt gelten muß und die „Serbokroatische Volkskunde“, 1. Teil, ebenda 1961 als Band 14 durch den Tod des Verfassers Edmund Schneeweis ein Torso geblieben ist, der sich nur auf Volksglaube und Volksbrauch (d. h. ohne die gesamte Sachkultur) erstreckt, haben die Bulgaren als einziges slawisches Volk eine solche ins Deutsche übersetzte vorliegende Gesamtchau aufzuweisen. Eine polnische Ausgabe des gleichen Werkes, später übersetzt als die deutsche, aber beträchtlich früher (und z. T. besser ausgestattet), Breslau 1965 erschienen, reiht sich an:

Christo Wakarelski, *Etnografia Bulgarii* (mit dem sprachlich falschen, kyrillisch geschriebenen Untertitel „Etnografija na B'lgarska“). (Polskie towarzystwo ludoznawcze — Société polonaise d'ethnologie; Prace etnologiczne — Travaux ethnologiques, Tom. VII, unter der Redaktion von Józef Gajek, Breslau-Wrocław 1965). Aus dem Bulgarischen übersetzt von Kole Simicizjew. Groß-Oktav, 392 Seiten, 152 Bilder im Text, ein Beilageheft mit XXI, z. T. zweifabrigen Karten und einer französischen Zusammenfassung S. 381—389. Dem Vernehmen nach befindet sich eine dritte, bulgarisch erscheinende Groß-Ausgabe in Vorbereitung. Man wird sich bei uns im wesentlichen an die deutsche Ausgabe von 1969 halten, auch wenn es peinlich erscheint, daß darinnen die polnische, 1965 erschienene nicht einmal erwähnt wird. Auch wird man es sehr bedauern, daß die deutsche Ausgabe nur XI statt der XXI Karten in der polnischen bringt und auch dabei wieder verschlechterte Umzeichnungen ohne die klare Bezeichnung der Nachbarländer, die man weniger vermißt als die sehr schematischen, aber gut erstinformierenden Typenzeichen etwa bei der Pflug-(Ralo-)Typenkarte, poln. IV, deutsch III oder der Karte der Mühlen-Typen, poln. XV = deutsch IX (ohne deutsche Übersetzung der bulgarischen Bezeichnungen).

Die Zusammenfassung der insgesamt 358 Abb. in der deutschen Ausgabe auf 52 Kunstdrucktafeln am Schluß des Werkes ist schon deswegen ein Vorteil, weil die Mehrzahl der Strichätzungen in der polnischen Edition neu und besser gezeichnet eindrucksvoller wirkt und die dort grau verschleierte Autotypen in Berlin 1969 ungleich schärfer erscheinen. Der deutsche Verzicht auf die in der polnischen Ausgabe noch beigegebenen, drucktechnisch völlig mißlungenen „Farb“-Aufnahmen der wie schüchterne Trachten-Mannequins wirkenden Kostümträgerinnen bulgarischer Frauen-trachten des 19. und des 20. Jahrhunderts ist kein Verlust. Die Erweiterung von 440 §§ der poln. auf 443 §§ in der deutschen Ausgabe wird man deswegen sehr dankbar begrüßen, weil hier auch jeweils

zu den größeren Sinnabschnitten die Literaturhinweise auf die entsprechenden Nummern der Bibliographie (poln.: 125 Nummern; deutsch nur Auswahl von 58 Titeln) gegeben ist. Dankenswerterweise ist der Ausgabe 1969 in Berlin auch ein reichhaltiges bulgarisches, in Lateinschrift transkribiertes Glossar (S. 414—451) beigegeben. Das erleichtert die Benützung des Werkes in Spezialfragen der vergleichenden Volkskunde ungemein, zumal das Bulgarische als Sprache, als „Wörter-und-Sachen“-Konglomerat aus so verschiedenartigen Substraten und Adstratergebnissen geradezu paradigmatisch für die Vielschichtigkeit balkanisch-südosteuropäischer Volkskulturprägungen gelten kann. Der sehr gut lesbare Übersetzungstext führt mühelos ein in das in vier Großabteilungen (I. Materielle Kultur; II. Geistige Kultur; III. Gesellschaftskultur; IV. Volkskunst) aufgegliederte Übersichtswerk eines bienenfleißigen und weit schauenden Gelehrten, der ja nicht zuletzt auch durch seine eingehenden Feldforschungen in solchen Reliktgebieten wie der (zwischen Rumänien und Bulgarien geteilten) Dobrudscha oder des thrakisch bestimmten bulgarisch-türkischen Strandže-Gebietes hervorgetreten ist. Die Gewichte sind im allgemeinen, auch in der oft so leidigen Frage der „ethnischen“ Zuordnungen, vornehm und gerecht verteilt. Vgl. dazu etwa die Frage des Ursprunges der thrakischen „Feuertänzer-Nestinar“ griechisch Anastenaria, S. 331 ff. Erheblich ausführlicher hätte man sich die Darstellung des Hausrates der bulgarischen Kulturprovinzen zusamt der Nomenklatur um vergleichender Studien willen gewünscht. Doch auch hier führen die Forscher die über die allgemeine Bibliographie hinaus den Einzelabschnitten beigegebenen Literaturhinweise gut weiter. Schmerzlich ist freilich die Tatsache, daß dieses Werk volle DM 140,—, das sind öS 900,—, kostet. Wie soll die Wissenschaft bei solchen Buchpreisen im Westen diejenigen noch zu ständiger Benützung erreichen, die nicht über ein eigenes Institut und den entsprechenden Etat verfügen? Doch das liegt nicht an den Autoren. Wir können dem Verfasser Christo Vakarelski, den wir mit Stolz als unser Korrespondierendes Mitglied in unserem Verein für Volkskunde verehren, zur polnischen wie zur deutschen Ausgabe seines grundlegenden Werkes nur herzlich dankbar gratulieren.

Leopold Kretzenbacher

Sara Kraig und Tibor Bodrogi, **Das Herz der Sterne**, Nordafrika, Westafrika, Ostafrika, Zentralafrika, Südafrika, Madagaskar (= Reihe: Märchen der Völker. Redaktion Gyula Ortutay). Deutsch von Gertrud Dubovits. Mit Zeichnungen von Emma Heinzelmänn. 435 Seiten. Budapest 1968, Corvina Verlag.

Vor kurzem war auf einen Auswahlband europäischer Märchen hinzuweisen, der in der gleichen Reihe in Budapest erschienen ist. Dazu liegt nun hier das Gegenstück vor, wieder eine gut übersetzte Auswahl von einprägsamen Märchen, diesmal aus Afrika. Wir haben sie daher nicht zu besprechen, weisen aber gern auf den offensichtlich gelungenen Band hin.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1969

Tiroler Gasthaus-Archäologie

Von Richard Pittioni, Wien

(Mit 32 Abbildungen)

1. Fundgeschichte und Fundort.

Der in Jochberg bei Kitzbühel, Tirol, wohnhafte Forstarbeiter der Österreichischen Bundesforste Georg Jöch l machte mich im August 1964 darauf aufmerksam, daß er beim Holzziehen im Bereich des Kirch-Angers bei Jochbergwald, K. G. Jochberg, p. B. Kitzbühel, auf der Parz. Nr. 1580/6 (Eigentümer: Österr. Bundesforste) Gefäßreste gefunden habe. Als er sie mir für eine zeitliche Bestimmung vorlegte, konnte deren neuzeitliches Alter sofort festgestellt werden. Im weiteren Verlaufe des Gespräches erwähnte der Finder noch eine, in der Nähe der Fundstelle befindliche eigenartige Bodenerhebung, die er als Rest eines Ofens anzusehen geneigt war. Da die Fundstelle wegen ihrer abseitigen Lage an sich interessant erschien und auch die keramischen Reste ihrer Herkunft nach festzustellen waren, wurde sie gemeinsam mit G. Jöch l am 21. August 1964 untersucht.

Das als Kirch-Anger im Volksmund bekannte und auf der Karte 1 : 25.000 mit dem gleichen Namen bezeichnete Fundgebiet (Abb. 1), der sogenannte Fiderialboden ¹⁾, liegt westlich der neuen Straße über den Paß Thurn, u. zw. im Bereiche der Wegegabelung in Richtung Trattenbach einerseits und in Richtung Paß Thurn andererseits am Fuße des letzten Steilanstieges der alten Paßstraße (Abb. 2). Von hohen mächtigen Fichten bestanden, erhebt sich inmitten von ihnen östlich der Straße ein runder, verhältnismäßig niedriger Hügel (Abb. 3), an den sich etwa in westlicher Richtung ein deutlich erkennbares Planum anschließt (Abb. 4, auf der Karte Abb. 1 östlich des Triangulierungspunktes 1085). Westlich des in das Trattenbachtal ziehenden Weges, u. zw. zwischen ihm und dem Wasserlauf des Trattenbaches (auf der Karte Abb. 1

¹⁾ Vgl. O. Z i m m e r e r, Der Ursprung der Wallfahrt Jochbergwald (Tiroler Heimatblätter, 13., 1935, S. 250 ff.) mit der Vorlage einer Lithographie des Verlages Kravogl, nach der von der Buchdruckerei Martin Ritzer (sen.), Kitzbühel, ein Nachdruck (ohne Jahr) angefertigt wurde. Ein Belegstück davon in der Sammlung Dr. Matthias Mayr.

etwa an Stelle der Ziffer 5 von 1085), bemerkt man im Gelände gleichfalls einen verhältnismäßig großen ebenen Boden, gegen den das Ufergelände des Baches stufenförmig abgesetzt ist. Beim Holzziehen wurde von G. Jöchl am Nordende dieser Stufe das von ihm gesammelte Scherbenmaterial freigelegt (Abb. 5).

Es handelt sich also um zwei verschiedene Aufschlüsse, deren Bedeutung durch eine Untersuchung zu klären war.

Der von G. Jöchl als Ofenrest angesprochene Erdhügel (Abb. 2) erwies sich bald als die Basis einer Rundmauer von 4 m Durchmesser. Sie ist aus Rohsteinen, vereinzelt mit Ziegeln gemischt und mit grobem Mörtel verfestigt, aufgebaut (Abb. 6, 7). Unter dem Ziegelmaterial befindet sich auch ein kleines Bruchstück, das durch besonders kräftige Hitzeeinwirkung stark verfrittet worden war und fast schlackenartige Konsistenz aufweist. Die Mauer selbst ist 0,65 m stark und bis zu einer Höhe von rund 0,8 m erhalten. Die Innenwand trägt einen mehrere cm dicken Mörtelbewurf, auf dem noch Reste einer streifigen Bemalung in Hellgelb, Braungelb, Lichtrot und Dunkelrot erhalten sind. Das westlich an diese Rundmauer anschließende Planum dürfte durch eine planmäßig angelegte Steinfundamentierung erzielt worden sein, eine Untersuchung war aber wegen Zeitmangel nicht möglich.

Auf welche Anlage nun diese Baureste zurückgehen, ergibt sich aus zwei Votivtafeln, die in der heutigen Jochbergwald-Kirche aufbewahrt werden; sie stammen aus den Jahren 1800 und 1826. Die jüngere Votivtafel (Abb. 8) ist noch sehr gut erhalten; man erkennt daher auch sofort einen weißen Steinturm mit Kegeldach und eine aus Holz errichtete kleine, davor gesetzte Kirche mit einem niederen Holzturm, an der braunen Holzfarbe einwandfrei zu bestimmen. Durch die auf der Votivtafel angebrachte Inschrift ist auch festgehalten, daß es sich bei diesem Gebäude um die alte Jochbergwald-Kirche mit dem wundertätigen Muttergottesbild, dem „Haÿl der Krancken“, handelt, wie dies auf dem Andachtsbild von Franz Carl Heissig angegeben ist (Abb. 9). Auf diesem Andachtsbild wie auch auf der Votivtafel 1826 ist der steil aufwärts führende Paß Thurn-Weg deutlich zu erkennen.

Die von uns aufgedeckte Rundmauer ist daher der letzte Rest des Turmes und das anschließende Planum die Substruktions-ebene für die Holzkirche, die 1835 aufgelassen wurde. Nach 130 Jahren ist von dem Holzbau nichts mehr übrig geblieben und der Turm ist in sich zusammengestürzt — ein beachtenswertes Beispiel, wie schnell ein Bauwerk verschwinden und von der Natur überdeckt werden kann.

Gleich dem Heissig'schen Andachtsbild zeigt noch ein zweites (Abb. 10), nicht signiertes Bild (beide in der Sammlung Dr. Matthias Mayr) ein mit der Giebelfront der Kirche zugekehrtes einstöckiges Gebäude mit einem eingezäunten Vorplatz rechts des Weges. Zwischen diesem Haus und der Kirche steht noch eine kleine (Holz-) Hütte und der Kirche zugekehrt ein Röhrenbrunnen mit (Holz-) Trog, eine Form, wie sie heute noch bei jedem Bauernhof der Gegend angetroffen werden kann. Man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man dieses, der Kirche gegenüber liegende Haus als den Vorläufer des heutigen „Waldwirthshauses“ anspricht, das nach dem Neubau der Kirche neben der jetzigen Paß-Thurn-Straße wieder errichtet wurde. Das Gebäude hatte allem Anschein nach eine Ost-West-Erstreckung, u. zw. in Richtung Trattenbach. Da der eingezäunte Vorplatz wohl für bestimmte Zwecke abgegrenzt wurde, kann der bei einem Gasthausbetrieb anfallende Abraum nur hinter dem Haus deponiert worden sein. Diesem Küchenabfallhaufen nun, einem echten Kjökkenmödding, entstammen die von G. Jöchl beim Holzziehen freigelegten und von ihm gesammelten Scherben; auch von uns wurde er an dieser Stelle am 21. 8. 1964 angeschnitten, um einen weiteren Einblick in seinen Aufbau zu gewinnen. Er besteht aus einer dunklen, fettigen Erde mit organischen Resten (Tierknochen) und einem überaus reichen Kulturinhalt von keramischen Resten, von Ofenkacheln und von zerbrochenen Gläsern. Da der in etwa zweistündiger Arbeitszeit hergestellte Aufschluß zu klein war, konnte eine stratigraphische Aufgliederung nicht beobachtet werden, doch überraschte die verhältnismäßig reiche Fundmenge. Sie wurde im Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien präpariert, wo sie auch noch zur Zeit aufbewahrt wird.

2. Das Fundgut aus dem Küchenabfallhaufen.

Es besteht aus keramischem Material und aus Gläserresten. Das keramische Material wieder umfaßt zahlreiche Gefäßreste und Bruchstücke von Ofenteilen.

Die Gefäßreste — von Gebrauchsgeschirr stammend — können in die folgenden Warengattungen gegliedert werden:

Reste der Schwarzhafnerei, der Gelbhafnerei, der innen glasierten Schwarzhafnerei, der innen glasierten Gelbhafnerei, der außen glasierten Gelbhafnerei, der innen und außen glasierten Gelbhafnerei und der Weißhafnerei; als Sonderform ist noch eine Reibschale anzufügen.

Neben den Resten von Gebrauchsgeschirr gibt es noch solche von Schmelztiegeln.

A. Die Reste des Gebrauchsgeschirres.

Bei diesem handelt es sich ausschließlich um Bruchstücke von Gefäßen; in einem Fall konnte aus ihnen ein Gefäß zusammengesetzt und vollkommen ergänzt werden, in einem zweiten war es möglich, das ganze Profil wieder zu gewinnen. Bei entsprechend großen Randstücken konnte auch noch der Durchmesser der Gefäße ermittelt werden. Das Fundmaterial ist textlich so vollständig als möglich erfaßt, abgebildet sind jedoch nur die wichtigsten Stücke.

a) Reste der Schwarzhafnerei.

Ich verwende diesen für die einschlägige Ware des Alpenvorlandes geschaffenen Begriff etwa in Parallele zu dem nach der Tonart bzw. Farbe geprägten Begriff der Eisentonware im Bewußtsein der Tatsache, daß die nachstehend zu beschreibenden Gefäßbruchstücke nicht vollkommen in die mit dem Begriff Schwarzhafnerei erfaßten Schemata eingegliedert werden können. Zutreffender, die Tonfarbe berücksichtigend müßte man von einer Grautonware sprechen, die aus einem verhältnismäßig feinen, von Dunkelgrau zu Hellgrau variierenden, klingend hart gebrannten Ton besteht. Bei entsprechend hoher Brenntemperatur kann die Farbe sogar in ein helles Graurot übergehen. Eine eigene Schlickerung der Gefäßoberfläche wurde nicht durchgeführt, für die Mundsauampartie ist einmal ein leichter Graphitanstrich zu bemerken. Das gesamte Material zeigt die Spuren der Drehscheibe, eine besondere Innenglättung wurde nicht vorgenommen.

Randstück eines T o p f e s, sehr niederer Hals, Mundsau nach außen etwa 1 cm breit umgeschlagen, untergriffig. Leicht verbreiterte Schulter, unverziert. rekonstr. Mdm. 11,5 cm (Abb. 11/1).

Randstück eines T o p f e s, gleiche Ausfertigung, auf dem niederen Hals eine schwache umlaufende Leiste. Schulter breiter werdend. rekonstr. Mdm. 11,7 cm (Abb. 11/2).

Randstück eines T o p f e s, gleiche Ausfertigung, auf der Mundsauaußenfläche leichter Graphitanstrich, in der Mundsaukehle verkohlte Kochreste.

Bodenstück eines T o p f e s, Standfläche ganz schwach von der leicht konisch aufsteigenden Wand abgesetzt. Auf der Standfläche innen Spuren von Drehscheibenarbeit (tiefe Rundrillen).

Bodenstück eines T o p f e s, gleiche Ausfertigung. Auf der Standfläche innen leichte Wulstbildung.

Bodenwandstück eines T o p f e s. Schwach konisch aufsteigende Wand leicht gerillt von der Stfl. abgesetzt, innen Drehscheiben Spuren. rekonstr. Stfl. 8 cm (Abb. 11/3).

Bodenwandstück eines T o p f e s. Schwach konisch aufsteigende Wand, innen Drehscheibenspuren. Durch hohe Brandtemperatur von außen nach innen rötlich verfärbt. Innenfläche fast grau. rekonstr. Stfl. 8 cm (Abb. 11/4).

Bruchstück eines B a n d h e n k e l s, breites Wandansatzende, gegen die Mitte zu schmaler werdend. Oberseite leicht längs gerieft, knapp nach der Ansatzstelle außen ein schwach eingedrückter (Buchstaben —?) Stempel, jedoch kaum entzifferbar. Br. d. Henkelansatzes 5,2 cm, Henkelbreite 2,8 cm (Abb. 11/5).

Wandstück eines T o p f e s (?) aus schwarzem, sehr graphitreichem Ton.

b) Reste der Gelbhafnerei.

Darunter werden jene Gefäßbruchstücke zusammengefaßt, die formenkundlich denen der Schwarzhafnerei weitgehend entsprechen, die jedoch auf Grund einer anderen Tonbeschaffenheit durch den Brand eine etwas schwankende gelbliche bzw. rötliche Färbung erhalten. Von niederösterreichischem Material weiß man, daß zum Beispiel die Tone von Oberfucha bei Göttweig durch den Brand eine so helle, oftmals fast weißliche Farbe erhalten; gutes Belegmaterial stellt der Töpferofenbestand im Museum St. Pölten dar. In der Ausfertigung aber entsprechen die nachstehend zu nennenden Stücke durchaus jenen der Schwarzhafnerei und sind auch wie diese klingend hart gebrannt.

Randstück eines T o p f e s. Etwa 1 cm breit umgelegter Mundsaum, untergriffig. Niederer Hals, Schulter anscheinend nur schwach verbreitert. rekonstr. Mdm. 10,8 cm (Abb. 11/6).

Randstück eines T o p f e s. Etwa 1 cm breit umgelegter Mundsaum, untergriffig. Schulter leicht ausladend, darauf in 1,3 cm Entfernung vom Mundsaum zwei eng gereichte umlaufende seichte Rillen. rekonstr. Mdm. 13,7 cm (Abb. 11/7).

Schulterstück eines T o p f e s, etwa der gleichen Form. Auf der Schulter zwei eng nebeneinander ziehende tiefe Rillen.

c) Innenglasierte Schwarzhafnerei.

Es handelt sich hier um jene Gefäßreste, deren verhältnismäßig feiner Ton eine graue Farbtönung aufweist, die weitgehend der Tonfarbe der unter a) beschriebenen Gefäßreste entspricht. Dem vorliegenden Material gemeinsam ist die Innenglasierung, die entweder bis zur Mundsaumlippe geführt erscheint oder noch die Außenfläche des umgebogenen Mundsaumes bedeckt. Nachweisbar sind eine dünn aufgelegte, leicht abspringbare gelbgrüne, eine mehr mattgrüne sowie eine dunkelbraune, stark glänzende

und eine gleiche, aber mehr matt gehaltene Glasur. Alle vorhandenen Reste zeigen klingend harten Brand.

Randstück eines T o p f e s, umgeschlagener, etwa 1,5 cm breiter Mundsaum, untergriffig, gelbgrüne Innenglasur über den Mundsaum gelegt und nach innen übergreifend.

Bodenwandstück eines hohen T o p f e s. Wand schwach konisch von der gut abgesetzten Standfläche aufsteigend. Innenfläche mit einer dünnen, leicht absplittbaren dunkelgrünen Glasur versehen.

Randstück eines T o p f e s. 1,8 cm hoher Mundsaum, Unterkante dachartig über den Hals vorstehend. Innenfläche mattbraun glasiert. rekonstr. Mdm. 12 cm (Abb. 11/8).

Bodenteil eines T o p f e s, Standfläche von der Wand schwach abgesetzt, Innenfläche glänzend braun glasiert. Stfl. 8,6 cm.

Wandstück eines T o p f e s. Innenfläche glänzendbraun glasiert.

d) Innenglasierte Gelbhafnerei.

Nach der Ausfertigung der Glasur läßt sie sich in zwei Gruppen gliedern, und zwar

aa) in die Gelbhafnerei mit einfärbiger Innenglasur,

bb) in die Gelbhafnerei mit zweifärbiger Innenglasur.

Die unter aa) zusammengefaßte Ware schließt technisch und auch in der Tongattung sowie im Brand an die Gelbhafnerei (b) an. Es handelt sich also um einen verhältnismäßig feinen, festen Ton und um klingend harten Brand. Damit hängt wohl auch zusammen, daß die zwar sehr dünn aufgetragene und einheitlich gefärbte Glasur nicht abspringt, sich also mit dem Scherben fest verbindet. An Glasurfarben erscheinen wieder Grün in verschiedenen Nuancen und Schokoladebraun. Damit ist diese Ware in die gleiche Reihe mit der innenglasierten Grautonware zu stellen. Doch gibt es dazu auch noch Stücke aus einem sehr feinen, stark abfärbenden Tonmaterial, bei dem daher auch die Glasur verhältnismäßig leicht absplittet und außerdem auch Fleckenbildung erkennen läßt.

Die unter bb) einzureihende Ware jedoch ist durch einen sehr feinen, mehligen, stark abfärbenden rötlichgelben Ton gekennzeichnet. Die Glasur zeigt eine sehr geringe Affinität zum Scherben und splittet daher leicht ab. Die Innenglasur ist dunkelschokoladebraun und weißlich unregelmäßig gefleckt, bzw. hellgrün mit ganz hellen Flecken. Technologisch und materialmäßig zeigt diese Ware eine enge Beziehung zur außenglasierten Gelbhafnerei (c).

Zu aa) gehören:

Bruchstücke eines Deckels mit beschädigtem Griffknopf. Leicht konvex gewölbt, Innenfläche hellglänzend grün glasiert, über den Rand in einem schmalen Streifen nach außen übergreifend. rekonstr. Dm. 10,5 cm, Höhe des Griffzapfens 1,5 cm (Abb. 12/1).

Randstück eines Topfes. 1,7 cm hoher Mundsaum, seine untere Kante gratartig vorstehend. Niederer Hals, auf dem Übergang zur Schulter umlaufende Rille. Hellglänzend dünne, grüne Innenglasur reicht bis zur Mundsaumlippe, diese noch bedeckend. rekonstr. Mdm. 13,7 cm (Abb. 12/2).

Randstück eines Kruges. 1,9 cm hoher Mundsaum, seine untere Kante gratartig vorstehend. Zwischen Mundsaumlippe und Grat ein Bandhenkel aufgesetzt, unglasiert, abgebrochen. Dunkelbraungrüne Innenglasur über die Mundsaumlippe nach außen reichend. rekonstr. Mdm. 9,8 cm (Abb. 12/3).

Wandstück eines Gefäßes, auf der Innenseite dunkelbraungrüne Glasur.

Wandstück eines Gefäßes, auf der Innenseite dunkelbraungrüne, etwas körnige Glasur.

Bodenwandstück eines Gefäßes, auf der Innenseite Reste einer braunen Glasur.

Bodenwandstück eines Topfes, leicht konisch aufsteigende Wand, von der Standfläche schwach abgesetzt. Auf der Innenseite dünne glänzende hellgrüne Glasur. Stfl. 10,4 cm (Abb. 12/4).

Wandbodenstück einer Schüssel (?). Standfläche leicht fußförmig abgesetzt, Wand breitkonisch aufsteigend. Auf der Innenseite leicht absplittbare, verhältnismäßig dicke hellgrüne Glasur.

Wandstücke eines Gefäßes. Auf der Außenfläche etwa in Schulterhöhe zwei umlaufende parallele Rillen, auf der Innenfläche Reste einer leicht absplittbaren dünnen hellgrünen Glasur.

Halsstück eines Gefäßes, auf der Innenseite Reste einer ziemlich dicken, leicht absplittbaren hellgrünen Glasur.

Wandstück eines Gefäßes, auf der Innenfläche mittelgrüne Glasur.

Wandstück eines Gefäßes, auf der Innenfläche leicht absplittbare, grüne dunkelgefleckte Glasur.

Zapfenfuß einer Kochschüssel mit kleinem Ansatz des Bodens, auf diesem hellglänzende grüngelbe Glasur (Abb. 12/5).

Kegeliger Schlußknopf eines Deckels (?) mit Resten einer leicht absplittbaren grüngelben Glasur. Dm. d. Griffknopfes 4,9 cm (Abb. 12/6).

zu bb) gehören:

Randstück einer konischen Schüssel mit umgeschlagenem, im Querschnitt etwa dreieckigem Mundsäum. Auf der Innenfläche leicht absplitterbare grüne, hell gefleckte Glasur, über den Rand bis zum Wandansatz ziehend. rekonstr. Mdm. 25,2 cm (Abb. 13/1).

Rekonstruierte konische Schüssel mit im Querschnitt halb-oval verdicktem Mundsäum. Standfläche durch eine schwache Rille leicht von der breitkonisch aufsteigenden Wand abgesetzt, auf der Standfläche außen um den Rand laufende seichte Rille. Auf der Innenfläche matte, dunkelbraune, gelblichweiß gefleckte, leicht absplitterbare Glasur, über den Mundsäum bis zum Wandansatz gezogen. rekonstr. Mdm. 20 cm, H. 7,5 cm, Stfl. 11,6 cm (Abb. 13/2).

Boden- und Wandstück einer Schüssel. Breit konisch aufsteigende Wand, durch eine schwache Rille von der Stfl. abgesetzt. Innenfläche braun-weiß gefleckt glasiert, die weißlichen Flecken mit grünlichem Rand.

e) Außenglasierte Gelbhafnerei.

Der Ton dieser Ware ist rötlichgelb, sehr fein, jedoch anscheinend nicht sehr hoch temperiert gebrannt, da der Ton leicht abfärbt und die Glasur nicht gut am Scherben haftet. Die kennzeichnende, in verschiedenen Farbwerten vorhandene Grünglasur zeigt entweder eine tiefe, satte einheitliche Farbe oder eine Musterung durch kleine dunkelgrüne Flecken, einmal sind auch helle, fast weißliche Flecken vorhanden. Außerdem kann abwechselnd mit der grünen auch eine fast weiße Glasur in streifiger Anordnung festgestellt werden.

Bodenteil eines großen Topfes mit teilweise abgebrochenem Standring. Wand schwach konisch aufsteigend, knapp oberhalb der Standfläche auf etwa 2 cm wulstartig verstärkt, hier weißliche Glasur. Standfläche im erhaltenen Teil absichtlich zweimal gelocht, dritte Lochung symmetrisch ergänzt. Oberfläche grün glasiert, Glasur jedoch leicht abspringend. Standring-Dm. 16,5 cm, Stfl. 15 cm, erh. Höhe 8,6 cm (Abb. 14/1).

Bodenteil eines Topfes mit Standring. Wand schwach konisch aufsteigend, knapp oberhalb der Standfläche auf 1,8 cm wulstartig verdickt, in 7,8 cm Höhe von der Standfläche ein waagrechter Parallelwulst von 1,8 cm Breite. Standfläche in der Mitte absichtlich gelocht. Außenfläche hellgrüne, dunkel gepunktete Glasur, die beiden Querwülste weißlich glasiert, jedoch leicht absplitternd. Standring 10 cm, Stfl. 7,2 cm, erh. H. 9,8 cm (Abb. 14/2).

Bodenstück eines Topfes mit Standring und Wandwulst in der Höhe der Standfläche. Reste der Grünglasur auf der Außen-

fläche und der weißlichen Glasur auf dem 1 cm breiten Wandwulst. rekonstr. Stfl. 10 cm (Abb. 14/3).

Randstück einer annähernd zylindrischen Schüssel, Mundsaum keilförmig verdickt, waagrecht abgeschnitten, außen von der Wand durch eine Rille abgesetzt. Außenfläche fleckig grün glasiert und die Mundsaumlippe bedeckend. rekonstr. Mdm. 18,8 cm (Abb. 14/4).

Randstück eines konischen Bechers. Mundsaum leicht keilförmig verdickt, waagrecht abgeschnitten, außen durch eine Rille von der Wand abgesetzt, darunter ein 1,1 cm breiter, schwacher Wandwulst. Gefleckte Grünglasur von der Außenfläche über den Mundsaum bis auf die Innenfläche ziehend, Wulst weißlich glasiert. rekonstr. Mdm. 7,1 cm (Abb. 14/5).

Randstück einer schwach konischen Schüssel. Mundsaum nach außen leicht verdickt, darunter umlaufende Rille. Außenfläche mit einer leicht absplittbaren Grünglasur versehen und über den Mundsaum nach innen gezogen. rekonstr. Mdm. 18 cm (Abb. 15/1).

Randstück einer schwach konischen Schüssel. Mundsaum nach außen leicht verdickt, durch eine schwache Rille von der Wand abgesetzt. Auf der Innenfläche kräftige Drehscheibenwulstbildung, Außenfläche abwechselnd grün-weiß glasiert. rekonstr. Mdm. 18 cm (Abb. 15/2).

Randstück eines Topfes (?). Erhalten ein Teil mit zipfelförmiger Vergrößerung auf zylindrischem Hals, der von der Schulter durch eine schwache Querrille abgesetzt ist. Vom Mundsaum zur Querrille senkrechte Rillen ziehend. Außenfläche fleckig grün glasiert, über dem Mundsaum und den Zipfel etwas in das Gefäßinnere reichend.

Bruchstücke eines kräftig geschwungenen dicken Bandhenkels mit oberem Ansatzende. Außenfläche leicht längsgerippt. Hellgrüne, leicht absplittbare Glasur. Ansatzbreite 4 cm, Br. 3,1 cm, Dicke 1,7—1,5 cm.

Bruchstück eines kräftig geschwungenen, dicken Bandhenkels. Dunkelgrüne Glasur mit hellgrünen Flecken. Breite 1,8 cm, Dicke 1,3 cm.

f) Die außen und innen glasierte Gelbfafnerei.

Die in diesem Bestand vertretenen Tongattungen sind verschieden geartet. Die Hauptmasse zeigt den für das nur innen oder nur außen glasierte Material kennzeichnenden Ton mit seiner mehligten Beschaffenheit und seiner rötlich-gelben Farbe. Daher haftet auch die Glasur nur schlecht. Einen wesentlich geringeren Bestand aber umfaßt dann eine Ware mit einem klingend hart

gebrannten, verhältnismäßig feinen, eine dünne Wand ermöglichenden Ton, auf dem eine dünne, aber hochglänzende, fast glasartig wirkende Glasur aufliegt. Diese Ware entstammt daher einer technisch vorzüglich ausgestatteten Werkstatt. Soweit Bodenstücke vorhanden sind, läßt sich sowohl eine glasierte wie auch eine glasurfreie äußere Standfläche nachweisen.

Boden eines großen T o p f e s. Standfläche leicht fußförmig von der breitkonisch aufsteigenden Wand abgesetzt. Außenfläche hellgrün glänzend glasiert, Innenfläche farblos glasiert, Tonfarbe durchscheinend. Stfl. 14,3 cm (Abb. 15/3).

Bodenwandstück eines T o p f e s. Standfläche leicht fußförmig von der schwach konvex aufsteigenden Wand abgesetzt. Außenwand hellgelbgrün, Innenwand rötlichgelb hellglänzend glasiert. rekonstr. Stfl. 21 (Abb. 15/4).

Bodenwandstück und zwei Wandstücke einer S c h ü s s e l. Standfläche mit niedrigem Standring versehen, Wand breitkonisch aufsteigend. Außenwand glänzend rötlichgelb, Innenfläche matt dunkelbraunviolett mit weißen Flecken glasiert.

Bodenstück einer S c h ü s s e l (?). Standfläche schwach ringförmig abgesetzt. Außenwand und Boden glänzend hellgelbbraun, Innenwand matt braunviolett mit hellen Flecken glasiert.

Bodenwandstück einer S c h ü s s e l (?). Standfläche leicht fußförmig abgesetzt, Boden außen parallel gerillt. Außenwand glänzend gelbbraun, Innenwand matt grasgrün mit hellen Streifen glasiert.

Rand- und Wandstück einer S c h ü s s e l. Mundsaum nach außen verdickt, untergriffig. Außenwand glänzend hellgraugrün, Innenwand und Mundsaum glänzend hellbraun mit weißlichen Streifen glasiert.

Zwei Randstücke einer S c h ü s s e l. Mundsaum nach außen umgeschlagen und fast die Gefäßwand berührend. Außenwand glänzend hellgrün, Innenfläche und Mundsaum glänzend hellbraun mit weißen Streifen glasiert. rekonstr. Mdm. 20,2 cm (Abb. 15/5).

Randstück einer S c h ü s s e l. Mundsaum verdickt, im Querschnitt annähernd dreieckig, untergriffig. Außenwand glänzend hellgraugrün, Innenwand und Mundsaum glänzend mittelbraun mit weißlichen Streifen glasiert.

Randstück einer S c h ü s s e l. Mundsaum schwach verdickt, leicht untergriffig. Außenfläche glänzend gelbgrün, Innenwand und Mundsaum mattglänzend hellbraun mit weißen Streifen glasiert.

Randstück einer S c h ü s s e l. Zu dem oberen Stück gehörig?

Randstück einer Schüssel (?). Mundsaum keilartig verdickt. Außenfläche glänzend graugelb, Innenfläche und Mundsaum glänzend mittelbraun mit hellen Flecken glasiert, leicht absplitternd.

Randstück einer Schüssel. Mundsaum verdickt, im Querschnitt fast dreieckig, leicht untergriffig. Außenfläche glänzend graugrün, Innenfläche und Mundsaum mittelbraun glasiert. Innenglasur leicht absplitternd.

Randstück einer Schüssel. Mundsaum in Wandstärke nach außen umgelegt, untergriffig. Außenfläche glänzend hellgelbbraun, Innenfläche und Mundsaum glänzend schokoladebraun mit weißlichen Flecken glasiert.

Rand- und Wandstück einer Schüssel, Mundsaum leicht verdickt, Querschnitt annähernd dreieckig. Außenfläche hochglänzend orangefärbig, Innenfläche und Mundsaum sowie der ansetzende Wandstreifen hellglänzend dunkelviolettbraun mit weißlichen Flecken glasiert. Klingend harter Ton. rekonstr. Mdm. 24 cm (Abb. 15/6).

Wandstück eines großen Gefäßes. Außenfläche glänzend gelbbraun, Innenfläche glänzend mittelbraun mit weißlichen Streifen glasiert.

Zwei Wandstücke eines Gefäßes. Außenfläche glänzend graugelb, Innenfläche mattglänzend mittelbraun mit weißlichen Flecken glasiert.

Sieben Wandstücke eines großen Gefäßes. Außenfläche glänzend hellgrün, Innenfläche dunkelviolettbraun mit hellen Flecken glasiert, Glasur leicht absplitternd.

Wandstück eines Gefäßes (Halsteil?). Außen- und Innenfläche mittelglänzend braun mit weißlichen Flecken glasiert.

Randstücke einer Schüssel. Mundsaum verdickt, im Querschnitt annähernd dreieckig. Außenfläche mittelglänzend graugelb, Innenfläche und Mundsaum hellglänzend mittelgrün mit hellen Flecken glasiert.

Zwei Randstücke einer Schüssel. Mundsaum in Wandstärke nach außen annähernd waagrecht umgebogen. Klingend hart gebrannt. Außenfläche hellglänzend bräunlichgelb, Innenfläche und Mundsaum hellglänzend himmelblau glasiert. rekonstr. Mdm. 22,5 cm (Abb. 15/7).

Zwei Wandstücke eines großen Gefäßes. Außenfläche hellglänzend grasgrün, Innenfläche hellglänzend grünbraun glasiert. Klingend hart gebrannt.

Halber Topf. Sehr feiner, hellgelber, klingend hart gebrannter Ton. Standfläche ringartig abgesetzt, Wand leicht konvex aus-

ladend aufsteigend, gegen die Schulter zu eingezogen. 2 cm hoher Mundsäum waagrecht abgeschnitten, mit einer Mittelrippe außen verstärkt. Außenfläche hellglänzend braun mit weißen Flecken glasiert, den Mundsäum bedeckend und bis zur Innenfläche übergreifend. Innenfläche hellglänzend fast zitronengelb glasiert. Standfläche außen unglasiert belassen. rekonstr. H. 19,4 cm, rekonstr. Mdm. 17,5 cm, rekonstr. Stfl. 12 cm (Abb. 16/1).

g) die Weißhafnerei.

Hier handelt es sich um die Reste einer, aus sehr kaolinreichem Tone erzeugten Ware, deren Material entweder hellgelbliche oder fast weiße Farbe aufweist. Die drei erhaltenen Reste sind fein glasiert, durch den Brand wurde eine krakeléeartig wirkende Rißstruktur erzielt. Wie jede Weißhafnerei sind auch die nachstehend genannten Stücke Träger einer fein ausgefertigten Musterung, die jedoch nur auf der Innenseite aufgetragen wurde.

Kleines Randstück eines Schälchens. Ton fast weiß, bläulich-gelbe Innen- und Außenglasur mit Musterung in Delfter Blau. Bandförmige Randeinfassung, Reste einer sternartig zum Schaleninneren ziehenden Bandmusterung.

Wandbodenstück einer kalottenförmigen Schale mit niederem Standring und waagrecht abgeschnittenem Mundsäum. Ton gelbrötlich, fast weiße Innen- und Außenglasur, auch auf der Standfläche, mit Musterung der Innenfläche in Manganrotviolettbraun. Erhalten sind Reste von Flächen- und Streifenmustern ohne erkennbare Gliederung. rekonstr. Stfl. 6,7 cm, H. 3,7 cm, rekonstr. Mdm. 12 cm (Abb. 17/2).

Wandbodenstück einer kalottenförmigen Schale mit niederem Standring und trichterförmig ausladendem Rand. Ton gelblichweiß. Schwach blauweiße Innen- und Außenglasur, äußere Standfläche aber glasurfrei. Musterung der Innenfläche in Manganviolettbraun und Delfter Blau. Erkennbar ein flächenbedeckendes Stern(Blumen-)Muster mit blauem Innenfeld und rotviolettbraunen, auf kurzen Stengeln aufsitzenden Rundflächen in Kreisordnung. Zwischenräume mit blauen Linien und kleinen rotviolettbraunen Punkten ausgefüllt. rekonstr. Stfl. 6,7 cm, H. 4,2 cm, rekonstr. Mdm. 16 cm (Abb. 17/1).

h) die Reibschale

aus Bruchstücken fast ganz zusammengesetzt, hellrötlichgelber, ziemlich feiner Ton. Drehscheibenware, auf der äußeren Standfläche Abdrücke der Holzscheibe. Dicke Wand von der Standfläche gut abgesetzt, breitkonisch aufsteigend, dicker Mundsäum waagrecht abgeschnitten. Besonders dicker Boden, Innenfläche kalotten-

förmig geschwungen, auf der Wand eine grauschwärzliche Auflage, am oberen Rand annähernd waagrecht dunkel gestreift, in eine hellere, annähernd gelbliche Zone auslaufend. Außenfläche roh belassen. H. 6,8 cm, Stfl. 11 cm, Mdm. 13,9 cm, Dicke d. Mundsaumes 1 cm, Dicke der Stfl. 4,1 cm, Tiefe der Schale 4 cm (Abb. 16/2).

i) Reste von Schmelztiegeln.

Bodenteil eines kleinen Tiegels, schwarzer, intensiv graphitgemagerter Ton, Außenfläche durch Hitzeeinwirkung rotbraun verfärbt. Kleine Standfläche, dicke Wand schmal konisch aufsteigend, etwas oberhalb der Standfläche abgebrochen. Innenteil des Tiegels gegen die Standfläche zu leicht kalottenförmig gerundet, Innenwand schwärzlich verfärbt, auf einer Stelle noch grüne Kupferreste (?) festzustellen. erh. H. 4,7 cm, Stfl. 4,5 cm, Wandstärke 1 cm, Bodendicke zirka 2 cm (Abb. 18/1).

Boden-Wandstück eines mächtigen Tiegels. Sehr starker Graphitzusatz, überaus hartes Ton-Graphit-Gemisch. Standfläche fast ganz abgesplittert, Wand von der Standfläche fast zylindrisch aufsteigend. Innenwand gegen den Boden zu kalottenförmig verlaufend. Erhaltene Außenfläche durch sehr starke Hitzeeinwirkung fast vollkommen blasig verglast, die Innenwand durch Hitzeeinwirkung etwa 1 cm tief rotbraun verfärbt und ganz schwach stellenweise verschlackt. Erhaltener Wandrest sekundär bearbeitet, zu beiden Seiten gegen die Standfläche zu senkrecht verlaufend. Schnittflächen der Wand und erhaltene Reste der Standfläche mit deutlichen Schleifspuren. rekonstr. Stfl. ca. 20 cm, Dicke der Stfl. mindestens 3,5 cm, Dicke der Wand 3,5 cm (Abb. 18/2).

B. Die Ofenreste.

Neben einigen dicken Tonbruchstücken, die anscheinend als Reste des Ofen-Innenbaues anzusprechen sind, liegt eine kleine Zahl an Kachelbruchstücken vor. Sie umfassen drei Formen: Topfkacheln, Schüsselkacheln und glasierte Plattenkacheln.

a) Reste von Topfkacheln.

Bodenteil mit fast zylindrisch aufsteigender Wand. Schmutzig-grauer, ziemlich feiner, leicht Häcksel-gemagerter Ton, Innen- und Außenfläche hellziegelgelb verfärbt. Dicke Standfläche scharf abgesetzt, Wandfläche z. T. abgesprungen. Innenwand gegen die Standfläche zu gerundet. Stfl. 8,5 cm, erh. H. 8, 1 cm (Abb. 19/2).

Bodenwandstück mit fast zylindrisch aufsteigender Wand. Ziemlich feiner, graugelber Ton, von der Innenwand her gegen den Kern zu hellziegelrot verfärbt. Wand von der Standfläche

leicht gerundet abgesetzt, einfache Drehscheibenware. Stfl. 7,5 cm, erh. H. 5,3 cm (Abb. 19/1).

Rand-Wandstück, ziemlich feiner, hellgrauer Ton, durch Hitzeeinwirkung hellziegelrötlich verfärbt. Mundsäum gerade abgeschnitten, Wand fast zylindrisch, auf der Innenfläche tiefe Drehscheibenrillen. Unterer Rand der Wand gegen die Standfläche zu leicht verdickt. rekonstr. H. 12,8 cm.

Rand-Wandstück, feiner durch die Hitzeeinwirkung mehlig gewordener, ziegelroter Ton. Körper annähernd zylindrisch, schwach ausladend und leicht verdickt. Auf der Innenfläche kräftige breite Drehscheibenrillen. rekonstr. Mdm. 14 cm, erh. H. 9,6 cm (Abb. 19/4).

Rand-Wandstück, feiner, durch die Hitzeeinwirkung mehlig gewordener, ziegelroter Ton. Körper fast zylindrisch, Mundsäum kaum merklich ausladend, schwach verdickt und waagrecht abgeschnitten. Auf der Innenfläche flache breite Drehscheibenrillen. rekonstr. Mdm. 12,5 cm, erh. H. 8,7 cm (Abb. 19/3).

b) Reste von Schüsseln.

4 Bruchstücke, hellgrauer, ziemlich feiner Ton; als Wand- oder Bodenstücke von Schüsseln anzusprechen.

c) Reste von glasierten Platten.

Doppel-Eckstück, hellgelber, sehr feiner Ton. 3,2 cm vom Kachelrand entfernt umlaufende Rillen mit stufenförmigem Absatz nach innen (wahrscheinlich glatte Kachelfläche). L. d. erhal. Kachelseite 25,5 cm, H. d. Kachelwand 6,4 cm, D. d. Kachelwand 1 cm, D. d. glasierten Kachelplatte 0,9 cm (Abb. 20).

Bruchstück einer Kachelwand der gleichen Ausfertigung, H. 6,3 cm.

Bruchstück einer Kachelplatte der gleichen Ausführung mit Randrillen. D. d. Kachelplatte 1 cm.

Bruchstück einer Gesimskachel. Hellgelber, sehr feiner Ton. Gesimsvorderfront und freier Teil der oberen Gesimplatte hellgrün glasiert, oberer und unterer Gesimsabschluß leicht konvex gewölbt und von waagrechten Rillen begleitet. H. d. Kachel 9,7 cm, D. d. Wand 1,1 cm (Abb. 31).

Kleines Bruchstück einer Gesimskachel mit Resten der grünen Außenglasur.

d) Reste von Verschlussplatten

Bruchstück einer kreisrunden Verschlussplatte, graugelber, feiner Ton, von der Innenseite her hellziegelrot verfärbt. Außenfläche glatt, auf der Innenfläche etwa 1 cm vom Rand abgesetzt ein senkrechter, 1,1 cm breiter Tonzylinder zum Einstecken in eine

runde Öffnung angebracht. rekonstr. Dm. 12,8 cm, D. d. Platte 0,9 cm, Gesamthöhe 2,9 cm (Abb. 19/6).

Bruchstück einer kreisrunden Verschußplatte, gelbrötlicher feiner Ton. Außenfläche glatt, in der Mitte Rest eines Griffknopfes (?). Auf der Innenfläche 0,7 cm vom Rand abgesetzt aufgelegter Tonzylinder, jedoch abgebrochen, nur an der Auflagefläche erkennbar. rekonstr. Dm. 12 cm, D. d. Platte 0,8 cm (Abb. 19/5).

C. Die Glasreste.

Sie bestehen ausnahmslos aus hellgrünem, durchscheinendem Glas mit zahlreichen Luftblaseneinschlüssen. Über die Materialzusammensetzung geben die weiter unter angeführten Spektralanalysen Aufschluß.

Obere Hälfte eines Fläschchens. Querschnitt volloval, Rückseite abgeflacht. Hals durch eine schwache Rille vom Körper abgesetzt, niederer, enger Hals mit schwach ausladendem Mundsaum. erh. H. 6 cm, Bauchdm. 6,5 : 5,2 cm, Dm. d. Mundsaumes 2 cm (Spektralmuster Nr. 5) (Abb. 21/5).

Bodenstück und 2 Wandstücke einer großen Prismaf Flasche. Standfläche in der Mitte leicht nach innen gedellt, außen Reste des abgebrochenen Blaszapfens (1 Wandstück Spektralmuster Nr. 3).

Boden-Wandstück einer kleinen Prismaf Flasche. Wand senkrecht gefurcht. Standfläche nach innen gedellt, außen Narbe des abgebrochenen Blaszapfens. Stfl. 6 : 6,2 cm (Abb. 21/1).

Boden-Wandstück eines kleinen Prismaf läschchens. Standfläche sechseckig, Wand darnach gekantet. Standfläche nach innen leicht gedellt, außen Narbe des abgebrochenen Blaszapfens. Stfl. 3,4 : 3,6 cm (Abb. 21/2).

Bodenstück eines großen runden Gefäßes (Flasche?). Standfläche nach innen kräftig gedellt, außen Reste des abgebrochenen Blaszapfens. rekonst. Dm. ca. 18 cm (Spektralmuster Nr. 1).

Gleiches Stück (Spektralmuster Nr. 10).

Halsbruchstück einer Flasche. Hals von der Schulter gut abgesetzt, sich gegen die Mündung zu etwas verengend, Mundsaum gewulstet und leicht ausladend. H. d. Halses ca. 6,5 cm, Halsdm. 3,4—2,5 cm, Mdm. 3,6 cm (Spektralmuster Nr. 4) (Abb. 21/4).

Bruchstück einer Röhre, dickwandig. Dm. 2,6 cm (Abb. 21/3).

Randstück einer Schüssel (?). Annähernd zylindrischer Hals leicht gekröpft, Mundsaum waagrecht abgeschnitten. rekonstruierter Mdm. 10 cm (Spektralmuster Nr. 2) (Abb. 21/6).

Randstück einer Schüssel (?) ähnlicher Form. rekonstr. Md. 10 cm (Abb. 22/1).

2 Randstücke einer großen Schüssel. Von der waagrechten Schulter Hals leicht trichterförmig ausladend, Mundsäum waagrecht abgeschnitten. Ein vorhandenes Schulterstück gehört vermutlich dazu. rekonstr. Mdm. 12,5 cm (Spektralmuster Nr. 7) (Abb. 22/2).

Randstück eines hohen zylindrischen Bechers. Mundsäum waagrecht abgeschnitten. rekonstr. Mdm. 8 cm (Spektralmuster Nr. 6) (Abb. 22/3).

Bodenstück eines Stengelglases (?) mit angesetzter Fußscheibe und dem Rest des angesetzten Fußes. Dm. d. Scheibe 5,6 cm (Spektralmuster Nr. 8) (Abb. 22/4).

Bodenstück eines gleichen Stückes mit Rest des abgebrochenen Fußes. Dm. d. Fußscheibe 4,6 cm, Dm. d. Fußes 2,7 cm (Spektralmuster Nr. 9) (Abb. 22/6).

Bodenstück eines gleichen Stückes mit Rest des abgebrochenen Fußes. Dm. d. Fußscheibe 2,9 cm, Dm. d. Fußes 1,7 cm (Abb. 22/5).

2 kleine Randstücke einer Schüssel (?) mit niederem, stark ausladendem Hals, Mundsäum waagrecht abgeschnitten (Spektralmuster Nr. 11).

3. Die zeitliche Stellung der Funde aus dem Küchenabfallhaufen.

Dazu gibt es einen genauen terminus ad quem: das Jahr 1835, in dem die Jochbergwald-Kapelle abgetragen wurde²⁾. Gleichzeitig damit haben die damaligen Besitzer des der Kapelle gegenüber liegenden Gasthauses ihr Gebäude aufgegeben und aus der noch verwendbaren Inneneinrichtung sowie aus dem Bauholz in Jochberg, etwa 250 m südlich der Kirche, ein Haus errichtet, das sogenannte Schweizerhäusl (Abb. 23), dessen Baujahr 1837 auf seiner Firstpfette eingeschnitten ist. Die derzeitigen Besitzer dieses Hauses (Jochberg Nr. 16), das Ehepaar Hans und Anna Hörl, machten mich im Sommer 1968 darauf aufmerksam, daß sich auch eine getäfelte Stube im Haus befindet. Sie zeigt eine typisch spätbarocke Ausfertigung und dürfte demnach, wie Dr. Johannes Neuhardt 1968 feststellte, der Zeit um 1750 angehören. Diese überlieferungsmäßig gegebene Verbindung von Waldwirthshaus und Schweizerhäusl erfährt eine konkrete Bestätigung durch das Vorhandensein der alten Holztüre zur Kapelle, die im Schweizerhäusl heute noch in Verwendung steht. Sie ist anscheinend für den Gebrauch etwas verkleinert worden, doch ist die ursprüngliche Bemalung trotz starker Verschmutzung noch gut zu erkennen. Dr. J. Neuhardt stellte sofort die Darstellung des hl. Antonius Eremita und des

²⁾ G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Band 3: Tirol und Vorarlberg, 1956, S. 63.

hl. Paulus von Theben (mit dem Raben) fest³⁾ und meint, daß auch dieses Bild etwa um 1750 gemalt worden ist. Die Darstellung der beiden Heiligen erscheint aber nur in Verbindung mit einem bestehenden Eremitarium sinnvoll. Ein solches ergibt sich denn auch aus dem Visitationsprotokoll von 1748 (Sig. SCA Chiemsee 4/51) mit dem Passus: „... ablegavit dein commissarium ad Sacellum B^{mae} virg. Mariae in Sylva Jochberg, distans ab Ecclesia vicariali una et media hora, ibi, quia Eremita non fuit certioratus de adventu visitatoris, clausa est Janua, postea vero interrogatus Eremita respondit, nominari Josephus Hofer, et Licentia aedificandi cellam accepisse a Cels. D. Epo. comite ab Arco p. m^{ae} paramenta Sacelli ad celebrandum asservari a se, et esse in decenti statu, celebrari super portatile...“⁴⁾. Ob es sich bei dieser cella um jene kleine Hütte handelt, die auf dem Andachtsbild Abb. 9 zwischen Kapelle und Gasthaus stehend gezeigt ist, läßt sich wohl kaum mehr entscheiden, ist aber nicht unwahrscheinlich, da die Kapelle selbst wohl kaum einem Einsiedler Platz geboten hätte⁵⁾. Aus der Erteilung der Meß-Lizenz 1739 und der Errichtung des Eremitariums dürfte somit hervorgehen, daß die Wallfahrt nach Jochbergwald⁶⁾ besonders im 18. Jahrhundert geblüht hat und daß deshalb eine beachtlich hohe Zahl an Besuchern dorthin gekommen sein wird. Doch hat das damalige Waldwirthshaus zwei-

³⁾ Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche¹, I, 1930, Sp. 514, bzw. VIII, 1936, Sp. 49 f.

⁴⁾ Die Kenntnis dieser Notiz verdanke ich gleichfalls Herrn Dr. Johannes Neuhardt, Salzburg, dem ich auch an dieser Stelle für alle seine wertvollen Unterstützungen meinen herzlichsten Dank sagen möchte. — Bei G. Guggitz, a. a. O., S. 63, ist vermerkt, daß die Gemeinde Jochberg 1679 (nach einer Notiz im Salzburger Consistorialarchiv (SCA), fasc. Jochberg-Vikare jedoch am 15. Dezember 1678) um Meßlizenz angeseht, diese aber erst 1739 (4. Mai) erhalten hat.

⁵⁾ Aus einer weiteren Eintragung in den Akten des SCA-Chiemsee ist ersichtlich, daß am 24. März 1769 einem Matthias Hofer erlaubt wird, ein Eremitarium in Jochbergwald zu erbauen und sich dort als Einsiedler aufzuhalten. Für 1782 ist ein Eremit Matthias Gagiser überliefert (K. K. I. a. r., Alt-Innsbruck, II., S. 249 f.).

⁶⁾ Über die Gründung einer Kapelle in Jochbergwald informiert die nachstehend wiedergegebene Eintragung in den SCA-Akten/Chiemsee: „1672 Dez. 15 suppliziert Albrecht Hoffpauer Rathsbürger und Lebzelter in Kitzbühel an das Ordinariat Chiemsee um die Erlaubnis, darnach er sich lange Zeit schwärlich krank befunden und in sölbig wählender Krankheit verlobt ein Cäpellele im Jochberger Creuztracht gegen den khränizen des Salzburger und Tyroller landts in einem waldt, allwo in die drey meyll khain dergleichen christlich katholisches zeichen zu finden, aufferpauen zu lassen.“ — Eine wesentliche Ergänzung dazu bietet eine Bemerkung in der nach dem „Wunsche des hochlöbl. Landesguberniums dd. 4. Dez. 1834 Zl. 28.166 zu verfassenden kirchlichen Topographie und Statistik der Erzdiözese Salzburg und Brixen“ über die Jochbergwald-

fellos nicht allein der Verköstigung der Wallfahrer gedient, seine Lage am Fuß des letzten steilen Stückes über den Paß Thurn war für eine Pferdestation und ein Rasthaus für die Säumer⁷⁾ besonders gut geeignet. Ja man wird sogar daran zu denken haben, daß das Rasthaus schon zu einer Zeit bestanden hat, als noch keine Wallfahrtskapelle hier stand. Der Bau der neuen Paß-Thurn-Straße hat aber all dem ein Ende bereitet, womit ja auch der eingangs genannte terminus ad quem gesichert ist.

Umso aufschlußreicher dürfte daher ein Versuch sein, an Hand des aufgefundenen Materials aus dem Küchenabfallhaufen von diesem Endtermin nach rückwärts zu schreiten, um weitere Anhaltspunkte für die Dauer dieses Gasthaus-Betriebes zu erhalten. Daß man dabei theoretisch über das Gründungsjahr der Kapelle 1672 hinausgelangen kann, ergibt sich allein schon daraus, daß diese Kapelle dem Gasthaus gegenüber, also in einem bereits vorhandenen Siedlungsbereich, errichtet wurde. Das heißt aber wohl auch, daß dem Stifter der Kapelle, dem Kitzbühler Lebzelter Albrecht Hofbauer, die Örtlichkeit wegen der Paßstraße wohl bekannt war. Jede, aus dem Fundmaterial des Gasthausbereiches erschließbare zeitliche Angabe wird damit indirekt auch zu einem Beleg für die Geschichte der Paß-Thurn-Straße, von der ja sogar angenommen wird, daß sie auf eine „Römerstraße“ zurückgehe — wofür aber bis jetzt keine Belege vorliegen.

Unter der vorhandenen Keramik sind die Bruchstücke der Schwarzhafnerei wohl die ältesten Stücke. Da aber für Tiroler Bestände noch so gut wie nichts erarbeitet worden sein dürfte, bleibt nur ein Beurteilen dieser Stücke auf Grund der vor allem in Niederösterreich gesammelten Erfahrungen. Darnach ist

kapelle: „Albrecht Hofbauer, brgl. Lebzelter in Kitzbühel, liest man 1671 als ersten Erbauer dieser Kapelle, die ein runder Turm gemauert mit concavem Gewölbe allein, erst nachher mit einem hölzernen Vorhaus, für 100... (= unleserlich) tauglich wurde, errichten ließ.“ — Daraus erklärt sich also auch das unorganische Zusammenfügen zweier Bauteile aus verschiedenem Material, wobei die Errichtung der Rundkapelle aus Stein dem herrschenden Brauch, Hauskapellen aus Stein aufzubauen, durchaus entsprochen hat. Leider geht aber aus der obigen Bemerkung nicht hervor, ob noch Albrecht Hofbauer den Holzerweiterungsbau errichten ließ oder ob dieser erst im 18. Jhdt. im Zuge eines steigenden Wallfahrerzuströmes notwendig geworden war.

⁷⁾ Zur Frage des Saumweges über den Paß Thurn vgl. O. Stolz, Quellen zur Geschichte des Zollwesens und des Handelsverkehrs in Tirol und Vorarlberg vom 13. bis 18. Jahrhundert, Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit, X., 1955, S. 67, 334 ff. — Hagleitner, Das Gewerbe der Säumer, Tiroler Heimatblätter, 13., 1935, S. 255 ff.

das Henkelbruchstück mit dem schwach eingedrückten und daher auch kaum mehr entzifferbaren Stempel (Abb. 11/5) aller Wahrscheinlichkeit nach dem späten 15. Jhdt. zuzuweisen, wenn man hierbei an die spätgotischen Henkelkrüge denkt⁸⁾. Die Randstücke Abb. 11/1, 2, 11/6, 7 stammen von einfachen Töpfen, die man rein formenkundlich in das vorgeschrittene 15. Jhdt. stellen könnte⁹⁾, ohne aber zur Zeit ein Kriterium dafür zu besitzen, wie lange so einfache Formen im 16. Jhdt. noch in Verwendung gestanden sind. Doch dürfte eine allzu lange zeitliche Verschiebung nach oben nicht sehr wahrscheinlich sein, wenn man die beiden stark profilierten Randstücke mit grüner und brauner Innenglasur (Abb. 11/8, 12/2) und das große, aus dunkelgrauem Ton angefertigte Wandstück mit grüner Innenglasur mit in Betracht zieht. Denn die an diesen Randstücken bemerkbare Mundsaumgestaltung ist in Niederösterreich für die hochgotische Ware, u. zw. für die schlanken Krüge so kennzeichnend, daß sie formenkundlich und zeitlich leicht bestimmbar sind. Die drei genannten Stücke daher der Wende vom 15. zum 16. Jhdt. zuzuweisen, liegt aus formenkundlichen Gründen ebenso nahe wie für das kleine Krugrandstück (Abb. 12/3) aus gelblichem Ton, brauner Innenglasur und angesetztem Bandhenkel. Aus Tirol sind mir aber keine Hinweise auf die Verwendungsdauer solcher Gefäßformen bekannt.

Auch über die Frage der Herstellungszeit von einfarbigen Innenglasuren vermag ich an Hand Tiroler Materiales keine Auskunft zu geben. Zylindrische Kochschüsseln mit leicht nach außen geschwungenen Zapfenfüßen (Abb. 12/5) und mit Wulstgriff können wohl noch im 18. Jhdt. als einfache Gebrauchsware in Verwendung gestanden sein. Doch dürfte die auf den Zapfenfüßen angebrachte Fingerdelle ein Hinweis darauf sein, daß diese Form schon im 16. Jhdt. bekannt war, da solche Fingerdellen auch an der Grautonware dieser Zeit zu bemerken sind. Die gelbe Ware aber mit überwiegend hellglänzender einfarbiger Innenglasur allgemein dem 16. und dem 17. Jhdt. zuzuordnen, wäre deshalb nicht unwahrscheinlich, eine Bestätigung durch besser datierte Fundbestände aber dringend notwendig. Die genannte Kochschüssel setzt ein offenes Feuer voraus, wie es auch in den Rauchküchen

⁸⁾ Als Beispiel dafür vgl. H. Steininger, Die münzdatierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Österreich, 1964, Taf. VI/95 (um 1460 aus Weignersedt, Gde. Altenberg, G.B. Urfahr). Möglich als Vergleich auch Taf. XII/150 (aus Gossam, G.B. Spitz, aus 1539).

⁹⁾ Vergleichsbeispiele bei H. Steininger, a. a. O., Taf. IV/64 (Oberweiden, G.B. Gänserndorf, um 1420) und IV/66 (Bergern, Gem. Matzleinsdorf bei Melk, 1426).

des Jochberger Bereiches vom 15.—17. Jhdt. allgemein gebräuchlich war ¹⁰⁾).

Die innen glasierte Gelbhafnerei tritt vor allem durch die zahlreichen Reste von konischen Schüsseln hervor (Abb. 13/1,2). Auf Grund ihrer Größe (vgl. das rekonstruierte Stück Abb. 13/2) ist daran zu denken, daß sie in erster Linie für Speisen verwendet wurden, bei denen eine entsprechend große Menge Flüssigkeit zu servieren war. Man denkt dabei an Milchsuppen mit Einlagen oder an die alt eingebürgerte Knödelkost (Speck-Knödel, Leberknödel) in Verbindung mit Fleischsuppen ¹¹⁾. Da dieses Eßgeschirr keiner besonderen Wärmeeinwirkung ausgesetzt war, genügte eine Innenglasur, die aber der besseren Gefälligkeit wegen zweifärbig ausgeführt wurde. Da sie auch den Mundsaum miteinbezog, konnte man aus solchen Schüsseln ungehindert trinken. Auf Grund der Glasurfarben ist anzunehmen, daß es sich um eine dunkle Eisenglasur und eine weißliche Zinnglasur handelt. Ohne gesicherte Vergleichsbasis ist eine zeitliche Fixierung solcher zweifach innenglasierter Eßschüsseln kaum vorzunehmen, weshalb es bloß als Arbeitshypothese aufzufassen ist, wenn sie von der vorhin genannten Ware mit einfärbiger Innenglasur abgesetzt und dem 17. Jhdt. zugeordnet wird. Doch wäre es durchaus möglich, daß sie auch noch im 18. Jhdt. in Verwendung stand.

Kann man also annehmen, daß die zweifärbige Innenglasur durch die Funktion der Gefäße, auf der sie anzutreffen ist, bedingt ist, so läßt sich solches für die ein- und zweifärbig außen glasierte Gelbhafnerei kaum vertreten. Dies allein schon deshalb, weil es mehrere Bruchstücke von Schüsseln gibt (Abb. 14/4), die jenen der Eß-Schüsseln weitgehend entsprechen. Wenn nun die Innenglasur einer bestimmten Aufgabe dient, so muß auch die Außenglasur beabsichtigt gewesen sein. Dieser Absicht auf die Spur zu kommen, ist jedoch mehr als schwierig, als es nicht bloß konische Schüsseln mit Außenglasur, sondern auch Reste von Töpfen (Abb. 14/1—3) gibt, die aus dem gleichen feinen, fast mehligem Ton angefertigt sind. Diese Töpfe zeichnen sich außerdem noch durch eine spezielle Ausprägung der Standfläche aus, u. zw. durch den aufgesetzten Standring und durch die Lochung der Stand-

¹⁰⁾ R. Pittioni, Zur Verbreitung des Rauchstubenhauses in Nordtirol. Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, 60., 1957, S. 322 f.). — K. Ilg, Zur Verbreitung der Rauchstube in Nordtirol und in den westlichen Bundesländern (a. a. O., 61., 1958, S. 141 ff.), mit dem Firstpfettendatum 1448 am Haus Talern, Jochberg 65.

¹¹⁾ F. Colleselli, Essen und Trinken bei der bäuerlichen Bevölkerung Tirols, in: Ausstellung Essen und Trinken, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 1967, S. 8 f.

fläche. Beides erweist diese Stücke als Reste von Gefäßen (ob Topf oder Krug ist nicht feststellbar) für eine besondere Verwendung. Da es anscheinend bis jetzt keine Parallelen dazu gibt, kann über die Art der Verwendung bloß eine Vermutung geäußert werden. Es scheint, daß in sie nur solche Speisen gegeben wurden, deren nicht verwertbare oder getrennt zu verwertende flüssigen Bestandteile abzulaufen hatten, während der feste Teil im Gefäß zu verbleiben hatte. In einem Gebiet mit so ausgeprägter Almwirtschaft bzw. intensiver Milchverwertung denkt man natürlich in erster Linie an Topfenseiher, wofür auf den Alpen noch bis vor kurzer Zeit die großen Kupferseiher verwendet wurden, doch könnte in solchen Gefäßen auch Topfenkäse aufbewahrt worden sein. Vielleicht könnte man sogar annehmen, daß die leicht raue Oberfläche der Innenseite ohne Glasur das Ansetzen der Fäulnisbakterien erleichtern sollte. Frau Dr. F. Prodinger, der ich anläßlich eines Institutsbesuches diese Gefäßreste zeigen konnte, bezeichnete sie als „Schottn-Häfen“, womit die hier angedeutete Verwendung bestätigt erscheint. Man wird diese Schottn-Häfen wohl dem 17. und dem 18. Jhdt. zuweisen dürfen. Neben solchen Spezialformen hat es aber auch Krüge gegeben, wie die Reste von Bandhenkeln aus dem gleichen Ton mit der gleichen Grün-Glasur zeigen, doch liegt kein ausreichendes Material für eine Rekonstruktion solcher Krüge vor. Das in verschiedenen Nuancen belegte Grün der Glasur dürfte als Chrom-Glasur anzusprechen sein, während die weißen Flecken wieder durch Hinzufügen von Zinn-Glasur entstanden sein dürften.

Unbeantwortet bleiben wird wohl vorläufig auch die Frage, ob die mit einer Innen- und einer Außenglasur versehene Gelbhafnerei bloß einem technischen Fortschritt ihre Entstehung verdankt oder ob sie beabsichtigt, also wieder funktionsbedingt ist, oder ob sie gegen der nur einflächig glasierten Ware jünger anzusetzen ist. Diese Frage gilt vor allem für jene Reste, die wie die Stücke mit einflächiger Glasur aus dem rötlichgelben, leicht mehligen Ton erzeugt wurden. Denn es hat den Anschein, daß diese Ware das Erzeugnis einer bestimmten Werkstätte ist, die nur solchen Ton für ihre Erzeugnisse verwendete. Anders liegen aber die Verhältnisse bei der zweiseitig glasierten Ware, die aus einem wesentlich feineren, klingend hart gebrannten Ton gemacht wurde und bei der die Glasuren im Gegensatz zu den obigen Stücken einen hellen, durchscheinenden Glanz aufweisen. Läßt sich für die aus dem mehligen rötlich-gelben Ton erzeugte Ware annehmen, daß sie vielleicht aus Werkstätten von Kitzbüheler Hafnern stammt ¹²⁾,

¹²⁾ E. Moser, Kitzbüheler Hafner (Tiroler Heimatblätter, 29., 1954, S. 110 ff.).

also Massenware für die bäuerliche Bevölkerung des gesamten Umkreises darstellt, so ist diese feine, klingend hart gebrannte und zweiseitig glasierte Keramik so anders geartet, daß man sie kaum mit der groben Gebrauchsware in einen engeren Zusammenhang bringen kann. Reste von Eßschüsseln und ein rekonstruierter Topf (Abb. 16/1) erweisen diese feine Ware wohl auch als Gebrauchsgeschirr, jedoch eines wesentlich höheren technischen Könnens. Auf die damit verbundenen Probleme hat jüngst P. Stieber anlässlich seiner Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum aufmerksam gemacht¹³⁾. Hiebei handelt es sich um den von Kraxenträgern (bis Bozen) besorgten Kröninger Geschirrhandel. Das Kröninger Gebiet im nördlichen Teil des Lkr. Vilsbiburg, sö. von Landshut, Bayern, ist der Sitz zahlreicher Hafnereien, deren Erzeugnisse durch eine einfärbige, hellglänzende Glasur in Blau und Braunschwarz ausgezeichnet und in großen Mengen auch nach Salzburg auf den Markt gebracht worden waren. Nach P. Stieber ist dies für die Zeit um 1830 gesichert, doch nimmt er auch einen noch älteren Handel an. Da nun die glänzende hellblaue Glasur an dem Randstück einer Eß-Schüssel (Abb. 15/7) ebenso nachweisbar ist wie die dunkelbraune Glasur an einem Eß-Schüssel-Bruchstück und an dem Topf, wäre es durchaus möglich, daß der Kröninger Kraxenträgerhandel auch das alte Waldwirthshaus in Jochbergwald erreicht hat. Dies für die Zeit um 1800 anzunehmen, wäre ohne gegenteilige Beweise durchaus möglich.

Wie wenig erschlossen an sich die für den täglichen Gebrauch erzeugte Ware des 17. und 18. und wohl auch 19. Jhdts. noch ist, beweist die dicke konische Schale (Abb. 16/2) mit der kalottenförmigen Vertiefung und dem darauf befindlichen dunklen Belag. Dem Ton nach kann dieses Stück am ehesten mit der innen glasierten Ware von der Art der Eß-Schale Abb. 13/2 verglichen werden. Der übermäßig dicke Boden sowie die Eigenart der Vertiefung sprechen dafür, daß die Schale zum Zerreiben einer Substanz verwendet wurde, was noch durch den glasurartigen Innenbelag und die darauf sichtbaren Abnutzungsspuren verdeutlicht wird. Da die Vertiefung für eine flüssige oder eine weiche Substanz zu seicht ist, kommt nur eine feste Masse in Betracht, u. zw. entweder Zucker oder Salz. Hutzucker, der im Kitzbüheler Bereich noch vor dem zweiten Weltkrieg verwendet wurde, kann nur zerstoßen werden, wofür die Schale zu wenig widerstandskräftig ist. Bleibt also nur ein Zerreiben von Stücksalz übrig. Da noch im 18. Jhdt.

¹³⁾ P. Stieber, Hafnergeschirr aus Altbaiern, zur Ausstellung im Bayer. Nationalmuseum, 1968, S. 7 ff.

Salz in fester Form verhandelt wurde¹⁴⁾, könnte daher auch diese Schale zum Zerreiben von Salz verwendet worden sein, wofür in einem Gasthausbetrieb genügend Bedarf vorhanden gewesen sein wird.

Sehr zu bedauern ist es auch, daß von der Weißhafnerei nur vier Bruchstücke vorliegen, von denen wieder bloß die zwei Tellerbruchstücke für eine Datierung und eine werkstättenmäßige Zuordnung verwertbar sind. Frau Dr. F. Prodinge verdanke ich auch diesbezüglich einen wertvollen Hinweis. Darnach ist es als nahezu gesichert anzunehmen, daß das Tellerbruchstück Abb. 17/1 aus der Werkstatt des Hafners Johann Michael Moser in Salzburg stammt. Er gründete 1737 eine Manufaktur, die 1740 und 1765 erweitert wurde¹⁵⁾. Er verwendete einen feinen gelblichen Ton, der „von den Röteläckern unterhalb des Plainberges, aus der Löwenau bei Laufen und aus Gruben bei Grödig“ bezogen wurde. Die von J. M. Moser vorzugsweise verwendeten Farben sind Manganbraun, Blau und Violett, seine Zinnglasuren sind weiß, bzw. bei Beimengung von Kobalt hellbläulich und auch fest haftend. Das Randstück des kleineren Tellers hingegen (Abb. 17/2) dürfte aus der Werkstatt des Jakob Pisotti des Jüngeren kommen, der 1814 von seinem Vater Jacob Pisotti dem Älteren, dem Schwiegersohn des J. M. Moser, die Manufaktur übernommen und bis 1840 geführt hat. F. Prodinge betont, daß J. Pisotti jun. wesentlich flüchtiger gearbeitet hat als sein Vater, daß seine Glasur einen bemerkenswert grauen Stich aufweist und daß er vorwiegend Mangan als Malfarbe verwendete. Alle diese Kennzeichen treffen auf das kleinere Tellerbruchstück zu, eine Erzeugung vor 1840 wird daher mit Recht anzunehmen sein. Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß mit der um 1750 erfolgten Ausgestaltung der Wallfahrtskapelle in Jochbergwald die handelsmäßigen Beziehungen zu Salzburg eine, auch im Fundgut greifbare, Intensivierung erfahren haben.

So läßt sich also an Hand der vorhandenen Keramikbestände eine nahezu geschlossene Abfolge vom frühen 19. Jhdt. über das 18. und 17. Jhdt. bis mindestens zum frühen 16. Jhdt. nachweisen, wobei die Wiederverwendung des Schmelztiegelbruchstückes Abbildung 18/2 (innerhalb des Küchenbetriebes?) auf eine u. U. noch ältere Siedlungsschicht hinweisen könnte.

¹⁴⁾ Vgl. dazu Das Halleiner Salzwesen und seine bildliche Darstellung in den Fürstenzimmern des Pflegeamtsgebäudes zu Hallein, eingeleitet und bearbeitet von Heinrich Winkelmann, 1966, Bild 52.

¹⁵⁾ F. Prodinge, Fayencen des 17. bis 19. Jahrhunderts im Salzburger Museum Carolino Augusteum, Einführung in die 41. Sonderausstellung, 1964, S. 8 ff.

Der mit der Errichtung der Wallfahrtskapelle und dem Aufenthalt von Eremiten verbundene gesteigerte Besuch in Jochbergwald scheint auch die Verwendung von Glaswaren verursacht zu haben, von denen mehrere aufschlußreiche Stücke gefunden wurden. Sie alle bestehen aus einem dunkelgrünen, z. T. recht dickflüssigen Material mit zahlreichen Luftblaseneinschlüssen. An erhaltenen Bodenstücken sind die Reste der Blaszapfen noch deutlich zu erkennen. Die aus den Bruchstücken ableitbaren Formen beziehen sich auf Flaschen und Fläschchen, auf eine wohl breite Schüssel mit zylindrischem Rand und auch auf Stengelgläser, d. h. auf breite Kalottengläser mit angesetztem dicken Standfuß, der jedoch nicht nachgewiesen werden konnte, weil er immer knapp unterhalb der Ansatzstelle auf der Glasaußenseite abgebrochen ist. Mag auch das kleine, etwa zur Hälfte erhaltene Fläschchen (Abb. 21/5) als Schnapsflasche angesprochen werden — noch in den letzten Jahren war es allgemein üblich, zum Almgehen ein Fläschchen Schnaps mitzunehmen —, so sprechen die Reste von verschiedenen großen kubischen Flaschen (Abb. 21/1, 2) mit faltenartig eingedrückten Wänden für eine Verwendung als Weinflaschen. Weinkonsum wird ja auch durch die Gläser mit Standfuß (Abbildung 22/4—6) nahegelegt; ob das röhrenförmige Bruchstück als Rest eines Weinhebers zu deuten ist (Abb. 21/3), muß fraglich bleiben. Hingegen scheint das große Randstück eines Zylinderglases (Abb. 22/3) eher als Rest eines Wasser- oder Milchglases anzusprechen sein.

Wie für die Keramik ist auch für die Gläser die Frage ihrer Herkunft von Interesse, umso mehr, als in Nordtirol selbst einige Glashütten gearbeitet haben. Um der Herkunftsfrage, also der Feststellung der Glashütte, weiter nachzugehen, hat H. Neuninger elf Glasproben spektrographisch untersucht, wofür ich ihm auch hier nochmals danken möchte. Es handelt sich um die Anal. Nr. 5679—5689 unserer Zählung. Das Ergebnis der Untersuchungen ist auf der folgenden Tabelle zusammengestellt und wird durch die Analyse einer Flasche Kramsacher Herkunft noch ergänzt.

Wie man auf den ersten Blick erkennt, handelt es sich bei allen elf Proben um eine völlig einheitliche Glasmasse, u. zw. um ein Ca-K-Na-Glas, bei dem aber der verhältnismäßig hohe spurenmäßige Anteil von Barium auffällt. Dieser B-Zusatz ergibt — wie mich E. Preuschen belehrt — ein zähflüssiges Glas, womit auch die zahlreichen Luftblasen leicht zu erklären sind. Die besondere Überraschung der Analysen liegt jedoch darin, daß durch den Nachweis von Cu, Ag, As, Ni, Pb, Sb, Zn und Bi die Zugabe eines Kupferhüttenproduktes zur Glasmasse erwiesen wird, wobei an

Jochbergwald-Kirchenger, Glasreste

Anal. Nr.	Objekt	Cu	Sn	Ag	Al	As	Fe	Mg	Mn	Ni	Pb	Sb	Zn	Bi	Cr	Co	B	Ca	K	Na	P	Si	Ti	V
5679	Probe 1	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	?	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5680	2	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	—	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5681	3	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	?	++	?	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5682	4	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	Sp	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5683	5	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	?	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5684	6	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	—	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5685	7	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	?	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5686	8	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	?	++	?	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5687	9	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	?	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5688	10	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	?	++	?	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp
5689	11	++	Sp	Sp	Sp	Sp	+	+	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	++	—	+	++	+	++	Sp	+++	+	Sp

Kramsacher Erzeugnis, Flasche aus dem Volkskundemuseum-Innsbruck

5690	Kramsacher Flasche	+	Sp	—	?	Sp	+	+	+	Sp	+	?	Sp	—	+	?	Sp	++	++	++	Sp	+++	+	Sp
------	-----------------------	---	----	---	---	----	---	---	---	----	---	---	----	---	---	---	----	----	----	----	----	-----	---	----

Schlacke als zusätzlichem SiO_2 -Träger neben Quarzsand für die Glasproduktion zu denken ist. Da kein zwingender Grund für die Annahme gegeben ist, man habe diese Schlacke von weit her zur Glashütte gebracht, ist auch die Frage berechtigt, ob sich aus den angeführten Elementen sowie aus ihrer qualitativen und quantitativen Kombination ein Anhalt dafür ableiten läßt, von welchem Kupferproduktionsbereich solche Schlacken mit einer typischen Elementkombination stammen könnten. Auf Grund unserer jahrzehntelangen Beschäftigung mit der spektrographischen Aufschlüsselung der alpinen Kupfererzlagertstätten kann diese Frage eindeutig und klar beantwortet werden: die der Glasmasse zugesetzten Schlacken hängen mit dem Bergbaugesamt Alte Zeche-Bertagrube bei Schwaz zusammen, wie sich aus einem einfachen Vergleich der Glasanalysen mit den Analysen von Bertagruben-Kupfer¹⁶⁾ feststellen läßt. Nach R. von Srbik ist die Lagerstätte Alte Zeche-Bertagrube bis 1727 abgebaut und ihr Erz in Jenbach verhüttet worden¹⁷⁾. Von dort wurde die Schlacke der Glashütte zugeführt. Als solche kommen theoretisch Innsbruck, Hall und Kramsach in Frage¹⁸⁾, Hörbrunn¹⁹⁾ ist erst 1796 gegründet worden. Da nun Kramsach topographisch Jenbach am nächsten liegt, ist allein schon deshalb zu erwägen, die Jochbergwald-Glasreste auf diese Hütte zu beziehen. Einer schon vor mehreren Jahren erfolgten Korrespondenz mit dem damaligen Professor an der Kramsacher Glasfachschule Dr. Walter Schreiber (jetzt Innsbruck) entnehme ich folgende Stelle (Brief vom 5. 10. 1964): „Sicher ist, daß die Kramsacher Hütte keinen der teuren Importstoffe aus Venedig oder Spanien verarbeitete, sondern sich einheimischer Materialien bediente, zumindest im frühen Abschnitt ihres Bestandes. Gelänge es, in den von Ihnen gefundenen Glasrelikten die für unsere tirolischen Quarzsande charakteristischen Verunreinigungen mit Eisenoxyd, Titandioxyd, Feldspat und Ton sowie den Kalk- und Dolomitzusatz festzustellen, dann könnte man mit Sicherheit annehmen, daß die Gläser aus der Kramsacher Hütte stammten, da zu der von Ihnen angegebenen Zeit — 17. und 18. Jahrhundert — in Nordtirol kein anderer Glasofen in Betrieb war.“ Über meine

¹⁶⁾ H. Neuninger, R. Pittioni, E. Preuschen, Das Kupfer der Nordtiroler Urnenfelderkultur, ein weiterer Beitrag zur Relation Lagerstätte—Fertigobjekt (*Archaeologia Austriaca*-Beiheft Nr. 5, 1960, S. 66 ff., Tabelle Nr. 12, Durchschnittsanalyse S. 67).

¹⁷⁾ R. von Srbik, Bergbau in Tirol und Vorarlberg in Vergangenheit und Gegenwart, Berichte des naturwissenschaftlich-medizinischen Vereines Innsbruck, 41., 1929, S. 184.

¹⁸⁾ E. Egg, Die Glashütten zu Hall und Innsbruck im 16. Jahrhundert, Innsbruck 1962.

¹⁹⁾ G. Opperer, Hörbrunn, Tiroler Heimatblätter, 1928, S. 175 ff.

Bitte vermittelte W. Schreiber eine beschädigte Glasflasche verbürgt Kramsacher Herkunft aus dem Tiroler Volkskundemuseum (Inv. Nr. 3759) für eine spektrographische Vergleichsuntersuchung, deren Ergebnis die Analyse Nr. 5690 bringt. Vergleicht man sie mit den 11 Analysen der Jochbergwald-Gläser, dann fehlt zwar die Ag- und Bi-Spur, aber es sind gleichfalls Cu, Sn, As, Ni, Pb, Sb, Zn und Ti neben B, Ca, K, Na und P vorhanden. Man wird demnach von einer grundsätzlichen Übereinstimmung zwischen den elf Jochbergwald-Glasanalysen und jener des verbürgt Kramsacher Stückes sprechen dürfen, womit auch eine ausreichende Wahrscheinlichkeit für die Herkunft der im Jochbergwalder Küchenabfallhaufen geborgenen Reste aus der Kramsacher Manufaktur gegeben erscheint. Da die Kramsacher Hütte in der 2. Hälfte des 18. Jhdts. eine besonders reiche Produktion entfaltete²⁰⁾, bestehen auch keine zeitlichen Schwierigkeiten für eine solche Herkunftsbestimmung.

Neben den keramischen Resten und den Glasbruchstücken nicht minder interessant sind die im Küchenabfallhaufen gesammelten Ofenreste. Es scheint, daß man auch hier eine ältere und eine wohl ausgeprägte jüngere Schicht unterscheiden kann. Bei den erhaltenen Ofenresten handelt es sich um Bruchstücke von verschiedenartigen Kacheln. Der älteren Gruppe gehören jene keramischen Stücke an, die als Reste von Topfkacheln interpretiert werden können und die selbst wieder eine verschiedene Machart zeigen. So sind zwei Bodenstücke (Abb. 19/1, 2) aus einem verhältnismäßig groben Gebrauchston angefertigt, wobei das Stück Abb. 19/1 den Eindruck einer durch größere Hitzeeinwirkung bewirkten Dekomposition des Tones vermittelt; außerdem fällt es durch den wenig abgesetzten, rundlichen Boden auf. Das zweite Stück Abb. 19/2 ist als Gefäßrest kaum anzusprechen, da der Ton innerhalb des keramischen Bestandes nicht belegt ist. Am ehesten kann man daher beide Stücke als Reste von Topfkacheln bezeichnen. Wenn dies zutrifft, dann käme man nach J. Ringler²¹⁾ wohl noch über das 16. Jhd. zurück. Die beiden Randstücke Abb. 19/3, 4 aus dem rötlichen, feinen und mehligem Ton können

²⁰⁾ J. Ringler, Die Tiroler Glashütten Kramsach und Hörbrunn (Alte und Moderne Kunst, IV/3, 1959, S. 10 ff.). — Die Kramsacher Glashütte ist seit 1540 belegbar, 1636 beginnt der von Gilgen Schreyer begründete Aufstieg der Glashütte, die ihre Erzeugnisse unter Anton und Johann Michael Schreyer nach 1761 durch Kraxenträger bis nach Südtirol verbreitete. Unter Anton Schreyer wurden zwischen 1790 und 1810 vierzig verschiedene Glassorten erzeugt, doch dürfte davon kaum viel in Museumsbeständen erhalten geblieben sein.

²¹⁾ J. Ringler, Tiroler Hafnerkunst (Tiroler Wirtschaftsstudien, 22.), 1965, S. 10 f.

nicht als Gefäßreste angesprochen werden — es fehlt jegliche Parallele dazu —, weshalb sie mit Vorbehalt hier zugeordnet werden. Ob sie noch dem 16. oder dem 15. Jhdt. angehören, ist gleichfalls kaum zu entscheiden²²⁾. Leider ist kein einziger, eindeutig bestimmbarer Rest einer Schüsselnkachel vorhanden — auf die möglicherweise hierher gehörigen Stücke wurde oben bereits verwiesen —, weshalb es auch nicht zu entscheiden ist, ob im Jochberger Waldwirthshaus der Stubenofen mit Topfkacheln einem barocken Großofen mit grün glasierten Kacheln gewichen ist. Reste eines solchen Großofens liegen in Kachelbruchstücken (Abbildung 20) vor, wobei für die Wandkacheln eine Rechteckform für die Rekonstruktion angenommen wurde. Wie der Ofen in Jochbergwald ausgesehen haben kann, ist aus dem im Österr. Museum für Volkskunde — Wien stehenden Barockofen (Inv. Nr. 40.129) ersichtlich (Abb. 24), den um 1890 Erzherzog Franz Ferdinand von der Bergverwaltung Kitzbühel erworben hat (Erwerbsvermerk im Inventar des Museums). Nach J. Ringler²³⁾ stand dieser, wohl um die Mitte des 18. Jhdts. erzeugte Ofen im Hüttengebäude von Jochberghütten, das vor der Verlegung der Aufbereitung aus dem Wiesenegg-Graben am Fuße der Kelchalm nach Jochberghütten niedergerissen wurde²⁴⁾. Die Jochberger Hütte hat von 1617 bis 1875 gearbeitet. Wenn L. Schmidt²⁵⁾ diesen

²²⁾ Der sogenannte gemauerte Stubenofen (nach J. Ringler), der vom Flur aus geheizt wird, gehört zur kennzeichnenden Einrichtung der Rauchkuchenhäuser des Jochberger Gebietes. Da solche Hausanlagen dem späten 15. und dem 16. Jhdt. zuzuweisen sind, im 15. Jhdt. sich aber bereits die grautonige Schüsselnkachel weitgehend durchgesetzt hat, wie die zahlreichen Belege aus dem ehemaligen Goldbergbaugebiet der Hohen Tauern (Sammlung K. Zschocke-Böckstein, jetzt im Institut für Ur- und Frühgeschichte) beweisen und wie aus der Nennung von Hafnern, die 1466, 1472 und 1476 solche Öfen aufstellten (vgl. dazu Tiroler Heimatblätter, 29., 1954, S. 119), hervorgeht, wird die Topfkachel dem frühen 15. Jhdt. (und vielleicht sogar noch dem späten 14. Jhdt.) zuzuweisen sein. — Zur absoluten Datierung der Schüsselnkachelöfen vgl. den Kupferstich von A. Dürer, Der Traum des Doktor (1495—1497). Abgebildet bei W. W a e t z o l d t, Dürer und seine Zeit⁵, 1942, Abb. 177.

²³⁾ J. R i n g l e r, Verzeichnis alter Kachelöfen in Nordtirol (Tiroler Heimatblätter, 29., 1954, S. 112 ff.). — Die hier gegebene Beschreibung der Kacheln (barocke Architekturen in Verbindung mit landschaftlichen Motiven) dürfte auf einem Irrtum beruhen, wie man sich auch aus unserer Abb. 24 überzeugen kann.

²⁴⁾ R. P i t t i o n i, Der urzeitliche Kupfererzbergbau im Gebiete um Kitzbühel, II., 1968, S. 31 ff., Abb. 37: Schmelzhütte vor dem Abbruch 1900, Abb. 38 a und 39: die Schmelzhütte auf der Fahne der Knappschaft Jochberg aus 1856.

²⁵⁾ Dem ich für die photographische Aufnahme des Ofens, die Erlaubnis zur Veröffentlichung und seiner mehrfachen Hilfe vielmals danke.

Ofen in die 2. Hälfte des 18. Jhdts. setzt, so deckt sich dies zeitlich in auffallender Weise mit dem Zeitpunkt der Erweiterung der Wallfahrtskapelle in Jochbergwald. Man wird daher gerne annehmen, daß mit der Ausstattung dieses kleinen Heiligtums und dem Einzug von Eremiten eine Vergrößerung und bessere Beheizung des Waldwirthshauses Hand in Hand gegangen ist. Dieser mächtige Barockofen wird wohl einem Kitzbüheler Hafnermeister zu verdanken sein. In Betracht kommen dabei Sigmund Anton Semblzipf, der zwischen 1716 und 1755 in den Amtsrechnungen aufscheint, dann Simon Hueber, der um 1746/47 gestorben ist, und Maximilian Auer, dessen Name von 1756 bis 1794/95 nachweisbar ist; theoretisch könnte man auch noch an den von 1756 bis 1812 genannten Simon Lökner denken²⁶⁾. Mit dem großen Barockofen dürften auch die Deckeln zu den Reinigungsröhren (Abb. 19/5, 6) zusammenhängen; in gleicher Form sind sie heute noch bei großen Kachelöfen in Verwendung.

Schließlich ist dann noch auf zwei keramische Reste kurz einzugehen. Der eine (Abb. 18/1) bezieht sich auf den Bodenteil eines schlanken, schlauchförmigen Gefäßes aus stark graphittem Ton, der andere ist das Bodenwandstück (Abb. 18/2) aus gleichfalls graphithaltigem, sehr dickem harten Ton mit einer durch eine beträchtliche Hitzeeinwirkung verglasten Außenfläche. Beide Stücke sind nicht als Küchengeschirr anzusprechen, sondern dienen ganz anderen Aufgaben. Für das Bodenstück Abb. 18/1 ist eine Verwendung als Schmelztiegel gesichert, für das zweite, wesentlich größere Stück Abb. 18/2 ergibt sich eine solche Verwendung aus der Hitzeeinwirkung mit der daraus folgenden Oberflächenverglasung. Im Verlande der Küchenabfälle aber gefunden und durch die eigenartige Formgebung sichtlich einer sekundären Verwendung entstammend dürfte das Stück als „Schleifstein“ in Ermangelung eines anderen, dafür geeigneten Materiales für Küchenmesser in Gebrauch gestanden sein. Damit wird jedoch angedeutet, daß die Bewohner des Jochbergwald-Wirthshauses diesen Schmelztiegelrest in der näheren Umgebung gefunden und seine Eignung für den angegebenen Zweck rasch erkannt haben. Wenn aber dem wirklich so ist, dann ergibt sich aus den beiden genannten Schmelztiegelbruchstücken ein sehr zu beachtender Hinweis auf das Vorhandensein einer Verhüttungsanlage im unmittelbaren Nachbarbereich des Gasthauses selbst. Hält man weiters hinzu, daß im Baumaterial des Kapellenturmes — wie schon früher erwähnt — ein durch übermäßig hohe Hitze-Einwirkung verfritetes Ziegelbruchstück festgestellt werden konnte, dann würde

²⁶⁾ E. Moser, Anm. 12, S. 110 ff.

damit auch ein terminus ante quem für den Bestand dieser Verhüttungsanlage angedeutet sein. Wenn im Vergleich dazu darauf hingewiesen werden darf, daß im Verlande der Eisenhüttenanlage im Stiftsgarten von Heiligenkreuz bei Baden (N.-Ö.) aus dem 15. und 14. Jhd. durchaus gleichartig verfrittete Ziegelreste festgestellt werden konnten²⁷⁾, so schiene es durchaus möglich, für die genannten drei Reste etwa das gleiche Alter anzunehmen. Damit erscheint aber für das Gebiet des Kirch-Angers in Jochbergwald eine hochmittelalterliche Verhüttungsanlage angedeutet, die man wohl mit aller Wahrscheinlichkeit auf einen Eisenerz-Verhüttungsprozeß wird beziehen dürfen. Mit Rücksicht darauf, daß schon die urnenfelderzeitlichen Verhüttungsplätze stets in der Nähe eines Wasserlaufes anzutreffen sind, das Jochbergwald-Gasthaus gleichfalls knapp neben dem Trattenbach liegt, wird man wohl keine allzu große Entfernung zwischen ihm und der fundmäßig angedeuteten Verhüttungsanlage anzunehmen haben. Es wird jedenfalls Aufgabe weiterer Geländebegehungen sein, dieser Frage nachzuspüren. Aus welcher Lagerstätte diese Verhüttungsanlage ihre Erze bezogen hat, ist vorläufig noch eine offene Frage. Doch muß betont werden, daß die Lagerstätten Schöntagwald und Pernstein im Gebiet des Kuhkaser nicht allzu weit vom Jochberger Waldwirtshaus des Kirch-Angers entfernt sind. F. Pošepny betont das hohe Alter der Pernstein-Baue²⁸⁾, die durch eine Karte von Leonhard Walcher aus dem Jahre 1577 schon belegt sind und die damals vier Stellen umfaßte. Da bei Schlägel- und Eisen-Arbeit die höchste Jahresvortriebsleistung

²⁷⁾ R. Pittioni, Über die Grabungen im Stiftsgarten, September 1967, SANCTA CRUX, 29., 1967, S. 8 ff.

Der überaus freundlichen Hilfe von Herrn Hochschulprofessor Dr.-Ing., Dipl.-Ing. H. Zitter und von Herrn Dr. H. Weingerl verdanke ich zwei Analysen, die das Forschungsinstitut der Fa. Gebr. Böhler & Co-Kapfenberg von dem Ofenziegel angefertigt hat. Der Ziegel ist durch hohe Hitze-Einwirkung stark verfrittet worden, wobei eine dünne schwarze Oberflächenschichte deutlich vom braunen Kern abgesetzt ist. Die von beiden Schichten entnommenen Proben ergaben nahezu idente Analysen, die den Ofenziegel eindeutig als solchen bestätigten. Mit freundlicher Erlaubnis der genannten Herren darf ich nachstehend die beiden Analysen veröffentlichen und ihnen auch an dieser Stelle noch einmal meinen herzlichsten Dank sagen.

Die Analysen lauten:

Ziegel	FeO	MnO	SiO ₂	CaO	Al ₂ O ₃	K ₂ O	ZrO ₂	Cr ₂ O ₃	TiO ₂	Cu	Sn	Zn
schwarze Schicht	7,1	0,2	54,9	2,6	~25,0	~2,5	0,10	~1,0	2,2	0,10	0,05	0,10
braune Schicht	7,1	0,2	52,1	2,7	25,0	~2,5	0,10	~0,5	1,9	0,10	0,05	0,10

²⁸⁾ F. Pošepny, Archiv für praktische Geologie, I., 1884, S. 415 ff.

nur mit 30 m anzusetzen ist ²⁹⁾, müssen daher die Pernstein-Baue wohl schon im 15. Jhdt. einen gewissen Umfang gehabt haben. Damit käme man dann auch in jene Zeit, die innerhalb des Wirtshaus-Kjökkenmöddings durch die Reste der Schwarzhafnerei angedeutet ist und die außerdem nahe an die älteste urkundliche Erwähnung bergbaulicher Tätigkeit im Kitzbüheler Bereich aus dem Jahre 1416 ³⁰⁾ heranrückt. Da aber das Salbuch dieses Jahres von einem schon vorhandenen Bergbaubetrieb spricht — seine genaue Lokalisierung würde ich gegenüber G. Mutschlechner nicht so dezidiert wagen ³¹⁾ —, bestünde durchaus die Möglichkeit, die Anfänge des Erzbergbaues im Kitzbühel-Jochberger Raum bis in das 14. Jhdt. zurückzuverlegen.

Die bisherigen Ergebnisse unserer archäologischen Untersuchungen zusammenfassend, ist auf die erstaunlich hohe Aussagekraft eines a priori völlig uninteressant und wertlos erscheinenden keramischen Bestandes aufmerksam zu machen. Chronologisch führen einzelne Stücke mindestens 200 Jahre über das Gründungsjahr der Wallfahrtskapelle zurück, die Tiegelreste deuten sogar ein noch höheres Alter an. Nicht minder aufschlußreich ist der aus den Glas- und Tongefäßresten ablesbare, in keiner archivalischen Notiz enthaltene Hinweis auf das wohl mit der Tätigkeit der Eremiten zusammenhängende ständige Ansteigen der Besucher der Jochbergwald-Kapelle und des dabei stehenden Gasthauses. Damit verbindet sich aber — wohl nur indirekt, deshalb jedoch nicht weniger wertvoll — eine Andeutung auf die große religiöse Bedeutung der Wallfahrt zur gnadenreichen Mutter Gottes, dem „Hayl der Kranken“, der die Jochberger Knappen noch 1848 großartig ausgefertigte Zierkerzen gestiftet haben ³²⁾. Wenn aber heute die einheimischen Brautpaare mit besonderer Vorliebe den Bund fürs Leben vor diesem Gnadenbild schließen, so mag dies im Sinne einer nunmehr schon dreihundertjährigen Tradition verstanden werden.

Ist also Gasthausarchäologie wirklich nur ein — Zeitvertreib...?

²⁹⁾ F. Kirnbauer, Über bergmännische Vortriebsleistungen der Alten, *Archaeologia Austriaca*, 43., 1968, S. 115 ff.

³⁰⁾ G. Mutschlechner, Kitzbüheler Bergbaugeschichte, in: Stadtbuch Kitzbühel, II., 1968, S. 137 ff. (S. 139).

³¹⁾ Auch der Laubkogel (Kelchalmzug) führt außerdem den Namen Jufen.

³²⁾ Interessant ist die Tatsache, daß ein Entwurf für den Neubau der Jochbergwald-Kapelle von dem Hutmann Schwenter angefertigt wurde (Original im SCA-Archiv/Chiemsee, Salzburg).

Montafoner Krautschneider in Hessen

Bemerkungen zu Notizen in einem Übernachtungsbuch in den Jahren um 1840

Von Alfred Höck

Schon Joseph Rohrer¹⁾ erwähnt die Montafoner Krautschneider, die neben Bauhandwerkern, Kornschnittern und Wetzsteinhändlern zeitweilig in die Schweiz und nach Süddeutschland zogen; auch die Züge der später sogenannten Schwabenkinder in die Gegend von Tett nang und Ravensburg vergißt er nicht. In der Zeit um 1800 war die Haupttrichtung der Krautschneider der Breisgau und das Markgräflisch-Badische Gebiet.

Daß bereits früher und auch in Gegenden nördlich des Mains Tiroler oder Vorarlberger als Krautschneider gekommen sind, beweist die folgende Notiz²⁾ aus Steinau, Kreis Schlüchtern, aus dem Jahr 1696: „Einem Tiroler Krautschärber von 31 Bütten voll Kraut zue scharben 1 f.“, anscheinend im November ausbezahlt. In das Gebiet der damaligen Grafschaft Hanau kamen in diesen Jahrzehnten auch Häckselschneider aus Tirol, zu dem Vorarlberg ja lange gehörte. Übrigens sind unter dem Stichwort „Krauthobel“ in Zedlers Lexikon die Montafoner nicht erwähnt³⁾.

In älteren Rechnungen sind die Spuren solcher saisonal beschäftigter fremder Arbeitskräfte nur sehr selten zu finden, weil sie ja meistens für Privatleute tätig waren. Nur in seltenen Fällen lassen sich die Spuren der wandernden Saisonarbeiter einigermaßen erkennen. Zu diesen Ausnahmen gehört die Möglichkeit, aus dem Übernachtungsbuch⁴⁾ der Gastwirtschaft „Zum grünen Baum“ im südlich von Marburg an der Lahn gelegenen Dorfe Bellnhausen in den Jahren um 1840 unter den vielen Übernachtenden auch die Namen von Krautschneidern aus dem Montafon herauszuheben.

1) Joseph Rohrer, Uiber die Tiroler. Wien 1796, S. 30.

2) Staatsarchiv Marburg: Steinau, Amtskellerei-Rechnung 1696.

3) J. H. Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexicon . . . 15. Bd., Halle und Leipzig 1737, Sp. 1793. — Krautschneider wird dort (Sp. 1796) nur als „Ekel- oder Zuname“ bei Loh- und Rotgerbern verzeichnet.

4) Staatsarchiv Marburg: H 117 d. — Die Eigennamen gebe ich in der originalen Schreibweise.

Der Ort, der 1840 nur 288 Einwohner zählte⁵⁾, hatte eine Poststation; wöchentlich verkehrten auf der Frankfurter Straße 14 Eilwagen und dazu 7 reitende Posten in beiden Richtungen, zusätzlich muß man an die Fuhrleute und die Fußreisenden denken. Die drei Wirtschaften des Dorfes besaßen, laut Kataster-Vorbeschreibung 1844, die Herbergskonzession⁶⁾.

Unter den rund 900 Übernachtungen, die im „Nachtbuch“ der einen Wirtschaft pro Jahr verzeichnet sind, finden sich im Herbst stets auch die Eintragungen einiger Montafoner, deren Pässe sämtlich in Schruns, BH Bludenz, ausgestellt waren. Dieser Hauptort des Tales war ja seit 1775 Sitz eines eigenen Gerichtes⁷⁾. Es fällt auf, daß in den beiden Jahren 1839 und 1840 alle Krautschneider aus Gaschurn stammten; der Name der hochgelegenen und flächenmäßig größten Gemeinde Vorarlbergs am Ausgang des Garneratales erscheint in der Liste in den Formen Garnschorn, Garschorn und Garschurn. Im Jahr 1841 erscheint zum erstenmal St. Gallenkirch, im Schnittpunkt der Gebirgsgruppen Rätikon, Verwall und Silvretta gelegen, unter den Herkunftsorten der Übernachtenden verzeichnet. Nach dem Baedeker von 1914 hatte Gaschurn (964 m) damals 900 Einwohner, während das tiefer gelegene St. Gallenkirch (884 m) aber 1200 Einwohner zählte.

Am 11. Oktober 1839 übernachteten Christian Schafen (?) und sein Bruder aus Gaschurn in Bellnhausen; letzter Übernachtungsort war Friedberg in der Wetterau, als nächstes Ziel ist Marburg genannt. Am gleichen Tage sind auch Anton Schanhens und seine Frau notiert; auch sie waren auf dem Wege von Friedberg nach Marburg, die vier reisten also wohl gemeinsam. Am 14. Oktober übernachtete noch Bartholomai Brunold, der den gleichen Weg wie die vorigen nahm.

Im Jahr 1840 logierten am 3. Oktober Bartholomai Brunold und sein Sohn aus Gaschurn; letzter Übernachtungsort war Butzbach, Kreis Friedberg, gewesen, weiteres Ziel Marburg. Bei ihm war noch Johann Scharnun. Am 7. Oktober übernachteten auch Johann Strodel und seine Frau Maria in Bellnhausen; ihre Reise ging von Friedberg weiter nach Marburg. Am folgenden Tage schließlich blieb in der Gastwirtschaft noch Johann Klebord (?), auch er kam von Friedberg und wollte weiter nach Marburg. Interessant ist der für 1840 letzte Eintrag. Denn am 24. November

⁵⁾ Ferd. Pfister, Kleines Handbuch der Landeskunde von Kurhessen. Kassel 1840, S. 200.

⁶⁾ Ewald Gutbier, Wandermusikanten... (Hessische Blätter für Volkskunde 46, 1955, S. 135.)

⁷⁾ Handbuch der historischen Stätten Österreichs, Bd. 2 (= Kröners Taschenausgaben, Stuttgart 1966), S. 427.

übernachtete Anton Rudigier, der sicher auf dem Weg in die Heimat war; er hat als vorigen Übernachtungsort Marburg angegeben und Gießen als nächstes Ziel.

Am 11. Oktober 1841 blieb Johann Loreinzen aus St. Gallenkirch in der Wirtschaft; er kam wahrscheinlich⁸⁾ von Merlau, Kreis Alsfeld, und wollte weiter nach Marburg. Mit ihm zog Joseph Tschoffer aus Gaschurn. Auf dem Rückweg begriffen war J. Joseph Kleboot aus Gaschurn, der am 6. Dezember von Sachsenberg, Kreis Waldeck, kommend in dem Postort übernachtete und über Gießen nach Süden reiste; er ist wohl nicht zu Fuß gegangen.

Am 10. Oktober 1842 ist der Krautschnitter Anton Rudigier aus Schruns (!) eingetragen, sein Weg führte von Butzbach nach Marburg. Am gleichen Tage sind noch Barthelmeh Brunold und sein Sohn mit gleichlautenden Angaben notiert. Am 1. Dezember übernachteten Joseph Tschanhees und sein Bruder; ihr Weg führte von Frankenburg an der Eder nach Gießen. Und hier ist wörtlich von diesem Krautschneider vermerkt: „reist nach Haus“. Am selben Tage sind auch Anton Wachter und sein Bruder eingetragen, übrigens wieder mit gleichlautenden Notizen.

Im Jahr 1843 ist die Liste der Montafoner etwas umfangreicher. Am 12. Oktober übernachteten Bartholomai Brunold mit Tochter und Sohn aus Gaschurn in der Wirtschaft; der Krautschnitter war in Geschäften unterwegs, wie vermerkt ist, der Weg ging von Friedberg nach Marburg. Am 28. November ist Joh. Chr. Tschofen eingetragen, die Heimreise führte über Frankenberg und Gießen. Bei ihm waren noch Joh. Joseph Strodl und Joh. Joseph Tschofen; für beide sind die gleichen Angaben notiert. Am 3. Dezember übernachteten Bartholomai Brunold und Tochter⁹⁾, und zwar auf dem Wege von Battenfeld an der Eder, Kreis Frankenburg, nach Gießen. Schließlich logierte am 6. Dezember noch Joseph Kleport (?) aus Gaschurn in dem oberhessischen Dorf; die Heimreise führte wieder von Sachsenberg, Kreis Waldeck, über Gießen nach Süddeutschland.

Als Beruf ist bei allen erwähnten Personen Krautschneider bzw. Krautschnitter angegeben, und zwar in regellosem Wechsel. Mit Ausnahme von J. Loreinzen aus St. Gallenkirch stammten sie alle aus Gaschurn. Die Heimatangabe Schruns ist wahrscheinlich falsch, hier dürfte der Ausstellungsort des Passes notiert sein; am

⁸⁾ Im Original ist der Ortsname Mörla geschrieben.

⁹⁾ Kehrt der Sohn (vgl. 12. Okt. 1843) auf einer anderen Route zurück?

deutlichsten wird das bei den Eintragungen für B. Brunold 1839, 40, 1842, 43.

Am häufigsten übernachtete in der Wirtschaft „Zum grünen Baum“ B. Brunold, ebenso scheint A. Rudigier das Quartier geschätzt zu haben, wie auch Angehörige der Familien Tschanhenz, Strodel, Kleboth und Tschofen (dazu auch Schafen (?). Diese Fremden hatten hier also eine Art Stammlokal; ob sie marschierten oder fuhren, ist nie vermerkt. Manche Krautschneider waren mit Sohn oder Bruder, auch mit Frau oder Tochter unterwegs — dies wohl seltener. Es fällt auf, daß die Montafoner meistens in kleinen Gruppen nach Norden zogen oder heimreisten; Verwandtschaft oder Freundschaft dürften zu den zeitweiligen Zusammenschlüssen geführt haben. Auch scheinen die erwähnten Montafoner jeweils festere oder angestammte Bezirke für ihre Tätigkeit gehabt zu haben.

Die im Übernachtungsbuch zu findenden Schreibweisen der Namen stimmen begreiflicherweise nicht immer mit den heute gebräuchlichen Formen überein. Deswegen folgen die Familiennamen nun alphabetisch in normalisierter Form¹⁰⁾; dazugesetzt sind die abweichenden Schreibungen und die Jahre der Übernachtung. Aus Gaschurn sind es: Brunold (1839, 40, 42, 43), Kleboth (Klebord 1840, Kleboot 1841, Kleport 1843), Rudigier (1840, 42), Strodel (1840, Strodl 1843), Tschanhenz (Schanhens 1839, Tschanhens 1842), Tshanun (Scharnun 1840), Tschofen (Schofen 1839, Tschoffer 1841, 1843), Wachter (1842). Und aus St. Gallenkirch kam ein Angehöriger der Familie Loreinzen (1841).

Statt des mir augenblicklich nicht erreichbaren wichtigen Büchleins von J. F. Vonbun¹¹⁾ stütze ich mich auf die Auszüge in Amthors „Alpenfreund“¹²⁾, um die Notizen aus dem oberhessischen „Nachtbuch“ etwas einzuordnen. Wenn nach Vonbun¹³⁾ alle Vorarlberger wanderlustig waren, „der Montafoner aber der wanderlustigste“ genannt wird, so nehmen wir heute solche Kenn-

¹⁰⁾ Nach Alpenvereins-Handbüchern, Bergführerverzeichnissen und mit Unterstützung (Brief 1969) des Schuldirektors i. R. Anton Fritz, Tschagguns.

¹¹⁾ J. F. Vonbun, Feldkirch und seine Umgebungen. Innsbruck und Feldkirch 1868.

¹²⁾ J. F. Vonbun, Die Montafoner Krautschneider. In: Der Alpenfreund. Monatshefte für Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt..., hg. von Eduard Amthor, 1, Gera 1870, S. 69—72. Den Hinweis verdanke ich Herrn Wolfgang Rumpf.

¹³⁾ J. F. Vonbun, Krautschneider, S. 69 f.

zeichnungen zurückhaltend auf, weil wir wissen, daß die Notlage die „Wanderlust“ der Talbewohner erzwang; nur so ist es zu erklären, daß vor rund hundert Jahren ein Drittel der Bewohner „in mehrerlei Gestalten“ zeitweilig ins Ausland zog¹⁴⁾. Seinen realen Schilderungen aber können wir folgen¹⁵⁾: „Wer von den Männern den Frühling und Sommer über... daheim gehalten wurde, zieht Ende September noch talauswärts in die weite Welt auf den — Krautschnitt... Ja auch mancher Maurer, der beim Beginn des Lenzes nach Frankreich gezogen, macht sich plötzlich auf um diese Zeit, verläßt die üppigen Fluren an der Rhone und eilt zurück... nach Gaschurn oder Pattenna zu Füßen des riesigen Vermontgletschers, und nach nur drei- oder viertägigem Aufenthalte bei seiner ‚Husehr‘ rüstet er sich schon auf den Krautschnitt.“ Mit grauer Joppe und grünem Tirolerhut, ausgerüstet mit dem sechsmesserigen Krauthobel und einem Ledersack (voll Speck, Käse, Kirschegeist usw.) zog der Krautschneider hinaus; dabei dachte er wohl schon „an das reichgesegnete Banat tief unten im Ungarnlande oder an das stolze Köln am Rhein“, wo sein Fleiß Belohnung finden konnte. Denn „das ganze große Gebiet zwischen Rhein und Theiß, zwischen Saar und Oder beherrschten die Montafoner Krautschneider“, berichtet Vonbun¹⁶⁾. Mehrere Hobler gemeinsam hatten ihre Reviere, in denen der einzelne sein eigenes „Gäu“ sich vorbehielt. Meistens waren das Gebiete in Österreich-Ungarn; doch auch süddeutsche Städte und solche in Nord- und Nordwestdeutschland waren „gepriesene Krautschnittstationen“. Hier dürften die oben erwähnten Hobler einzuordnen sein. Aber auch das Elsaß, Belgien und Holland wurden von Montafonern für diese Saisonbeschäftigung aufgesucht. Die von den Hoblern mitgenommenen Holzschuhe haben wohl die begleitenden Söhne oder Töchter zum Einstampfen des Krautes benutzt.

Das Einkommen¹⁷⁾ eines Hoblers während der höchstens zehnwöchigen Krautschneiderzeit belief sich auf etwa 100 Gulden, eine für die Montafoner stattliche — freilich schwer verdiente — Summe. Der draußen erworbene Verdienst diente dazu, das kleine

¹⁴⁾ Vgl. A. Höck, Zeitwanderung aus dem Lechtal... (ÖZV Bd. XXI/70, 1967, S. 203).

¹⁵⁾ J. F. Vonbun, Krautschneider, S. 70.

¹⁶⁾ J. F. Vonbun, Krautschneider, S. 70 f. — A. Fritz (Anm. 10) schrieb: „Die Krautschneider waren die interessanteste Saisonwandergruppe aus unserem ehemals sehr armen Bergtale. Sie kamen auch am weitesten herum. Sie waren sowohl in Hamburg als auch in Belgrad zu treffen, in Breslau ebenso wie in Amsterdam.“

¹⁷⁾ J. F. Vonbun, Krautschneider, S. 71.

Anwesen im heimatlichen Bergtal zu erhalten, um nicht ganz auswandern zu müssen¹⁸⁾.

In der von A. Schwarz 1949 herausgegebenen Heimatkunde¹⁹⁾ betont Norbert Neururer, daß die Landwirtschaft nicht die ganze Bevölkerung ernähren konnte, weswegen „immer schon“ jüngere Leute einige Monate auswärts verdienen mußten. Die Bauhandwerker, die Ährenleserinnen, die Sensen- und Wetzsteinhändler, die bedauernswerten „Schwabenkinder“ und eben die Krauthobler kannten bei ihren Wanderungen „keine staatlichen Grenzen“. Heute hat die fälschlich so bezeichnete Wanderlust aufgehört, teilweise sind in Vorarlberg nun sogar auswärtige Arbeitskräfte beschäftigt.

Karl Ilg²⁰⁾ unterstreicht in seiner Landes- und Volkskunde (1961–67), daß die Reisen in die Ferne des Verdienstes wegen unternommen werden mußten; doch spricht er auch von „Fernsehnsucht“, trotz derer die meisten Montafoner wieder in ihre Dörfer zurückstrebten. Er erwähnt²¹⁾ die Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit in der Wesensart und sagt, daß die jahrhundertlang geübte Saisonwanderung „sich in vieler Hinsicht demoralisierend auswirkte“ (was genauer beschrieben werden könnte). Andererseits hebt er hervor, daß die Montafoner durch ihre Tätigkeit in anderen Ländern „im Umgang mit Fremden erfahrener und gewandter“ wurden. Merkwürdig erscheint nur, daß diese Wanderungen im Inhalt der (erhaltenen) Motivbilder²²⁾ keinen Niederschlag gefunden haben; in Tirol ist das übrigens ähnlich. Darin ist ein Hinweis auf die bekannte Tatsache zu sehen, daß nicht alle wichtigen Ereignisse im Volksleben eine gleichmäßige Spiegelung in historischen Dokumenten finden müssen.

Ein Handwerk ist noch zu erwähnen, das für die Krautschneider von größter Bedeutung war: die Herstellung von Kraut-

¹⁸⁾ Vgl. Illyrien und Dalmatien... Aus dem französischen nach Hacquet, Fortis und Cassas verfaßten Werke des Herrn Breton, übers. von Janus Pannonius. I, Pest 1816, S. 58, über die Krainer: „Die Anhänglichkeit dieses Volkes an seine Gebirge ist nicht zu beschreiben: sie würden lieber lange und alle erdenklichen Übel, ja selbst den Hunger ertragen, als dieselben geradezu verlassen.“

¹⁹⁾ Artur Schwarz (Hg.), Heimatkunde von Vorarlberg. Bregenz 1949, S. 126.

²⁰⁾ Karl Ilg, Zusammenfassung zum Gesamtwerk. Der Volkscharakter. In K. Ilg (Hg.): Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. IV, Innsbruck 1967, S. 380–382.

²¹⁾ Karl Ilg, Zusammenfassung, S. 398 f.

²²⁾ Klaus Beitzl, Die Motivbilder der Montafoner Gnadenstätten. (Jahrb. des Vorarlbergischen Landesmuseumsvereins 1963, Bregenz 1964, S. 70–142.)

hobeln²³⁾, die auch früher fast fabrikmäßigen Umfang gehabt hat. Nach Vonbun²⁴⁾ verfertigte der Schmied in Schruns die Hobel-eisen für das ganze Tal. Auch die Rahmen stellten die einheimischen Schreiner „meisterlich“ aus Buchenholz her. Die Qualität der exportierten Hobel hat übrigens dazu beigetragen, daß das Krautschneiden der Montafoner im Ausland allmählich zum Erliegen kam. Ilg²⁵⁾ erwähnt besonders den 1915 verstorbenen Theodor Tschann aus St. Gallenkirch, der sich vor allem als Schreiner, Hersteller von Krauthobeln und Maschinenschlosser betätigte. Noch jetzt²⁶⁾ erzeugen zwei Betriebe in Schruns (J. Zuderell) und Vandans (Gebrüder Dietrich) fabrikmäßig die Krauthobel.

Archivalien vermitteln oft, selbst an Hand an sich geringer Quellen, Einblick in die meist erstaunliche und lange Zeit unterschätzte regionale Mobilität der Bevölkerung auch der früheren Jahrhunderte. Darum ist auch die Mitteilung von Einzelheiten²⁷⁾ gerechtfertigt, die einen Eindruck davon vermitteln, auf welche Weise bestimmte Gruppen ihr Leben zu bestehen versuchten. Der ideologisch belastete Gedanke der sog. Bodenständigkeit hat oft differenzierende Betrachtung verhindert; darum ist zu betonen, daß es oft auch Mobilität innerhalb einer versuchten „stabilitas loci perennis“ gegeben hat. Die Zwischenstufen sind nicht nur im Volksleben der Gegenwart zu beobachten, wie Archivalien der verschiedensten Herkunft lehren. Die Erhellung der Bedeutsamkeit der Arbeit²⁸⁾ für das Volksleben erfordert noch manche Untersuchung; dieser kleine Beitrag zeigte Menschen auf dem Weg zu weit entfernten Arbeitsplätzen bzw. auf der Rückkehr von saisonaler Arbeit in den mühsam bewahrten Heimatort. Das Bild von dem „früher“ fast allgemeinen Zusammenfallen von Wohnstätte und Arbeitsplatz ist korrekturbedürftig; denn auch in der vorindustriellen Welt haben nicht nur Seeleute und Bergleute oft sogar weit von ihrem Zuhause Erwerb suchen müssen.

²³⁾ J. H. Zedler (Anm. 3) erwähnt nur solche mit 2—3 Eisen. — Vgl. J. G. Krünitz, Encyklopädie, 42, Berlin 1796², S. 476 f., 748 ff.

²⁴⁾ J. F. Vonbun, Krautschneider, S. 72.

²⁵⁾ Karl Ilg, Die Volkskunst. In: Landes- und Volkskunde... III, Innsbruck 1961, S. 352.

²⁶⁾ Ernst Kolb, Die Entwicklung von Handel, Gewerbe und Industrie. In: K. Ilg, Landes- und Volkskunde... I, Innsbruck 1968, S. 440.

²⁷⁾ Vgl. H. Croon, Sozialgeschichtsforschung und Archive. In: Der Archivar 7, 1954, Sp. 245.

²⁸⁾ „Die menschliche Welt, die sich als soziale Welt aus Arbeit, Herrschaft und Sprache konstituiert, wurde wesentlich von der Sprache her, die zwar alles vermittelt, aber doch nur ein Element der Welt ist, verstanden und damit als ganze gerade verfehlt.“ Thomas Nipperdey, Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, historische Anthropologie. (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 55, 1968, S. 152.)

Chronik der Volkskunde

Die „Neue Galerie“ des Österreichischen Museums für Volkskunde

Am 11. Juli 1969 wurde im Schloßmuseum Gobelsburg die Ausstellung „Österreichs Volk, gesehen mit den Augen der Maler unserer Zeit“ eröffnet.

Das Museum in der Laudongasse hat von seiner Gründung an zu den Objekten (Hausmodellen, Trachten, Arbeitsgeräten, Volksmusikinstrumenten, Masken usw.) auch Bildzeugnisse gesammelt. Erst seit einem Vierteljahrhundert etwa ist diese Gruppe durch moderne Darstellungen, also Bilder von Künstlern unserer Zeit, die sich mit dem Volksleben und den Volkstypen beschäftigt haben, bereichert worden. Von der Öffentlichkeit wenig beachtet, haben doch zahlreiche Maler abseits von den gerade gängigen Kunstströmungen Motive aus dem Volksleben dargestellt, vor allem Bauernhäuser mit ihren Nebengebäuden, und bäuerliche Menschen bei der Arbeit und beim Fest.

Aus dieser allmählich angewachsenen Sammlung von Gemälden und Graphiken hat das Museum nunmehr die jetzt im Schloßmuseum Gobelsburg gezeigte Ausstellung geschaffen. Das Schloß konnte dank der Energie des stiftischen Administrators P. Bertrand Baumann in diesem Jahr auch die letzten noch unrestaurierten Räume wieder herstellen. Bund und Land haben dazu beigetragen, daß diese lang vernachlässigten Räume einschließlich des großen Saales nunmehr wieder den Schmuck ihrer interessanten Decken-Stuckreliefs aufweisen, und zu Ausstellungszwecken verwendet werden können. Der große Saal, das lange nicht zugängliche Hauptstück der barocken Architektur des Schlosses ist nunmehr vom linken, bisher schon museal verwendeten, wie vom rechten Seitengang her zu betreten. Im rechten Seitengang wurden, analog dem schon bisher benützten linken, wieder bemalte bäuerliche Möbel des 18. und frühen 19. Jahrhunderts aufgestellt, und zwar besonders Stücke aus Böhmen, Mähren und Schlesien, zu denen auch kleinere Werke der Volkskunst jener Landschaften (Kreuzweg, Patenbriefe, Federbilder usw.) gehängt wurden.

In den drei der Ausstellung gewidmeten Sälen und den zwei kurzen Gängen sind künstlerische Darstellungen im wesentlichen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gezeigt. Der Hauptsaal zeigt die wichtigsten Ölgemälde, und zwar in ungefährer zeitlicher Reihenfolge von Gustav Jahn und Ferdinand Andri bis zu den jungen Malern Viktor Lederer und Gottfried Hula. Zu den Menschen des Burgenlandes oder des Waldviertels, die meist in ihren schlichten Alltagstrachten gemalt wurden, tritt das große Trachtenbild von Wilhelm Landsmann „Bäuerinnen aus Bad Hofgastein in ihrer Kirche“. Das Porträt eines Südtiroler Bauern mit seinem mächtigen Blechblasinstrument von Illy Kjaer erinnert an die Volksmusik, das Dreifigurenbild der „Nikolobuben“ von Rudolf Pleban an das Brauchtum. Es kommen schon in diesem Hauptsaal so ziemlich alle Bundesländer in Bildern zur Geltung, in den zwei

Nebensälen ist darauf noch besonderer Wert gelegt. Im ersten dieser Säle dominiert die lange Reihe von großen, farbstarken Ölkreidezeichnungen von Liesl Freisinger-Wohlfahrth, die seit vielen Jahren für das Museum künstlerische Bauernhausaufnahmen durchgeführt hat. Eine eigene Landkarte weist darauf hin, wie sie das Land vom Burgenland im Osten bis zum Bregenzerwald im Westen durchreist hat, und eindrucksvolle Bilder von altartigen Häusern, Stadeln, Kastenspeichern, Weinbergzeichen usw. dabei schaffen konnte. Ein Gegenstück für Innerösterreich bedeuten bis zu einem gewissen Grad die Graphiken von Emmy Singer-Hiebleitner, die besonders in Steiermark, aber auch in Kärnten und in Salzburg gezeichnet hat, wovon hier eine Auswahl des bedeutenden, vom Museum erworbenen Bilderschatzes eine gewisse Vorstellung verleiht. Bei der bildlichen Darstellung des Volkes in Österreich wurde auf Wien nicht vergessen. Einprägsame Bilder von Leopold Hauer, von Wolfgang Schönthal und anderen zeigen Typen und Gestalten aus dem Wien unserer Zeit.

Sie sind damit bewußt neben die zahlreichen künstlerischen Darstellungen aus den anderen Bundesländern gestellt, von denen die zahlreichen Bilder aus Niederösterreich auf dem linken und aus dem Burgenland auf dem rechten Gang besonders erwähnt werden müssen. Hier konnten vielfach Bilder gezeigt werden, die von den Künstlern auf besonderen Wunsch und Hinweis der Museumsleitung geschaffen wurden. So manche volkstümliche Einrichtung, ob es sich nun um improvisierte Tanzböden oder um gedeckte Brücken handelt, waren und sind ja den Künstlern nicht so ohne weiteres als darstellungswürdig geläufig, Hinweise in dieser Richtung sind oft dankbar aufgenommen worden, und der Schatz an künstlerischen Darstellungen volkskundlich bedeutsamer Gegenstände hat sich so am ehesten vermehren lassen.

Die ganze Sammlung, deren Hauptbestände nunmehr im Schloß Gobelsburg gezeigt werden, bildet also die „Neue Galerie“ des Museums für Volkskunde, eine bedeutende Sondersammlung, die im Hauptgebäude des Museums gar nicht gezeigt werden kann, und somit hier zum ersten Mal zur Geltung gebracht wird. Das Schloßmuseum Gobelsburg, das durch das Museum für Volkskunde mit einer sehr stattlichen Daueraufstellung der altösterreichischen Volksmajolika eingerichtet wurde, hat nunmehr eine neue Funktion hinzugewonnen: Als würdiger Rahmen derartiger Sonderausstellungen, von denen die jetzt eröffnete eben „Österreichs Volk, gesehen mit den Augen der Maler unserer Zeit“ zeigen soll.

Leopold Schmidt

49. Sonderausstellung des Salzburger Museums Carolino Augusteum:

Salzburg — Mensch und Landschaft. E. T. Angerer — Trachtenporträts, Maler des 19. Jahrhunderts, Landschaften und Porträts.

Der Maler E. Tony Angerer wird in einer engeren Auswahl aus seinem umfangreichen Werk gezeigt, dessen Großteil als Nachlaß im Vorjahr vom Salzburger Museum erworben werden konnte. In den gezeigten 52 Trachtenporträts und graphischen Studien ist es Prof. Angerer in großartiger Weise gelungen, auch das Antlitz der Salzburger porträtgetreu festzuhalten. Er hat auch eine eigene Gouache-Technik entwickelt, um die künstlerische Lösung in seinem Sinne zu verwirklichen und besonders verschiedene Stoffe wie Leder, Loden, Leinen, Seide, in ihren erkennbaren Eigenschaften und doch künstlerisch darzustellen. In kräftigen Mischfarben sind diese attraktiven Darstellungen zwischen den

Jahren 1916 und 1934 entstanden. Angerer, der Staatspreisträger von 1917 war, hat mit seinem Werk dem Land Salzburg ein Denkmal seiner Volkskultur geschenkt, um das uns die anderen Bundesländer beneiden.

Zum Menschen gehört die Landschaft, aus der er hervorgewachsen ist. Daher fügen sich im zweiten Teil der Sonderschau im 1. Stock des Hauses Landschaftsmalereien, vorwiegend der romantischen Ära und ihren weiteren Ausstrahlungen angehörend, gut in den Plan der Ausstellung. Zu den dauernd gezeigten Bildern der rechten Wandseite und den Stadtreiefs konnte aus unserem Depot eine Fülle der ansprechendsten Stücke ausgewählt werden, die zeitlich vom Ende des 18. Jahrhunderts aus einer ersten romantischen Welle über das Biedermeier und Spätbiedermeier bis in die zweite Hälfte des 19. und in den Beginn des 20. Jahrhunderts hineinreichen. Außer bekannten Künstlern wie Bergler, Sattler, Loos, Reiffenstuhl, Pezolt, Hansch, Stief, Mayr im Wald und schließlich Mayburger und Kulstrunk, wird noch mancher unbekannter Maler durch die lebenswürdige Art seiner Darstellungskunst und das seltene Thema Anklang finden. Dazu gesellt sich Graphik von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in das 19. Jahrhundert hinein, in der wieder Namen wie Naumann, Hempel, Balzer und Fischbach aufscheinen. Eine Auswahl von rund 50 teils vertrauten, teils unbekannten, aber immer reizvollen Ansichten, steht zur Verfügung, die sowohl die alte Stadtlandschaft von Salzburg als auch verschiedene Teile des Landes berücksichtigen.

In den Vitrinen der Halle befindet sich in ausgewählten Stücken die reiche Schenkung, die das Salzburger Museum vor kurzem von einer altösterreichischen Familie erhalten hat. Silberbesteck und Silbergerät, Geschirr und kostbares Porzellan, Spitzen, Uhren, kostbare Fächer, wertvolle Münzen und Kunstmappen ergeben einen kulturell höchst interessanten Querschnitt darüber, was sich in einer Familie des österreichischen Militäradels bis heute erhalten konnte.

Friederike Proding er

Wachs-Ausstellung in Spittal an der Drau

Der rührige Leiter des Bezirksheimatmuseums in Spittal an der Drau in Kärnten, Oberschulrat Helmut Prasch, hat für 1969 eine Sonderschau „Kostbarkeiten in Wachs, mit Lebzelten und Met“ geplant, die am 2. August im Schloß Porcia eröffnet wurde. Aus den Beständen des Museums und durch sehr zahlreiche Leihgaben von nicht weniger als 52 Museen und Privatsammlungen konnte ein stattlicher Überblick über das schöne Gebiet geboten werden.

Dazu ist ein (unpaginierter) Führer erschienen mit Einführung, Katalog, Abbildungen und 2 Beiträgen über die Nürnberger Zeidlerei und Lebzelterei.

Fischereigeräte

Dauer-Ausstellung des Museums für Volkskunde zu Berlin

Im vergangenen Jahr wurde in dieser Zeitschrift (Bd. 71 = N. S. 22, 1968, S. 35 f.) über die Studiensammlung „Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte“ des Museums für Volkskunde zu Berlin berichtet, die in einer ausgebauten großen Scheune in Wandlitz bei Berlin traditionelle Handarbeitsgeräte dieses Museums sowie ebensolche Geräte und landwirtschaftliche Maschinen des Heimatmuseums Wandlitz vereinigt (eröffnet Okt. 1967). Inzwischen ergab sich dank der Initiative des Heimatmuseumsleiters W. Blankenburg die Möglichkeit, die Ausstellungsfläche

dieser Studiensammlung zu vergrößern. Ein angrenzendes Stallgebäude wurde zum größten Teil von dem Eigentümer geräumt und soll im Laufe dieses Jahres ausgebaut werden, um die verschiedenen Gruppen der Handarbeitsgeräte weitläufiger aufstellen und vergrößern zu können. An der anderen Längsseite der Scheune entsteht auf Kosten des Bezirks Frankfurt/Oder ein Anbau mit Schleppdach (125 m² Grundfläche) für Neuerwerbungen des Heimatmuseums Wandlitz an landwirtschaftlichen Maschinen.

Eine weitere Ausstellung des Museums für Volkskunde mit Geräten der Binnen- und Haff-Fischerei wurde am 20. Mai 1969 in Wandlitz eröffnet. Sie ist gegenüber, unmittelbar neben dem Heimatmuseum, in einer neu hergerichteten Scheune aufgebaut, die mit dem Obergeschoß des angrenzenden Stallgebäudes ebenfalls für 10 Jahre gepachtet ist. Auch hier wurde eine Treppe eingebaut, mehrere Fenster sind eingesetzt, während im Obergeschoß des Stallgebäudes eine abgetrennte Kammer als Aufenthaltsraum für die Mitarbeiter des Volkskunde-Museums eingerichtet werden konnte. Die Beschaffung der notwendigen Handwerker und ihre Betreuung hat freundlicherweise der umsichtige und sehr interessierte Museumsleiter W. Blankenburg übernommen.

Die Fischereigeräte des Museums für Volkskunde wurden bis auf wenige Ausnahmen erst in den letzten Jahren an brandenburgischen und mecklenburgischen Seen und Flüssen gesammelt. Etwa 30% stammen von einem Fischer in Grube bei Potsdam, dessen Inventar 1961 vollständig angekauft werden konnte. Die restlichen 70% sind seit 1964 mit dankenswerter Unterstützung des Berliner Akademie-Instituts für deutsche Volkskunde systematisch erworben worden. Die Spezialisten für Fischerei- und Transportgeräte, Dr. habil. R. Peesch und Doktor W. Rudolph, haben laufend seltenere Geräte gesammelt und dem Museum überwiesen, weiter haben sie größere Angebote vermittelt und bei Ankäufen beratend mitgewirkt. Dadurch war es möglich, in wenigen Jahren eine annähernd vollständige Spezialsammlung über die Binnen- und Haff-Fischerei mit ausgezeichneten Stücken zusammenzubringen. Es handelt sich also um eine ganz neue Abteilung des Berliner Volkskunde-Museums, zugleich aber auch um die erste ständige Ausstellung traditioneller Fischereigeräte in der DDR. Eine Ausstellung über Küstenfischerei wird vom Meereskundlichen Museum in Stralsund vorbereitet.

Allerdings konnten aus Platzgründen nicht alle großen Gegenstände untergebracht werden. Das Museum besitzt heute neun Fischerboote ¹⁾ von verschiedener Fertigungstechnik und Konstruktion, die W. Rudolph in seinem Handbuch der volkstümlichen Boote im östlichen Niederdeutschland (1966) in grundlegender Weise klassifiziert und beschrieben hat. In Wandlitz sind vier brandenburgische Boote ausgestellt: drei längsgedielte Bodenplankenboote (eins mit Blockstegen aus Oderberg, eins mit Querstegen aus Mögeln bei Rathenow, eins ohne Stegen aus Brandenburg/Havel) sowie ein Spreewälder Querdielenboot aus Lübbenau. Der Transport dieser 6–8 m langen Boote und von sonstigen sperrigen Gegenständen nach Berlin wurde dankenswerterweise von dem Lastkraftwagen der Akademie der Wissenschaften ausgeführt.

¹⁾ Verzeichnis im Jahresbericht des Museums für Volkskunde, in: Forschungen und Berichte der Staatl. Museen zu Berlin, Bd. 11, 1968, S. 172.

Die Ausstellung der Fischereigeräte unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von der Studiensammlung landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte. Die letztere enthält für viele Geräte Belegstücke aus verschiedenen deutschen Landschaften, vereinzelt aus angrenzenden Ländern, auch ganze Entwicklungsreihen, z. B. bei den Pflügen und landwirtschaftlichen Maschinen, im ganzen sind es etwa 600 Gegenstände. Hier dagegen handelt es sich nur um traditionelle Geräte der Binnen- und Haff-Fischerei, durchweg aus Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern, mit rund 180 Gegenständen. Deshalb war es möglich, dieser Sammlung mehr den Charakter einer Ausstellung zu geben. Die Konzeption wurde von der wissenschaftl. Mitarbeiterin Dipl. ethn. R. Richter ausgearbeitet, Aufbau und Gestaltung sind ebenfalls in eigener Regie durchgeführt. Die Ausstellungsflächen wurden mit Schilfmatten belegt, auf denen die Geräte frei aufgestellt sind (in der landwirtschaftlichen Studiensammlung wurde Torf als Unterlage verwendet). Alle Gegenstände sind beschriftet und verschiedene Arbeitsvorgänge durch Beschreibungen und z. T. durch Skizzen oder Großfotos (nach Aufnahmen von Doktor Peesch) erläutert. Kleine Gegenstände wurden in hochrechteckigen Wandvittrinen untergebracht.

Unten befinden sich die Fischerboote, dazu Bootsbauwerkzeug, verschiedene Ruderriemen, Kahnschaukeln, ein großes Grundschleppnetz und ein Lachsnetz; von der Treppe aus bietet sich ein Blick über den Wandlitzer See. Oben sind Transportgeräte aufgestellt, z. B. Rungen-, Stoß- und Kastenschlitten²⁾, Netz-Schleife, Tragen, Mulden und Fischbehälter in Bootsform, aus Netzwerk oder Weidengeflecht; weiter Fanggeräte, wie Zug- und Stellnetze, Angeln, Reusen, Kescher und Fischspeere sowie verschiedene Hilfsgeräte, z. B. zum Netzknüpfen, zum Reusenbau und für die Eisfischerei, auch Netzanker, Netzbojen, Schwimmer und Lärmgerät sowie Fischerkleidung.

Voraussetzung für den Aufbau dieser volkskundlichen Sammlungen in Wandlitz ist ein Freundschaftsvertrag vom 22. 12. 1966 zwischen den Staatlichen Museen zu Berlin, dem Heimatmuseum Wandlitz und den örtlichen Organen. Zwei wesentliche Punkte dieser Vereinbarung sind mit der Eröffnung der beiden Sammlungen erfüllt. Für das Berliner Volkskunde-Museum bedeutet dies zunächst eine Entlastung der überfüllten Magazine, andererseits eine günstige Gelegenheit, volkskundliche Bestände in einem bevorzugten Ausflugsgebiet der Bevölkerung zugänglich zu machen. Die Geräte wirken in dieser ihrem Charakter angemessenen Umgebung ansprechend und vertraut, weit mehr als dies in nüchternen städtischen Museumsräumen der Fall sein könnte. Vorteilhafte Perspektiven ergeben sich auch für das Heimatmuseum Wandlitz. Vorher war es eine Außenstelle des Heimatmuseums Bernau, jetzt ist es selbständig und erfreut sich einer zunehmenden Förderung durch den Kreis Bernau und den Bezirk Frankfurt/Oder. Das Heimatmuseum hat die Aufsicht über die Sammlungen und die Führungen übernommen. Bereits im ersten Jahr nach der Eröffnung der Studiensammlung landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte hat sich die Besucherzahl fast verdoppelt: von 5557 Personen (1967) auf 10.386 Personen (1968).

Ulrich Steinmann, Berlin

²⁾ Verzeichnis ebendort.

Die „Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde und die Arbeitsgemeinschaft für Heimatforscher“ im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk hielt heuer ihre Tagung in Warth bei Scheiblingkirchen ab, und konnte deshalb das Hauptthema „Das Brauchtum in der Buckligen Welt“ in den Mittelpunkt der Vorträge und Diskussionen stellen. Das äußerst ungünstige Wetter konzentrierte die Tagungsteilnehmer in der Zeit vom 5. bis zum 8. Juni 1969 ganz in der schönen modernen Schule von Warth. Nur die einleitende Autobusrundfahrt von Wiener Neustadt rund um die Bucklige Welt, mit Einfahrt über Bernstein nach Kirchschlag, vermochte einigermaßen den Charakter dieser schönen Mittelgebirgslandschaft und ihrer siedlungsmäßigen Eigenart vorzuführen. Der erste Abend konnte an die Rundfahrt, die bei der hochgelegenen Heimat des vergessenen Bauernmalers Johann Ritter vorbeigeführt hatte, anschließen, da zwei geschulte Vorleser bezeichnende Stücke aus den köstlichen Lebenserinnerungen zu Gehör brachten.

Am Freitag, 6. Juni, gab zunächst Oberstaatsbibliothekar Dozent Dr. Walter Pongratz einen Überblick über „Die Literatur der Heimatforschung unter Berücksichtigung der Buckligen Welt“. Dann führte das Ehepaar Wilhelm und Hiltraud Ast einen wohl gelungenen Film über die „Kalkbrenner aus dem Schneeberggebiet“ vor, wodurch gleichzeitig die so nahegelegene und doch sehr verschiedene nächste niederösterreichische Nachbarlandschaft zu Wort kam. Am Nachmittag brachte Dr. Gertrud Suda Ausschnitte aus ihrer Dissertation „Volkskundliche Strukturwandlungen in der Buckligen Welt“ zum Vortrag, unterstützt von ihren ganz ausgezeichneten Photos. Die Vortragende konnte auch einige wichtige Kapitel des Brauchtums auf diese Weise veranschaulichen. Ganz direkt aus diesem internen Bereich der Volkskultur der Landschaft schöpfte Pfarrer Franz Merschl aus Kirchschlag mit seinem Bericht über „Das Leichhüten in der Buckligen Welt“, dessen Liedgut er nicht nur aufgenommen, sondern bekanntlich auch in Auswahl veröffentlicht hat. Direktor Franz Schunko stellte schließlich in der Abendveranstaltung die von ihm aufgezeichnete „Bauernhochzeit in der Buckligen Welt“ vor. Die von ihm aufgenommenen Photos und die aus den ebenfalls von ihm veranlaßten und in Verbindung mit Walter Deutsch durchgeführten Tonaufnahmen, von denen die wichtigsten auf einer Langspielplatte zusammengefaßt sind, ergaben ein außergewöhnlich lebensvolles Bild dieses durchaus lebendigen Brauchtums. Das Bild wurde noch dadurch nachdrücklichst verlebendigt, daß Teilnehmer an der von Schunko aufgenommenen Bauernhochzeit als Gäste dieser wohl gelungenen Abendveranstaltung beiwohnten.

Der Vormittag des nächsten Tages war einer mehr oder minder seminarartigen Veranstaltung des Referenten gewidmet, der seinen Bericht über die „Sammlungs- und Forschungsgeschichte der Volkskunde in und um die Bucklige Welt“ mit einem Versuch eines Gruppengesprächs begann. Die lebhafte Teilnahme daran gab die Anregung, ähnliche Formen der Verlebendigung des Tagungsbetriebes auch weiterhin einzusetzen. Der Nachmittag war zwei Vorträgen gewidmet, welche die Teilnehmer, soweit sie sich mit Sammlungen und Heimatmuseen befassen, auf deren Probleme und Möglichkeiten hinweisen sollten. Kustos Dr. Klaus Beitz sprach über „Inventarisierung und Katalogisierung von volkskundlichen Sammlungsgegenständen in Museen“, mit entsprechenden Vorweisungen von Objekten, Inventarkarten usw. Ing. Franz Maresch gab eine dazupassende „Einführung in den Erfahrungsaustausch“

mit besonderer Hinwendung an die Betreuer volkskundlicher Heimat-sammlungen. Das Interesse an diesen Darlegungen war groß. — Am Abend dieses Samstags sprach schließlich Dir. Dr. Sepp Walter vom Steirischen Volkskundemuseum ausführlich über „Die oststeirische Nachbarschaft“ der Buckligen Welt und unterstrich seine kenntnis- und anregungsreichen Mitteilungen durch hervorragende eigene Lichtbilder.

Am Sonntagmorgen kam Prof. Dr. Adalbert Klaar mit seinem Vortrag „Siedeln und Bauen im Wechselgebiet“ zu Wort. Anschließend fand die Jahreshauptversammlung der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforscher statt, wie dies schon bei mehreren Tagungen der von Dr. Helene Grünng geführten Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde von Niederösterreich der Fall war. Auf dieser Arbeitsgemeinschaft, das heißt auf Frau Dr. Grünng, lastete denn auch dieses Mal wieder die gesamte organisatorische Arbeit. Der Leiter der Kulturabteilung der Niederösterreichischen Landesregierung, Hofrat Dr. Johann Gründler, sowie der Leiter des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes, Bezirksschulinspektor Hans Gruber, dankten zu Beginn der Tagung ihr und allen Teilnehmern an der Tagung für ihr Bemühen, und es ist tatsächlich anzunehmen, daß auch diese niederösterreichische Volkskundetagung wieder anregend gewirkt haben wird.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Österreichische volkskundliche Bibliographie. Im Auftrage des Vereins für Volkskunde in Wien hrg. v. Klaus Beitzl. Folge 1 bis 3. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1965 bis 1967, bearbeitet von Klaus Beitzl, Ernst Burgstaller, Elfriede Grabner, Maria Kundegrabner. Wien 1969, Verlag Notring. Brosch. 192 Seiten.

Es war in Kollegenkreisen darüber diskutiert worden, ob es tunlich sei, neben der von Robert Wildhaber, Basel, so großartig ausgebauten Internationalen Volkskundlichen Bibliographie (IVB) auch noch eine speziell auf Österreich (einschließlich Südtirol) begrenzte entstehen und fortlaufend erscheinen zu lassen. Der vorliegende 1. Band zeigt (wenn auch sein Äußeres dem Rezensenten wenig ansprechend erscheint), daß dieses Vorhaben gerechtfertigt ist. Die IVB kann nicht bis in kleine Zeitschriften, Kalender, mitunter Tageszeitungen mit Beiträgen von hohem Niveau alles voll erfassen, das seinerseits für die Regionalforschung in Evidenz zu halten notwendig bleibt. So bietet der vorliegende Band, der sich in der Gliederung wohlüberlegt weitgehend an jene der IVB angleicht, in der stattlichen Anzahl von 1377 Titeln für drei Berichtsjahre einen anerkennenswerten Rechenschaftsbericht für unser Fach, das seinerseits ebenso sehr zur internationalen Forschung beigetragen hat, wie es in solcher Darstellung die heimischen Forscher in Wien und in den Bundesländern ermuntern kann, Volkskunde, Kulturgeschichte und „Heimat“-Forschung im besten, heute freilich nicht überall begriffenen Sinne weiter zu treiben. Nicht jeder Forscher kann sich den Bezug der IVB leisten; nicht jeder an Volkskunde und Heimatforschung Interessierte hat eine große Bibliothek mit Fachliteratur zur Hand. Solch eine Bibliographie, die in den Schulen und Museen und Privatbibliotheken aufliegen kann, gibt die Möglichkeit zu einer Orientierung, den Zeit und Irrwege ersparenden Einstieg in die vielen Sparten unserer Wissenschaft. Der stolze Rechenschaftsbericht ist durch Autoren- und Personenregister, durch ein Ortsverzeichnis und eine Stichwortliste zu den Sachbereichen bestens erschlossen. So wird auch diese IVB ihren Nutzen bringen als Nachschlagewerk, als Anregung und Hilfe nicht nur für die heimische Fachwelt.

Leopold Kretzenbacher

Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. Neudruck mit Einleitung von Leopold Kretzenbacher. 3 Bände: I: 1–537, II: 538–1044, III: I und 540 Seiten. Graz 1968, Akademische Druck- und Verlagsanstalt.

Das ehrfurchtgebietende Hauptwerk der Grimmschen Forschung, die „Deutsche Mythologie“, liegt in diesem repräsentativen Neudruck nunmehr wieder gebrauchsfähig vor. Da die letzte (4.) Auflage 1877, also vor mehr als neunzig Jahren, erschienen ist, wird das Werk bereits vielen Fachbibliotheken fehlen, der Neudruck wird ihnen allen will-

kommen sein. Soviel in der Zwischenzeit an neueren Arbeiten auf diesem Gebiet erschienen ist, die „Deutsche Mythologie“ mit ihren unausschöpfbar reichen Quellenzitaten bleibt doch völlig unentbehrlich. Selbst der Spezialkenner merkt doch beim Nachlesen immer wieder, wieviel an verstreuten und versteckten Quellen Grimm schon persönlich gekannt hat.

Dieses Hauptwerk also liegt nunmehr in einem schönen Neudruck vor, und Leopold Kretzenbacher hat ein überaus kenntnisreiches und interessantes Vorwort dazu geschrieben. Kretzenbacher charakterisiert vor allem das Werk im Rahmen seiner Zeit, beschreibt dann seine Wirkung auf die Grimm-Schüler, auf die berufenen wie auf die unberufenen Spätromantiker, von denen die meisten ein halbes Jahrhundert hindurch über das Werk nicht hinauskamen, sondern bei der mythologischen Ausdeutung ihrer lokalen Sammlungen meist weit hinter Grimm zurückblieben. Besonders bemerkenswert erscheinen die Ausführungen Kretzenbachers über die Auswirkungen gerade dieses Werkes Grimms auf die Nachbarn im Südosten und Osten. Mit der „Ungarischen Mythologie“ von Arnold Ipolyi (1854) begann der Strom der Nachahmungen; national begeisterte Sammler versuchten nun jeweils eine „Mythologie“ ihres eigenen Volkes zu schreiben, auch wenn sich dafür noch weit weniger Quellen finden lassen wollten, als sie Grimm für die „Deutsche Mythologie“ erschlossen hatte, und wenn auch ihre Fähigkeit zu deren Interpretation mit jener des Alt- und Großmeisters nicht wetteifern konnte.

Neben gutgemeinten Versuchen dieser Art bei Ungarn, Tschechen, Slowaken, Polen usw. hat es da beträchtliche Irrungen, Wirrungen, ja Fälschungen gegeben, die nur zum Teil mit der Zeit korrigiert werden konnten. Selbst ausgesprochene Fälscher haben sich ja lange Zeit auf Grimm, sogar manchmal noch auf seine persönliche Zustimmung, stützen können. Eine ganze Richtung ist also durch dieses Werk begründet, aber auch von Anfang an auf gefährlicher Bahn erhalten worden.

All das läßt sich aber doch nur immer wieder nachprüfen, wenn man den Text Grimms selbst, diesen durch seine Sprach- und Schreib-eigenart so durchaus nicht leicht lesbaren Text, wieder vor sich hat, wie dies der schöne Neudruck nun ermöglicht. Zur Titelblattgestaltung wäre nur zu sagen: Grimm hat sich zeitlebens „Jacob“ geschrieben, der auf dem Einband faksimilierte Namenszug zeigt selbstverständlich auch diese Schreibung. Es wäre also richtig gewesen, auf dem Titelblatt die Form „Jakob“ zu vermeiden. Und außerdem hätte doch auf dem Titelblatt stehen müssen: Neudruck nach der 4., von Elard Hugo Meyer besorgten Auflage. Denn der ganze 3. Band ist das Werk E. H. Meyers, der mühevoll genug die Nachtragsnotizen aus Grimms Handexemplar herausgelesen, und durch sie das Werk erst vervollständigt hat, wie es nunmehr vorliegt.

Leopold Schmidt

Friedrich Schattauer, *Der Sichelhannes und andere Sagen aus dem Viertel unter dem Wienerwald*. Gesammelt und bearbeitet. 184 Seiten. Zahlreiche Illustrationen im Text von Ulrike Enigl. Wien 1968, Österreichischer Agrarverlag. S 72,—.

Keine wissenschaftliche Sammlung, aber dennoch eine gute Auswahl aus den verschiedensten älteren Sammlungen, darunter auch den meist wenig bekannten Heimat- und Bezirkskunden. Die Sagen sind nach Gruppen geordnet: 1. Von verschiedenen Orten und seltsamen Ereignissen.

nissen, von frommen Leuten und wundersamen Gnadenstätten; 2. Von guten und bösen Zwergen, Feen und Riesen, Berg- und Wassermännlein; 3. Von bösen Menschen und geheimnisvollen Begebenheiten; 4. Von wilden Türken, Kurzzen und anderen Kriegsknechten; 5. Vom Teufel und seinen Spießgesellen; 6. Von Hexen und Druden, Drachen, Schlangen und anderen Ungeheuern. Es handelt sich um nicht weniger als 135 (unnummerierte) Nummern, also eine sehr stattliche Auswahl, und da die Quellen, aus denen diese Sagen hauptsächlich entnommen sind, also Willibald Leeb (1892), Heinrich Mose (1894) und Carl Calliano (1912 ff.) längst vergriffen sind, werden viele Sageninteressenten nach dieser eigentlich für Kinder und einfache Sagenleser bestimmten Auswahl von echten, aber durchwegs vom Herausgeber neu erzählten Sagen greifen müssen. Daß der Herausgeber sich mit dem Gebiet, also dem Südosten von Niederösterreich, wirklich befaßt hat, bezeugt nicht zuletzt die Beigabe einer Karte, welche fast alle Orte, „an denen sich die in diesem Buch erzählten sagenhaften Begebenheiten zugetragen haben (sollen)“, enthält. Das ist pädagogisch richtig und kann auch zu weiterer Sammlung anspornen.

Leopold Schmidt

Museen und Sammlungen in Österreich. Ein Schroll-Handbuch. Bearbeitet von Wolfgang Milan. 365 Seiten. Wien und München 1968, Verlag Anton Schroll & Co.

Das Musealwesen hat in den letzten Jahren eine steigende Beachtung gefunden. Die vermehrte Bemühung der Museumsbeamten, ihre Sammlungen erneuert und verbessert vorzustellen, hat sich gelohnt, die Öffentlichkeit ist drauf aufmerksam geworden. Eine große Zahl von Museums- und Ausstellungskatalogen haben erwiesen, in welchem Ausmaß die wissenschaftliche Bearbeitung der Objekte und Objektgruppen gestiegen ist, und inwieweit die Öffentlichkeit sich damit beschäftigt.

Der Überblick über ganze Museen, über Museumsgruppen und über die Museen in Städten, ja in Ländern, ist dagegen noch immer schwierig. Wenn man bedenkt, daß das schmale Buch von Karl Lang, Österreichische Heimatmuseen, Wien 1929, jahrzehntelang unersetzt geblieben ist, nimmt es nicht wunder, daß von verschiedenen Seiten, nicht zuletzt von Verlagen her, die Möglichkeiten ins Auge gefaßt wurden, solche Übersichten in Buchform zu schaffen. Auf diese Weise ist das nützliche Buch von Hubert Jedding, „Keysers Führer durch Museen und Sammlungen. Bundesrepublik und Westberlin.“ Heidelberg 1961, zustande gekommen. Der gut gearbeitete, auch illustrierte Band hat sich in jüngster Zeit durch ein eigenes „Handbuch der Bayerischen Museen und Sammlungen“ ergänzen lassen, das Torsten Gebhard herausgegeben und Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein bearbeitet hat, Regensburg 1968. Die andere Seite, also Ostdeutschland, hat aber auch ein beachtliches Gegenstück dazu vorzulegen: „Handbuch der Museen und wissenschaftlichen Sammlungen in der Deutschen Demokratischen Republik.“ Herausgegeben von H. A. Knorr. Halle an der Saale 1963. Umfangreichen Handbüchern dieser Art stehen also schmale, für den Taschengebrauch bestimmte Bände wie der bayerische gegenüber, und man wird keinem von beiden die Daseinsberechtigung bestreiten.

In diesem Zusammenhang ist es sehr zu begrüßen, daß auch für Österreich ein solches Handbuch erarbeitet wurde. Es stellt ein Mittelding dar: Dem Format nach noch als Taschenbuch, der Dicke,

die durch auftragendes Papier entstanden ist, nicht mehr als ganz handlich zu bezeichnen. Wie bei allen derartigen Bänden wurden die grundlegenden Angaben von den Museen zur Verfügung gestellt. Aber statt knapper Inhaltsangaben rein amtlicher Form, wie beispielsweise bei dem bayerischen Band, ist eine Art von laufender Erzählung über die wesentlichsten Bestände gewählt worden. Das zeugt von Autopsie, aber auch von der Einsicht eines Außenstehenden, eines Museumswanderers, und mit dem wird sich der Benützer zweifellos gern identifizieren. Umgekehrt wären Texte von Fachleuten aus den einzelnen Sammlungen vielleicht gezielter, von der jeweiligen letzten Literatur her bestimmt, daher auch fachlich eher zu benützen. Diese Differenz findet sich auch in den Literaturangaben ausgeprägt, da beispielsweise die des bayerischen Bändchens sehr präzise sind, wogegen sie sich in dem österreichischen Band eher auf allgemeine Hinweise beschränken. Ein grundlegender Unterschied ist durch die Bebilderung gegeben: Während der bayerische Band sehr viele, sehr anschauliche Bilder bringt, weist der österreichische ebenso wie der ostdeutsche gar keine auf. Nun wäre es sicherlich sehr schwierig, eine Auswahl von hundert oder hundertfünfzig Bildern zu treffen: Aber sie würden doch die einzelnen Sammlungen durch Hauptstücke charakterisieren, und daher auch in die Ferne wirken, potentielle ausländische Besucher vorinformieren usw.

Der österreichische Band ist durchaus zu begrüßen, auch die Mitteilungen über unsere volkscundlichen Sammlungen sind knapp, aber gut, dargeboten. Bei dünnerem Papier und entsprechenden Bildbeigaben könnte eine zweite Auflage aber wohl den Zweck des Buches eher erfüllen.

Leopold Schmidt

Karl Haiding, *Märchen und Schwänke aus Oberösterreich* (= Supplement-Serie zur Fabula, Bd. 8) XX und 233 Seiten, mit 11 Abb. auf Tafeln. Berlin 1969, Walter de Gruyter & Co. DM 48,—.

Der vielseitige Sammler Karl Haiding, vor allem Volkserzählforscher von großer Kenntnis, hat in der Mitte der Fünfzigerjahre vom Oberösterreichischen Landesmuseum die Möglichkeit bekommen, Volkserzählaufnahmen vor allem im Mühlviertel durchzuführen. Oberösterreich hatte bisher fast nur Proben von Märchen aufzuweisen, ein kleiner unveröffentlichter Bestand fand sich in der Sammlung Depiny, Aufzeichnungen von Karl Radler, dem hochverdienten Mühlviertler Sammler kamen dazu. So gehört von den 200 hier veröffentlichten Volkserzählungen etwa ein Viertel älteren Sammlern an, die anderen drei Viertel hat Haiding mit dem Tonbandgerät von den von ihm mit großem Spürsinn ausfindig gemachten Erzählern aufgezeichnet. Eine schöne Sammlung, von Haiding kenntnisreich kommentiert, mit Hinweisen auf die Aarne-Thompson-Nummern, die übrigens Fritz Harkort auf S. XVII als „Typenübersicht“ ergänzt. Die Hinweise entsprechen einander nicht ganz, wenn ich recht sehe.

Die Sammlung enthält ausführliche Fassungen von wohlbekannten Märchen, also beispielsweise *Zwei Brüder* (84), *Drachentöter* (12, 71, 89, 138, 165), *Unibos* (18, 25), *Jude im Dorn* (136, 162). Verhältnismäßig viele Geschichten sind Erbstücke der Novellen und Facetten des Spätmittelalters. Es würde sich lohnen, sie besonders zu kommentieren und herauszufinden, wieso sich im Mühlviertel gerade davon so viel erhalten hat. Die Reihe beginnt schon mit dem berühmten „*Millers tale*“ aus Chaucers *Canterbury-Geschichten* (40, 112). Daß solche Geschichten,

oft mit Pfarrerspott verbunden, im Mühlviertel geläufig waren, hat sich schon bei der Veröffentlichung von Karl Radlers „Schnast Franz va Meinatschlag“ (ÖZV I/50, 1947, S. 166 ff.) feststellen lassen; ich habe damals darauf hingewiesen, daß diese Mühlviertler Fassung vom „Trug des Nektanebos“ über die Erzählung bei Grimmelshausen (1672) gegangen sein dürfte. Solche Erzählungen und direkte Volksbücher sind offenbar vom 16. bis zum 19. Jahrhundert dort geläufig gewesen, ich verweise nur auf die Geschichten nach dem Fortunatus-Volksbuch (5, 31, 83) oder die Nacherzählung nach dem (von mir einstmals erworbenen) Volksbüchlein von der Karoline als Husarenobrist (20). Auch bei den weit verbreiteten Schwänken wird man an ähnliche Quellen denken müssen, etwa beim Kaiser und Abt (26) oder beim Maitre Pathelin (7, 79, 144).

Zu den Märlein mit den altüberlieferten und weitverbreiteten Motiven treten auch vielerzählte Schwänke wie der vom mehrmals getöteten Leichnam, von dem gleich drei Fassungen aufgezeichnet werden konnten (19, 27, 36). Dieses mehrmalige Auftreten gleicher Motivgeschichten in dem Band führt zu der Frage, wonach die Erzählungen hier eigentlich angeordnet sind. Ich muß gestehen, daß ich kein Anordnungsprinzip ausfindig machen konnte. „Millers tale“, der Schwank von der Arche Noah, findet sich als Nr. 40 wie als Nr. 112, die leicht obszöne Geschichte vom sonderbaren Schraubstock, den der Teufel so scheut, ist als Nr. 39 wie als Nr. 42 wie auch als Nr. 46 zu finden. Und die köstliche Geschichte von den Nußdieben auf dem Friedhof wird, soviel ich sehe, fünfmal erzählt (68, 69, 91, 95, 106). Es handelt sich selbstverständlich immer um Varianten, die meist auch von verschiedenen Erzählern stammen, aber letzten Endes ist es doch die gleiche Geschichte. Man wäre kaum überrascht, wenn diese fünf Varianten beisammen stehen würden, und würde meinen, daß es sich um ein Exempel für den Variantenvergleich handelt. Aber die Fassungen stehen oft ganz getrennt voneinander. Manchmal handelt es sich offenbar um den hintereinander abgedruckten Märchenschatz eines Erzählers, wie er eben auf dem Tonband war und von diesem abgelesen wurde. Es fragt sich vielleicht, ob eine Anordnung danach in der Buchveröffentlichung nützlich erscheint. Für den vergleichenden Benützer ergibt sich eigentlich ein dauerndes Blättern, zumal bei Benutzung der Anmerkungen, die auch noch weitere Fassungen, oft Aufzeichnungen Haidings aus der Steiermark oder aus dem Burgenland enthalten. Die Beibringung dieser oft nicht recht zimmerreinen Fassungen wird man dennoch begrüßen. Im ganzen wird man sich jedenfalls freuen, daß der seinerzeit durch Haiding geborgene Schatz an Volkserzählgut nunmehr so stattlich veröffentlicht vorliegt.

Leopold Schmidt

Fritz Winkler, Sagen aus dem Mühlviertel. Bd. III: Mühellandsagen aus dem Gebiet um den Maria-Trost-Berg. Buchschmuck Gerhard Hirschrödt. 160 Seiten. Linz 1968, Oberösterreichischer Landesverlag. S 48,—.

Winkler setzt mit diesem Band seine Ausgabe neu erzählter Sagen aus dem Mühlviertel fort, diesmal aus der Gegend von Schlägl, Haslach und Rohrbach. War in den beiden ersten Bänden überhaupt nicht zu erkennen, von wem die Sagen stammten, so hat Winkler nunmehr im Inhaltsverzeichnis dem Sagentitel jeweils einen Personennamen beigegeben. Es handelt sich in vielen Fällen um die Namen der Verfasser

älterer Sagensammlungen, also vor allem Sieß und Depiny. Die übrigen sind wohl Namen von Gewährsleuten, vielfach von Lehrern. Damit ist immerhin ein Hinweis gegeben, man kann ziemlich viele dieser Umerzählungen mit den älteren Veröffentlichungen vergleichen. Ernst Burgstaller hat sich die Mühe genommen und die Stellen festgehalten: Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. 22, Linz 1968, S. 62 f. Man überlegt unwillkürlich, ob der Verlag nicht die zwei Seiten hätte riskieren können, um einen solchen, von der kundigen Hand Burgstallers besorgten Herkunftsnachweis gleich in dem Band selbst unterzubringen, was doch den vielen Sagenforschern außerhalb von Oberösterreich die mühseligen Nachforschungen nach den wirklichen oder doch eventuellen Quellen erspart hätte.

Daß die Sagen lebendig erzählt, zu geschlossenen Geschichten gestaltet und sehr eindrucksvoll illustriert sind, sei aber dennoch auch hier gesagt.

Leopold Schmidt

Gestickte Volkskunst. Kreuzstichmuster aus Oberösterreich. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Heimatwerk, in Zusammenarbeit mit der Landwirtschaftskammer für Oberösterreich und mit dem Landesinstitut für Heimatpflege und Volksbildung für O.Ö./O.Ö. Volksbildungswerk. Mitarbeiter: Katharina Dobler, Eva Gansinger, Luise Hamming, Luise Heisterer, Helmut Huemer, Franz Lipp, Margarete Pokorny, Grete Riemüller. Graphische Gestaltung Brigitte Pramer. Mappe mit 11 Seiten und 32 Tafeln. Linz 1969, Selbstverlag des Oberösterreichischen Heimatwerkes.

Diese liebevoll gemachte Mappe mit den genau gezeichneten Kreuzstichvorlagen ist fachlich dadurch besonders bemerkenswert, daß Franz Lipp eine gedrängte Einleitung „Kreuzsticharbeiten — eine Volks- und Glaubenskunst. Zu ihrer Geschichte in Oberösterreich“ geschrieben hat. Lipp versucht von der Sinngabe der Kreuzstickerei auszugehen und reiht dann die erhaltenen ältesten Stücke chronologisch und den Volkskunstmotiven nach typologisch ein. Ob man freilich nach Lipps Hinweis auf skythische Frühlingsfestbräuche — der herangezogene Text entspricht ungefähr dem Konzept von Strawinskys „Sacre du printemps“ — ein Brautleintuch des 18. Jahrhunderts nach dieser Richtung hin interpretieren, und das darauf vorkommende Sprosse-tragende Mädchen mit der „Großen Göttin“ solcher Bräuche auch nur zusammensehen darf, bleibe dahingestellt. Lipp möchte eben eine Schicht vor der christlich-religiösen Bestickung von brauchmäßig verwendeten Stickereien abheben. Aber die datierten Stücke, das Tauffuch von 1610 mit den Evangelistensymbolen etwa, gehört doch dieser anderen Schicht an, von der wir nur vielleicht etwas weniger Zeugnisse erhalten haben. Die Betonung der funktionell verwendeten bestickten Tücher, des „Almfahrteltuches“ von 1886 etwa oder der Fleischhauerschürze aus Riedau mit dem zunftgemäßen Schlachtochsen ist begrüßenswert. Man merkt Lipps genaue Kenntnis der verschiedenen Wachstumsvorgänge auf dem Gebiet der Stickerei in den einzelnen Landesteilen Oberösterreichs, vor allem im Salzkammergut, und würde eine ausführlichere Darstellung des ganzen Kapitels begrüßen.

Leopold Schmidt

Robert Winkler, **Volkssagen aus dem Vinschgau**. Herausgegeben.
280 Seiten, mit 14 Textillustrationen von Lieselotte Plangger-Popp.
Bozen 1968, Verlagsanstalt Athesia. S. 138,—.

Das sagenreiche Land Tirol besitzt seit mehr als einem Jahrhundert Sagensammlungen, die wohl alle Höhen und Täler bis in Einzelheiten hinein erfaßt haben. Immer wieder aber erwächst das Bedürfnis, für eine Einzellandschaft, ein markantes Tal, eine eigene Sagensammlung zu schaffen. So ist auch der vorliegende Band entstanden, dem Vinschgau in Südtirol gewidmet, einer in ihrer Art sehr geschlossenen Landschaft, in der sich offenbar auch alte Traditionen verhältnismäßig lang und gut erhalten haben.

Winkler hat die 348 Stücke seiner Ausgabe in erster Linie den bisherigen Veröffentlichungen entnommen, und zwar den bekannten wie auch nicht wenigen unbekannten, lokalen, deren Auswertung uns dankenswert erscheint. Ein weiterer, freilich wesentlich kleinerer Teil, stammt von Erzählern, die Winkler noch gefunden hat. Er hat ihre Namen und Herkunftsort erfreulicherweise mitgeteilt (S. 273). Bei einer stichprobenweisen Überprüfung ihrer Mitteilungen ergibt sich, daß auch diese lebenden Erzähler die gleichen Motivgeschichten mitgeteilt haben, die sonst aus den alten gedruckten Sammlungen bekannt sind. Nicht nur Sagen übrigens, sondern auch Schwänke, Geschichten vom Wettlügen usw. Da die Geschichten im Text nicht numeriert sind, muß man sich die Zusammenhänge aus dem Inhaltsverzeichnis herausuchen, was mühsam ist. Aber das ist eben doch noch besser als eine Sammlung ganz ohne Herkunftsnachweis, und daher ist das hübsche Buch auch hier zu loben.

Leopold Schmidt

Johannes Baur, **Beiträge zur Heimatkunde von Taisten**. Ein Südtiroler Heimatbuch (= Schlern-Schriften Nr. 250). Mit je einem Beitrag von Hubert und Anton Schwingshackl. 327 S., mit Abb. Innsbruck 1969, Universitätsverlag Wagner. S 455,—.

Der betagte Brixener Theologe legt hier ein Buch über seine engste Heimat vor. Baur hat sich vor allem mit dem Gebiet der religiösen Volkskunde beschäftigt, von ihm stammt sowohl „Die Taufspendung in der Brixner Diözese“ von 1938 wie „Volksfrommes Brauchtum Südtirols“ von 1959. Dennoch drängt sich Volkskundliches in diesem Heimatbuch nicht vor. Die umfangreiche geologische Einführung in die Taistener Landschaft stammt von Hubert Schwingshackl. Ihr schließen sich die Kapitel über Wirtschaftliche Verhältnisse, Name und älteste Geschichte von Taisten, Besiedlung, Pfarrkirche und weitere sakrale Bauten an, im besonderen die St. Georgskirche, über den alten Pfarrbezirk Taisten, über die Glocken, die Pfarrer, die Männer, die in geistliche Berufe aufgestiegen sind usw. Auf einen „Gang durch die Religions- und Kulturgeschichte“ folgt eine weitere Aufzählung von Persönlichkeiten, die in Taisten beheimatet waren. Ausführlich sind die Hof- und Flurnamen behandelt.

Dann erst folgt ein schmaler Abschnitt „Aus der Sagenwelt“, eine Auswahl von 15 Überlieferungen, und danach kommt das Kapitel „Aus der Brauchtumswelt“, das der Neigung des Verfassers entsprechend hauptsächlich über volksreligiöses Brauchtum berichtet. Der Eindruck ist wie bei vielen Heimatbüchern: Während man die geologischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Kapitel womöglich von einem Fach-

mann behandeln läßt, der die örtlichen Erscheinungen in die größeren Zusammenhänge fachlich einzuordnen versteht, verharret man bei Sagen, Volksbräuchen usw. bei reinen Aufzeichnungen, die zwar mitunter den Wert persönlicher Jugenderinnerungen haben, aber in keiner Weise fachlich gesichtet oder gar beurteilt und eingeordnet erscheinen. So bietet auch dieses Buch volkskundlich kaum etwas Neues. Als gutes Heimatbuch aus dem Pustertal wird man es dagegen sicherlich schätzen.
 Leopold Schmidt

Karl Ilg, (Herausgeber), **Landes- und Volkskunde von Vorarlberg.**
 Register.

Karl Ilg macht mich durch die Zusendung eines Sonderdruckes „Register, zusammengestellt von Dietmar Assmann“ (20 Seiten) darauf aufmerksam, daß sein vierbändiges Werk also doch (vgl. oben ÖZV. Bd. XXIII/72, 1969, S. 188) ein Register (Orte, Personen, Sachen) erhalten habe, was hiermit gern nachgetragen sei.

Schdt.

Volksleben. Untersuchungen des Ludwig Uhland-Institutes der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde, hg. Hermann Bausinger.

Neue Bände:

- 16: Jörg Ehnle, **Das Bild der Heimat im Schullesebuch.**
 296 Seiten, DM 16,40.
- 17: Hermann Kolesch, **Das altoberschwäbische Bauernhaus.**
 312 Seiten, 150 Abb. und Pläne. DM 17,80.
- 19: Bernhard Losch, **Steinkreuze in Südwestdeutschland.**
 159 Seiten, 3 Karten, 29 Abb. DM 14,25.
- 21: Herbert Schwedt, **Kulturstile kleiner Gemeinden.**
 174 Seiten, 7 Karten. DM 14,25.

Die Tübinger Reihe schreitet rasch voran, so rasch, daß man mit dem Lesen und Besprechen kaum nachkommen kann. Aber die Dissertationen kann und soll man im allgemeinen ja nicht besprechen, daher muß der Hinweis genügen, wie verdienstlich es doch ist, wenn solche Doktorarbeiten rasch erscheinen.

Dabei werden in Tübingen Doktorarbeiten ganz verschiedener Art geschrieben. Es gibt ganz sachliche Materialaufarbeitungen darunter, die man mit Respekt vor dem darangewendeten Fleiß und der ersichtlichen Gründlichkeit sicherlich noch lange benützen wird. Dazu gehört unter den hier anzuzeigenden Bänden sicherlich Bd. 19, Losch, Steinkreuze. Man wird darin kaum einen Beleg oder ein Literaturzitat über das Gebiet vermissen und die solide Kritik an älteren, unhaltbar gewordenen Anschauungen richtig eingesetzt finden. Dann gibt es Dissertationen, die man vom Thema her mit einem gewissen Unbehagen ansieht. Das sind Arbeiten wie Bd. 16 über das „Bild der Heimat im Schullesebuch“ oder auch Bd. 22 „Heimatkunde und Volkskunde“. Möglicherweise spiegeln diese Aufarbeiten von älteren, kleinräumigeren, wohl auch unwichtigeren Veröffentlichungen mehr das fachliche Leben in Tübingen als etwa die Arbeit über die Steinkreuze. Aber man wird es langsam müde, immer wieder die Meinungen junger Leute über Dinge zu lesen, die sie nicht miterlebt haben, die sie eigentlich gar nichts angehen, die sie nicht „bewältigen“ müssen.

Mit dem durch diese Dissertationen wacherhaltenen Vorurteil tritt man begreiflicherweise auch an das neue Buch von Herbert Schwedt heran, von dem man weiß, daß er für die Tübinger Studenten vielfach als Mentor gelten kann, und auch ihre gelegentlichen papierernen Resolutionen gegen die „Deutsche Gesellschaft für Volkskunde“ mitformuliert und mitunterschreibt. Aber es wäre ungerecht, deshalb eine Arbeit wie die vorliegende aus Abneigung gegen eine derartige fachinterne „Außerparlamentarische Opposition“ ungelesen zu lassen. Es handelt sich doch um das Ergebnis eines ernsten und intensiven Bemühens, das eigentliche gewöhnliche Leben in den Dörfern um Tübingen und Ulm von der Seite der Volkskunde zu verstehen. Es sind gewiß ungewöhnliche Wege, die Schwedt dabei geht, und er hat den Tübinger Studenten mit den durch sie durchzuführenden Befragungen viel zugemutet. Der „Gang der Untersuchung“, in den Jahren 1964–1966 durchgeführt, wird ausführlich geschildert. Das Kartographieren der erfragten Ergebnisse scheint dabei methodisch besonders wichtig. Man merkt an allen Enden, daß die moderne Geographie und die Soziologie in hohem Ausmaß Pate gestanden sind, besonders an der immer wieder hervorgehobenen Fragestellung nach den führenden Orten, nach der Sonderstellung der Markorte, von denen Schwedt oft feststellen kann, daß sich in ihnen mehr an Brauchtum abspielt, erhält und erneuert als in den abgelegenen kleinen Dörfern. Die Ergebnisse der Befragung werden demgemäß auch nicht ausgebreitet, sondern verarbeitet, in Abschnitte wie „Zentralorte im ländlichen Raum“ oder „Zentralität und Brauchfreude“. Dabei kommen Fragen, die Bausinger seit langem interessieren, wie „Ortsbewußtsein und soziale Differenzierung“ oder „Ortskontakte“ besonders zur Geltung. Aus dem Material werden verschiedene Verhaltensformen der jeweiligen Ortsgemeinschaften herausgelesen, also etwa „Beharrung, Wandel und soziale Konflikte“, und dies wieder gegliedert nach Bauerndorf und Zentralort, oder „Oppositions- und Demutsverhalten“ nicht etwa einzelner Dörfler, sondern der ganzen jeweiligen Gemeinschaften. Sehr viel von alledem ist an dem Beispiel von Hirrlingen abgelesen, wo Erkundigungen mit Nennung einzelner Familien bekanntgemacht werden, und die Bindung der Familie nun in der eventuell vorhandenen Nachbarschaft, ebenso aber auch die Bindung der Familienmitglieder in der „horizontalen“ Altersgenossenschaft, die für die Ausführung des Ostereierscheibens oder des Abbrennens des Nikolausfeuers immer noch die größte Bedeutung besitzen. Von den Braucherscheinungen selbst, also vom Funkenfeuer oder vom Hahnenschießen, von der Herbergssuche oder von den Klopftagen, von Laternenumzügen und Lichtstuben, vom Martinsritt und von den gemalten Palmbrezeln, vom Säcklestag und vom Sternsingen wird immer wieder Gebrauch gemacht, hier ist einmal das ganze offenbar sehr genau abgefragte und nachgewiesene Brauchtum so zum Untersuchungsstoff geworden, wie vielleicht bei Lüthi Märchen und Sage als Stoff der Erzählformengattungsbetrachtung. Da der Stoff selbst wohlbelegt und archiviert dahintersteht, scheint mir der Versuch durchaus legitim.

Bei einem kritischen Fachmann wie Schwedt ist es von vornherein klar, daß sich eine solche Untersuchung nicht sehr angenehm liest. Man stolpert vor allem immer wieder über Ressentiments, von denen doch einige wenigstens angeführt werden sollen. Was soll man eigentlich von dem Satz (S. 18) halten: „Wir schließen uns der Meinung von Adolf Bach an, wenn er schreibt: „Auf das Volksgut, dessen Erforschung seither die Hauptarbeit in Anspruch genommen hat, kommt es eigentlich nicht an.“ Es kommt vielmehr darauf an, von festgestellten Sachverhalten

ausgehend Fragen zu formulieren, welche einerseits auf die Erklärung dieser Sachverhalte, andererseits aber auch auf ihre Bedeutung und Funktion im komplexen Bereich des sozialen Verhaltens zielen.“ Wenn man weiß, daß Adolf Bach ein Außenseiter war, dessen Meinung über die Erarbeitung des „Volksgutes“ für das Fach völlig unwesentlich bleibt, möchte man das Sichanschließen Schwedts zunächst für Ironie halten. Es scheint aber doch keine zu sein, denn der nachfolgende gestellte Satz versucht doch seine Meinung darzutun. Nur: Was sind das eigentlich für „Sachverhalte“, von denen er da theoretisiert? Er nimmt im eigenen Buch dann doch „Sachverhalte“ zur Grundlage, die konkret Barbarazweige, Begräbnis, Bittprozession usw. heißen, — was doch offenbar Bestandteile des für Bach so unwesentlichen „Volksgutes“ sind. Vor ähnliche Zweifel an der wirklichen Meinung, soweit diese schon einheitlich und ausgereift sein sollte, wird man immer wieder gestellt. Was soll (S. 98) der Satz über die Nikolausfeier: „Möglicherweise sind sie — die unbeachteten, kaum von Erwachsenen besuchten Feuer in Bietenhausen nämlich — dem Freund ‚unverfälschten‘ Brauchtums sympathischer, doch ist das unerheblich; wichtig für das Fortleben eines Brauches ist nicht dessen formale Stereotypie, sondern im Gegenteil die Aktivität seiner Träger und damit eben auch seiner formalen Dynamik.“ So, jetzt wissen wir's. In anderen Fällen gleitet Schwedt überhaupt zu Bemerkungen ab, die außerhalb unseres Feldes liegen (S. 105): „Manches kleine Dorf, heute schon vom Bürgermeister des benachbarten Ortes mitverwaltet, dürfte morgen Teilgemeinde sein, und die Installierung von Mittelpunkt- und Nachbarschaftsschulen dürfte Umwertungen und Rangverschiebungen gleichfalls beschleunigen. Diese Entwicklung ist bereits im Gange, und sie soll nicht generell bedauert werden, so sehr auch im einzelnen Fall Kritik geboten sein kann.“ Mit so scharfer Zunge spricht Schwedt auch gern über ältere Forschungen, bisherige Formulierungen, und setzt sie nicht selten in Zweifel. So wird das bewährte Paar „Beharren und Wandlung“ (Josef Dünninger hat es einmal sehr klug verwendet) kritisch betrachtet (S. 109): „Wollte man ein Begriffspaar finden, welches der Realität eher gerecht wird als Beharrung und Wandel, so müßte man Kulturverlust und Kulturgewinn nehmen — beide gibt es.“ Sicher gibt es diese beiden, aber sie sind mit Beharren und Wandel nicht identisch. Selbe Formel ist nämlich völlig objektiv, wogegen „Kulturgewinn und Kulturverlust“ Wertungen darstellen, die beiden Formulierungen liegen gar nicht auf der gleichen Ebene. Aber Schwedt hat sowohl unserem Stoff wie dessen bisheriger Bearbeitung gegenüber offenbar ein ambivalentes Verhältnis, das mitunter zu merkwürdigen Sätzen führt. So schreibt er (S. 117): „In der Tat war dem Bauern für willkürliche Anordnungen wenig Spielraum gegeben; die täglich wiederkehrenden Bedürfnisse des Viehs, die jährlich wiederkehrenden des Ackers und die stetigen der Überlieferung bestimmten die Arbeitsabläufe, und der Herr des Hofes war ihr Instrument nicht weniger als der Knecht. Von diesem Satz bis zu Vokabeln wie ‚schicksalhaft‘ oder ‚gottgegeben‘ mag es nicht sehr weit sein, und es mag auch sein, daß diese Feststellungen an Volkskunde ältesten Stiles erinnern. Da sich aber die Fakten nicht ohne Gewalt ändern lassen, und da sie nicht sehr viele, voneinander abweichende Interpretationen zulassen, muß der Interpret das Risiko eingehen, des Romantizismus geziehen zu werden.“

An dieser Stelle lasen sie nicht weiter, — um ein berühmtes Zitat auf ein vergängliches Buch anzuwenden. Vielleicht steckt in dieser

Stelle ein wichtiger Kern, vielleicht entfaltet sich Schwedt von einem wohl zu gewinnenden neuen Standort doch noch zu einer positiven Kraft unseres Faches. Angesichts seiner offenkundigen starken Begabung für bestimmte Erfassungsmöglichkeiten unserer Stoffe würde man dies doch begrüßen. Das Büchlein selbst, aus Seminararbeiten entstanden, sollte vielleicht in Seminaren durchdiskutiert werden. Anregungen enthält es wahrlich genug.

Leopold Schmidt

Handbuch der bayerischen Museen und Sammlungen. Herausgegeben von Torsten Gebhard, bearbeitet von Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege. 248 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 5 Karten. Regensburg 1968, Verlag Friedrich Pustet. DM 7,—.

Bayern ist seit langem ein berühmtes Museumsland, und seine äußerst zahlreichen und vielseitigen Museen haben auch schon immer gute, oft ganz ausgezeichnete Kataloge gehabt. Der Reichtum der bayerischen Museen in kulturgeschichtlich-volkskundlicher Hinsicht ist vor genau dreißig Jahren durch den Band „Die Museen in Bayern“ von Oswald A. Erich (= Die deutschen Museen, mit besonderer Berücksichtigung der Heimatmuseen, Bd. 1), Berlin 1939, allgemein bekanntgemacht worden. Dieser nie genug bedankte Band, der nur durch die Mitwirkung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in dieser Reichhaltigkeit erscheinen konnte, ist nicht nur veraltet, sondern auch längst vergriffen. Es ist verständlich, daß sich Bayern einen neuen allgemeinen Museumsführer ähnlicher Art schaffen wollte.

Einen Band wie jenen von Oswald A. Erich könnte man heute nicht leicht mehr erstellen. Man hat deshalb nach einem anderen Vorbild gesucht und es in dem sehr handlichen Buch von Claude Lapaire, „Museen und Sammlungen der Schweiz“, Bern 1965, gefunden. Verhältnismäßig kurze, aber genaue Angaben über alle Sammlungen, genaue Bibliographien und viele Bilder, praktisch Abbildungen fast der wichtigsten prominenten Sammlungsgegenstände überhaupt, gleich neben den Texten, zeichnen den handlichen Band aus. Der neue bayerische Band bietet die gleichen Kennzeichen: Große Handlichkeit des flexibel gebundenen Bändchens, genaue Angaben über die Sammlungen, von der Adresse bis zur exakten Bibliographie, und knapp gefaßte Angaben über die wichtigsten Sammlungsgebiete. Dieser Mittelteil, für den entfernten Museumsfreund eigentlich das wichtigste Stück, ist nun freilich verhältnismäßig schmal ausgefallen. Wer über Spinnstöcke oder Votivbilder, Liedhandschriften oder Hafnergeschirr in den bayerischen Sammlungen sich orientieren will, wird auch weiterhin mindestens zusätzlich zum „Erich“ greifen müssen, wobei er es freilich riskiert, bei Anfragen dann zu erfahren, daß es die Bestände nicht mehr gibt, oder, daß sie doch noch nicht aufgestellt sind. Was im Gebhard-Sayn-Wittgenstein steht, ist dagegen sicherlich zugänglich. Von der Qualität der Objekte, aber auch der Museumsgebäude und der Aufstellung kann man sich an Hand einer sehr stattlichen Reihe von Abbildungen überzeugen, die wieder gleich den Texten beigeordnet sind.

Es handelt sich also um fachmännische Angaben, die mit der auf den letzten Stand gebrachten Literatur korrespondieren. Als Fernbenutzer freilich würde man sich den Band doppelt so dick wünschen, um gerade die Bestände der Heimatmuseen genügend ausführlich vorgeführt zu erhalten. Aber man weiß, wie schwierig dies, nicht zuletzt

des Preises halber, wäre. Der vorliegende Band zeichnet sich ja durch einen angenehm niedrig gehaltenen Preis aus.

Leopold Schmidt

Torsten Gebhard, Alte bäuerliche Geräte (= Beiträge zur Volksmundforschung des Instituts für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. XIX), 105 Seiten, mit zahlreichen Zeichnungen von Margarete Hein. München—Basel—Wien 1969, Bayerischer Landwirtschaftsverlag.

Torsten Gebhard legt hier eine kleine „Gerätekunde für Anfänger“ vor, den Versuch, Sammlern im ländlichen Kreis, Heimatpflegern usw. das alte Arbeitsgerät näherzubringen. Er kann sich dabei auf den heute erreichten Stand der Geräteforschung stützen, deren Literatur im wesentlichen bei den „Einzelnen Sachgruppen“ angegeben erscheint. Zunächst aber führt er in die „Bäuerliche Gerätemwelt“ ein, berichtet über die ersten Sammlungen auf diesem Gebiet, über die frühen bayerischen Pflugfabriken, und weist dann jeweils knapp auf die mundartliche Überlieferung hin, auf das womöglich systematische Vorgehen beim Sammeln, und deutet auf eventuelle geographische Feststellungen hin. Für das alte Speichergerät ist das „Beispiel aus dem Rottal“ wichtig. Hinweise auf die Grenzen der privaten Forschung, auf die heute mehr als früher beachteten „Maschinen in der bäuerlichen Gerätemwelt“ werden anregend wirken. Der Hinweis auf „Staatliche Lenkung und bäuerliche Geräte“ ist vielleicht noch etwas zu knapp, um überall richtig verstanden zu werden; solche Lenkungen hat es überall gegeben, und sie waren von weit größerer Bedeutung als man bisher angenommen hat.

Bei den „Sachgruppen“ gliedert Gebhard nach Jacobeit: Bodenbearbeitung bis zur Saat; Säen, Pflanzen und Ernten; Häusliche Arbeit, häusliches Leben (Beleuchtung, Beheizung, Brotbacken); Milchwirtschaft; Bienenhaltung, Sonderkulturen (hier nur der Satz: „Die Gruppen Geflügelzucht und Gemüsebau sind in unseren Museen noch wenig berücksichtigt, obwohl das Gärtnerwesen im Mainfränkischen, besonders in Bamberg, eine bedeutende Rolle spielt.“); Transportwesen; Holz und Holzverarbeitung. An diese sehr knapp gehaltenen Kapitel schließen noch zwei „Musterbeschreibungen“ an, nämlich die von Josef Blau für die Flachsverarbeitung und jene von Peter Felder über das Strohdachdecken. Es fällt auf, daß keine der beiden Beschreibungen aus Bayern stammt (Blau aus dem Böhmerwald, Felder aus dem Aargau).

Die ganz knappen Hinweise werden erst durch die Zeichnungen auf den Tafeln faßbar gemacht. Die in Röteln gedruckten Zeichnungen, jeweils den schwarz gedruckten Texten gegenübergestellt, erinnern mich sogleich an meine „Volkskunst“ und gefallen mir schon deshalb besonders gut. Aber die ausgewählten Beispiele, vielfach aus Heimatmuseen stammend, ergeben überhaupt erst jenen einführenden Querschnitt in das Gebiet, den das Büchlein eben geben will. Die Beschreibungen dazu sind ja meist wieder sehr knapp und erweisen vielfach, daß die Feldforschung in Bayern hier offensichtlich noch vieles zu erarbeiten hat. Mitunter werden denn auch österreichische Beispiele herangezogen, die eben längst intensiver erfaßt sind. Die Literatur weist auch viele österreichische Beiträge nach, wenn auch durchaus nicht alle. Manche Zitate sind leider unüberprüft und enthalten daher Fehler. Überhaupt haben sich verhältnismäßig viele Druckfehler eingeschlichen, die sich bei den Literaturangaben am unangenehmsten

bemerkbar machen. Das läßt sich aber in einer zweiten Auflage, die man sich erweitert und ergänzt vorstellen mag, leicht verbessern. Für eine solche zweite Auflage möchte man auch anfragen, ob nicht eine Beschränkung auf Altbayern anzuraten wäre. Die großen fränkischen Gebiete Bayerns kommen hier doch wohl zu kurz, es fehlt beispielsweise das gesamte Weinbaugebiet, wofür in Franken aber doch wohl vorgeammelt wurde.

Leopold Schmidt

Tacuinum Sanitatis in Medicina. Codex Vindobonensis series nova 2644 der Österreichischen Nationalbibliothek. Reihe: Codices selecti phototypice impressi, hrsg. v. Franz Sauer und Joseph Stummvoll. Vol. VI—VI* = 1. Facsimile-Ausgabe, 206 ganzseitige Miniaturen in 5—7farbigem Druck, 40; 2. Kommentar zu der Facsimile-Ausgabe, Einführung, Transkription und deutsche Übersetzung der Bildtexte von Franz Unterkircher; englische Übersetzung der Bildtexte Heide Saxer und Charles H. Talbot; 148 Seiten Text und 9 Kunstdrucktafeln, 40. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1967.

Die immer großartiger sich entfaltende Reproduktionstechnik farbiger Kunstwerke früherer Jahrhunderte legt es nahe, auch ein Hauptwerk der Buchmalerei im Schatzhaus der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, das berühmte und schon von J. Schlosser (Jb. d. Kunsthist. Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses, Wien 1895, 144—230) hervorgehobene „Tacuinum Sanitatis in Medicina“ als Denkmal der lombardisch-veronesischen Malkunst des ausgehenden 14. Jhdts. facsimilegetreu wiederzugeben. Mit diesem bisher vorwiegend von Medizin- und Pharmaziegeschichte und Kunstgeschichte beachteten Bilder-Codex eines „Gesundheits“-Hausbuches der Alt-Veroneser Familie der Cerutti, dessen Namen „Tacuinum“ die Latinisierung des arabischen „taqwim“ = „tabellarische Übersicht, Notizbuch“ gibt, wird sich nunmehr auch die Volkskunde als die „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ (Leopold Schmidt) als einem besonders reichhaltigen Zeugnis zur Wohnkultur und Lebensweise des ausgehenden Mittelalters beschäftigen können und müssen. Es kommt zunächst gar nicht so sehr auf den lateinischen, in seinen vielen Abkürzungen gar nicht so leicht lesbaren, hier aber transkribierten und ins Deutsche wie ins Englische übersetzten Text des Originals an, der ohnehin gegenüber dem Reichtum der 206 ganzseitigen (180 × 200 mm) Miniaturen (dazu 2 Seiten mit Wappen) eine untergeordnete Rolle erzielt. Die zumeist pro Bild nur 3—4 lat. Schriftzeilen unter den Bildern erweisen sich letztlich als eine unter mehreren in verschiedenen europäischen Handschriften vertretene Übersetzungen eines arabischen Mediziners und Pharmazeuten Albucasis de Baldach, auch Ibn Botlan genannt, der um 1064 vermutlich in einem Kloster in Antiochien verstarb. Seine vielerlei „Randglossen“ zu Erscheinungen und Dingen der Natur wurden etwa im 14. Jh. ins Lateinische, dann auch ins Deutsche übersetzt und solcherart 1533 auch als „Schachtafeln der Gesundheit“ bei Hans Schott in Straßburg (freilich mit anspruchsvollen Holzschnitten) gedruckt. Unsere Handschrift, in ihren äußeren Geschichten bis 1410 zurückzufolgen (Einführung F. Unterkircher, S. 5) wurde wohl auf Bestellung in Oberitalien mit einer unglaublich reichen Fülle von Darstellungen von Pflanzen und Tieren, landwirtschaftlichen und häuslichen Tätigkeiten und Gegenständen einschließlich des Gesamtinventars eines spätmittelalterlichen oberitalienischen großbürgerlichen Haushaltes zusamt der ihn beliefernden Gewerbe zu einer wahren Fund-

grube für Kulturgeschichte und Volkskunde in der ansprechenden Malweise des realismushaften, ausklingenden Trecento versehen. Trachtengeschichte läßt sich an den Bildern modischer Kleidung einer vornehmen Gesellschaft ebenso ablesen wie am Alltagsgewand der für sie Werk-tätigen. Hirten in Winter- wie in Sommerkleidung mit Stäben und Kochkessel und mit ihren Musikinstrumenten (vgl. Bild 134); Harken, Schneidemesser und vielfältige Formen der Körbe zur Obst- und Beerenernte in den von Flechtzäunen umgebenen, kettenverschlossenen Gärten. Die Arten und die Waffen der Jagd, des Fischfangs, der Bienenzucht, der Schafzucht mit ihren geflochtenen Hirtenhütten und Pferchen; die Bereitung von Butter und verschiedenen, in den Namen und „Gesundheitswerten“ verzeichneter Käsesorten aus Süß- und Sauermilch und Molke (Abb. 110 ff.). Brotherbeitung und Holzfällerarbeit werden nicht minder naturalistisch in Szenenbilder gefaßt wie Geflügelzucht (Hühner, Gänse, Tauben; Flechtkörbe Abb. 122 z. B.) oder Vogelfang mit Netzen und Lockvögeln (Abb. 130). Besonders breiten Raum nehmen die Darstellungen des Schlachtens der Tiere, des Ausweidens und Zerteilens der Stücke mit entsprechend differenzierten Beilen, Messern usw. für den Verbrauch in jener stark auf Fleischnahrung eingestellten Zeit ein (Abb. 135—155). Anschließend (Abb. 156—160) Fischerei und Zubereitung der verschiedenen Fischarten. Die gleiche, manchmal liebevoll-ironische Darstellung der Weinwirtschaft (Abb. 162 ff.) mit Lese, Kelterung, Kostprobe im Keller und Ausschank beim Wirt, bei dem mit einer Glocke „ausgesteckt“ ist (Abb. 167). Bei alledem nicht zu vergessen die Fülle der Namen für so vielerlei auch in unserer sogenannten „Volksmedizin“ wie in der modernen Heilmittelindustrie verwendeten Pflanzen und Getreidesorten einschließlich der „mandragora“ mit der menschengestaltigen Wurzel (Abb. 72) und ihrem Anwendungsbereich in der Humanmedizin und differenziert nach Wirkkraft je nach Leiden, Jahreszeit und Lebensalter der Hilfesuchenden. Verständlich, daß bei dem und jenem Getreide, etwa der ordium-Gerste, auch das Ausdreschen mit Flegel oder Dreschrute (Abb. 80) dargestellt wird. Tiefen Einblick in das Leben jener Zeit gewähren die vielen Darstellungen des Wohnraum-Inneren (Feuerstätten; Kessel, Feuerhut, Grillanlagen; Bettstatt, Tisch und Bänke; Eßbestecke, Schüsseln, Kleingeräte), vereinzelt auch eine so seltene Bildquelle wie jene für die Bereitung der spaghettiartigen Nudeln (Trij), aufgespannt auf leiterartigem Gestell und gerühmt als „nutrimentum plurimum. Conueniunt stomacho calido, iuventuti, hyeme, omnibus regionibus...“ (Abb. 83). Die Fülle der dargestellten Realien, deren Sinn sich für uns über die Primärintention des Medico-Pharmazeuten als Verfasser und der überreichen Bildschöpfungen seines Miniators zur Wesensschau auf Wissen und Lebensbewältigung aus den Kräften der Natur erhebt, verdient eingehende volkskundliche Untersuchung. Sie interessiert in der Vergleichsschau über Bildzeugnisse einer Zeit, in der das Abendland trotz seiner kaum überwundenen, religiös provozierten politisch-militärischen Konflikte mit der damals zivilisatorisch höherstehenden Welt des Islam doch begann, sich zu eigenem Nutzen mit der glänzenden Wissenschaft des Morgenlandes und zumal mit der arabischen Medizin und Naturwissenschaft auseinanderzusetzen. Das Alltägliche der Lebensbedürfnisse wie das Ansteigen des in Südeuropa gegenüber der urbanisierten Spätantike so sehr abgesunkenen Lebensstandards und der Gesundheitspflege wie der Hygiene im allgemeinen läßt sich gut aus der Fernwirkung des Naturwissens des Morgenlandes ablesen. Das gilt zumal für die Darstellung des „gehobenen“ Lebensstiles mit den reizvollen Bildern der Bereitung feiner Maßkulturen für festliche Anlässe

und die Musikinstrumente, die sie verschönern (Abb. 103—106). Es gibt wenig Bilddokumente, die so viel für den Volkskundler vom Leben einer fernen Zeit zu berichten wissen wie dieser Bilderreichtum des so vorzüglich reproduzierten „*Tacuinum sanitatis in medicina*“ aus Verona und dem 14. Jh.

Leopold Kretzenbacher, München

Uwe Lobbedey, **Untersuchungen mittelalterlicher Keramik vornehmlich aus Südwestdeutschland** (= Arbeiten zur Frühmittelalterforschung Bd. 3) XII und 214 Seiten mit 70 Tafeln und 5 Karten. Berlin 1968, Walter de Gruyter & Co. DM 98,—.

Der stattliche, vom Institut für Frühmittelalterforschung der Universität Münster herausgegebene Band beweist, daß unsere Volkskunde sehr recht getan hat, sich in den letzten Jahren intensiv der Volkskultur des Mittelalters zuzuwenden und auch die mittelalterliche Gebrauchskeramik einer neuen Erforschung zuzuführen. Ich habe meinen Dissertanten Hermann Steininger seinerzeit gerade rechtzeitig auf den wichtigen Komplex der „münzdatierten Keramik“ angesetzt, alle neueren Arbeiten auf diesem Gebiet zeigen, daß hier der beste Einstieg im Sinn einer historischen Volkskunde gegeben ist.

Das vorliegende Buch, ebenfalls eine Doktorarbeit, hat eigentlich das gleiche Material, nur eben aus dem südwestdeutschen Raum, also aus Baden, Württemberg und der Nordschweiz aufzuarbeiten versucht. Der Verfasser hat sich archäologisch-kunsthistorisch an den Stoff gewendet, und dennoch im Hauptteil (3/1) die „Münzschatzgefäße“ in den Vordergrund gestellt. Erst dann folgen die „Stratigraphisch datierten Funde“ sowie die „bau- und ortsgeschichtlich absolut datierten Funde“. Die so gegebenen Datierungen erlauben die Zuweisung der Typen an Zeitschichten, und das zunächst kaum gliederbar erscheinende Gebiet läßt sich auf diese Weise tatsächlich in erkennbare Gruppen auflösen. Die genauen Fundangaben, die Lobbedey erarbeitet hat, die vorzüglichen Zeichnungen und Aufnahmen belehren über die Gebrauchskeramik von der merowingischen über die karolingische bis in die spätmittelalterliche Zeit, übrigens ohne Heranziehung von Bild- oder Schriftzeugnissen. Lobbedey hat, vermutlich mit Recht, betont, daß er hier keine seiner Materialdarbietung entsprechende Vollständigkeit und Genauigkeit hätte zunächst erreichen können. Das mag also für eine weitere Arbeit aufgespart bleiben. Das Buch stellt sich auch so als eine Grundlage der ganzen weiteren Erforschung der deutschen mittelalterlichen Hafnerkeramik dar.

Leopold Schmidt

Albert Reinhardt, **Schwarzwälder Trachten**. *Costumes populaires de la Forêt Noire. Traditional Costumes in the Black Forest.* Karlsruhe, Badenia Verlag, 1968. 92 S., zahlr. Abb. (Text deutsch, französisch, englisch.)

Das hübsche Buch ist offenbar im Hinblick auf den regen Fremdenverkehr im Schwarzwald gemacht worden, vermag aber in seinen Bildern, die nach Aussage des Verfassers in jenen Gegenden fotografiert wurden, in denen die Trachten noch lebendig sind, einen schönen Überblick über den derzeitigen Trachtenbestand zu geben. Freilich fehlen, von zwei Ausnahmen abgesehen, die Werktagstrachten; das dürfte auch dem Stand der Dinge so ziemlich entsprechen. Das heißt also auch, daß Trachten heute bewußt getragen werden, wohl auch mit einem

gewissen Seitenblick auf den Fremdenverkehr. Aber immerhin gibt es vor allem ältere Frauen, die das überlieferte Gewand noch mit Selbstverständlichkeit alltäglich tragen. In einzelnen Landschaften hat sich das Bedürfnis nach einer Anpassung der Tracht an die heutigen Verhältnisse eingestellt und damit wohl auch das eingesetzt, was wir etwa in Österreich mit nicht geringem Erfolg als „Trachtenerneuerung“ durchgeführt sehen. Der Verfasser des Buches ist sich des zweifelhaften Wertes einer „Kostümierung“ in Tracht als reines Werbemittel wohl bewußt. Er geht dem Rückgang der Trachten um die Jahrhundertwende und seinen Hintergründen nach, die er vor allem in einer Lockerung des sozialen Gefüges und in der räumlichen und geistigen Landflucht jener Jahrzehnte findet.

Der einleitende Abschnitt über die Geschichte der Tracht ist nicht nur wegen seiner Knappheit ungenügend und unbefriedigend. Und die Volkstracht als Ausdrucksmittel für „eigengeartetes Volkstum“ zu klassifizieren, erinnert uns etwas peinlich an eine „glorreiche“ Vergangenheit, durch deren Mühlen auch unser Fach nicht unbeschadet gedreht wurde.

Daneben sind die beiden Abschnitte über Männertrachten und Frauentrachten als kurzer Abriss über Besonderheiten und Gemeinsamkeiten der Schwarzwälder Trachten mit deren Formenreichtum in den Kopfbedeckungen und dem Hinweis auf die Erzeugung von Trachten und Trachtenzubehör, positiv zu werten. Im ganzen also ein erfreuliches Buch in der Flut von Bildbänden und Büchlein, die vor allem mit dem Fremdgast als Abnehmer rechnen.

Maria Kundegraber

Irmgard Simon, **Hamaland-Museum Vreden**. Kulturgeschichtliche Zeugnisse aus Stadt und Land. 100 Seiten, mit zahlreichen Abb. Vreden in Westfalen, 1969, Selbstverlag der Stadt Vreden.

Westfalen hat in den letzten Jahren volkskundlich sehr viel geleistet. Der Zuwachs an guter, oft vorzüglicher Literatur auf den verschiedensten Gebieten ist kaum zu überblicken. Von Münster aus sind Sachvolkskunde wie religiöse Volkskunde offenbar maßgebend befruchtet worden.

Hier gliedert sich der soeben erschienene Führer durch das neu aufgestellte Heimatmuseum der Stadt Vreden sehr glücklich ein. Nach einem Überblick über Geschichte und Bestand des Museums, das sowohl für die Stadt Vreden wie das umliegende Hamaland dasein wird, findet sich „Eine Auswahl“, die mit schönen Bildern die verschiedensten Objekte nicht nur der Kunst- und Kulturgeschichte, sondern eben auch der Volkskunde darbietet: Kesselhaken und Ofenplatte, Kucheneisen, Längsschwingerwiege, weitere gute Möbel, aber auch Säekorb und Kornbehälter (Sumer), Bienenkorb, und nicht zuletzt das Holzschuhmachergerät; Irmgard Simon hat darüber ja einen Dokumentarfilm gedreht. Es handelt sich offenbar um einen geeigneten Ansatz, dem weiterer Ausbau und Erfolg zu wünschen ist.

Leopold Schmidt

Augustin Wibbelt, **Der versunkene Garten. Lebens-Erinnerungen**. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Rainer Schepfer. 3. Auflage. 293 Seiten, 1 Porträt. Münster in Westfalen 1969, Verlag Regensburg. DM 14,80.

Die Erinnerungen des westfälischen Priesters und katholischen Schriftstellers Augustin Wibbelt (1862—1947) sind ein wahrer Schatz für

jeden, der sich die versunkene Welt unserer Großväter aus solchen Zeugnissen zu erschließen versteht. Das warmherzig und gütig geschriebene Buch zeichnet den Werdegang des hochbegabten Bauernsohnes eindrucksvoll nach, aus der ganzen bunten Fülle des Lebens im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Volkskundlich sind die Kapitel des Jugenderlebens auf dem väterlichen Hof im Münsterland am wertvollsten. Man liest von der gesellschaftlichen Ordnung auf den Höfen in der alten Zeit (S. 44 ff.) ebenso wie von der langwierigen Flachsarbeit (S. 66 ff.), vom Brauchtum zu Ostern mit den kunstreichen „Palmstöcken“ (S. 15) genauso wie vom Liebesbrauchtum am 1. Mai (S. 46 f.) und vom Erntebrauch mit dem „Hackemai“ (S. 39 f.). Aber auch Volkslied und Volkssage finden sich erwähnt, so Spuksagen mit vielen Motiven (S. 66 ff.), kurzum, ganze Stücke aus diesen Kapiteln gehören in jedes volkskundliche Lesebuch. Selbstverständlich kommt die katholische Volksfrömmigkeit nicht zu kurz, von den äußeren Zeichen, beispielsweise den Bildstöcken (S. 18 f.) bis zum Erfühlen der verschiedensten inneren Regungen und seelischen Bewegungen wird alles liebevoll aus dem eigensten Erleben heraus erfaßt und erzählt.

Leopold Schmidt

Will-Erich Peuckert, Niedersächsische Sagen IV (= Denkmäler deutscher Volksdichtung Bd. 6/IV). Göttingen 1968. Verlag Otto Schwartz & Co. 647 Seiten. DM 37,80 (Subskriptionspreis).

Peuckert der Sagenforscher, kam nach dem Krieg aus Schlesien nach Niedersachsen und begann sehr bald von Göttingen aus ein Sagenwerk seiner neuen Heimat zu schaffen. Er hat im 1. Band dieses Werkes (1964) ziemlich ausführlich berichtet, was er plante, wie er es durchführte und was er damit bezweckte. Es war und ist nicht zuletzt die Fruchtbarmachung der älteren, längst vergriffen einzelnen Sagensammlungen des Landes, einschließlich der Beiträge in alten Zeitschriften und anderen Quellen.

Das auf 6 Bände geplante Werk ist wohl eine zeitlang nicht recht weitergegangen, Peuckert ist darüber alt und krank geworden. Aber seine Energie hat jetzt doch dem IV. Band zum Druck verholfen, und der III. soll in Kürze ebenfalls erscheinen. Dennoch sei jetzt schon auf den mächtigen Band hingewiesen, der hauptsächlich Gestalten der „Niederer Mythologie“ enthält, vom „Wilden Jäger“ bis zu den Riesen und Zwergen. Die Sagen werden in den alten Fassungen gegeben, was freilich ein Beibehalten des jeweiligen Zeitstiles mit sich bringt. Die Anmerkungen beschränken sich auf die Quellenangaben, wobei aber verwandte Fassungen doch auch gleich mitzitiert werden, also mehr, als man zunächst annehmen würde. Hoffentlich kann das sehr groß geplante Werk wirklich fertig werden.

Leopold Schmidt

Siegfried Neumann, Plattdeutsche Schwänke. Aus den Sammlungen Richard Wossidlos und seiner Zeitgenossen sowie eigenen Aufzeichnungen in Mecklenburg herausgegeben. 230 Seiten. Rostock 1968, VEB Hinstorff Verlag.

Siegfried Neumann hat sich schon vielfach mit dem Schwank beschäftigt, den er in seiner Heimat Mecklenburg sehr gut kennt, und von dem er schon, ebenfalls mit Wossidlos Sammelgut, eine eigene Sammlung „Volksschwänke aus Mecklenburg“ herausgegeben hat. Die 1963 erschienene Sammlung hat inzwischen schon die dritte Auflage erlebt, ein

Beweis dafür, daß auch ein wissenschaftlich einwandfrei gemachtes Volkserzählbuch seine Leser findet.

Das war vermutlich auch der Grund, nunmehr wieder einen Band herauszubringen, mit einem etwas allgemeiner gehaltenen Titel, aber im wesentlichen doch wieder mecklenburgischen Schwänken, wobei man nicht streng auf den Gattungsbegriff schauen darf, sondern auch Schnurren und Witze darunter finden wird. Der Band beginnt mit Schildbürgerstreichen der „Teterower“, aber auch anderer Schilddbürger, bringt dann Schwänke von „Merkwürdigen Menschen“, von Leuten auf dem Lande, von der wie immer so auch hier bedeutsamen Schäferzunft, von Handwerk und Gewerbe, wo sich auch Zunftsaßen finden, dann von „Seebefahrenen Leuten“, von Stadtleuten, vom Herrn Pastor, von den Soldaten, von der Eisenbahn, von der Liebe, von den Kindern, Ableitungen „Woher das kommt“, Lügengeschichten und schließlich einige „Sagwörter“.

Die genauen Nachweise Neumanns ergeben, daß so manche von den hier veröffentlichten Schwänken bisher nicht veröffentlicht waren, die Durchsicht ergibt, daß es sich um ausgefallene, seltene Motive ganz verschiedener Art und Herkunft handelt. Daher ist der Band also auch quellenmäßig wichtig.

Leopold Schmidt

Karlheinz Schaaf, Sagen und Schwänke aus Oberschwaben. Gesammelt und erzählt. Zeichnungen von Franz Josef Tripp. 191 Seiten. Konstanz (1968), Rosgarten Verlag.

Die großen schwäbischen Sagensammlungen sind längst vergriffen, selbst ihre Auswahl Ausgaben für kleinere Landschaften sind einige Jahre nach dem Erscheinen kaum mehr greifbar. Verständlich, daß immer neue Auswahl sammlungen veröffentlicht werden. So erscheint denn hier aus dem alten Oberschwaben ein hübscher Band, und zwar geographisch nach nördlichem, mittlerem und südlichem Oberschwaben und dem ober schwäbischen Allgäu gegliedert. Die Quellenangaben sind leider dürftig: Hinter den Titeln einzelner Geschichten steht jeweils ein abgekürzter Verfassername, man muß sich ihn dann aus dem immerhin beigegebenen „Quellennachweis“ ergänzen. Seiten- oder Nummernangaben fehlen selbstverständlich. Genau genommen müßte in jeder öffentlichen und privaten Bibliothek heute eine Hilfskraft sitzen, die nun diese Angaben ergänzt und solche Bücher für den tatsächlichen Gebrauch vorbereitet.

Wer aber Sagen aus Oberschwaben nur einfach lesen will, der wird den vorliegenden Band ohne solche Skrupel begrüßen, und die alten, zum Teil aus Legenden umerzählten Sagen in ihrer jeweiligen örtlichen Gebundenheit zur Kenntnis nehmen.

Leopold Schmidt

Gedenkschrift für Oberstudienrat i. R. Dr. phil. Paul Alpers, Celle. Geboren 25. November 1887, gestorben 4. Juni 1968. 162 Seiten, mit Abb. Hildesheim 1968. Verlag August Lax. DM 9,60.

Paul Alpers, der im Vorjahr im 81. Lebensjahr gestorben ist, war Jahrzehnte hindurch der prominente Vertreter der niederdeutschen Volksliedforschung. Seine „Alten niederdeutschen Volkslieder“, zuerst 1929, dann wieder 1960, sind das Hauptwerk geblieben. Aber Alpers hat sich auch mit vielen anderen benachbarten Gebieten beschäftigt, und seine Forschungen gern in seinem Lüneburger Bereich und darüber

hinaus in lokalen Veröffentlichungen, Kalendern usw. zugänglich gemacht.

Der vorliegende Band war als Festschrift zum 80. Geburtstag gedacht und ist nun zur Gedächtnisschrift geworden. Außer vielen aufschlußreichen persönlichen Erinnerungen, die den Forscher, sein Haus, seine Schule, seinen Freundeskreis bildkräftig erstehen lassen, sind auch wissenschaftliche Abhandlungen enthalten: Ludwig Wolff, Zum Wienhäuser Liederbuch (das Alpers herausgegeben hat), Rolf Wilhelm Brednich, Schwänke in Liedform, Ludwig Wolff, Die Theophiluslegende in der Dichtung des deutschen Mittelalters, dann die kunsthistorische Arbeit von Ralf Busch, Der „Salvator“ aus dem Celler Rathaus, ferner von Otto Bernstorff, Die Namen der Bürgermatrikel der Stadt Stadthagen von 1382, ihre Herkunft und Bedeutung, und von Hans Wohltmann schließlich Drei Geschichten von der Waterkant. Besonders wertvoll ist die Bibliographie der Veröffentlichungen von Paul Alpers (leider ohne Angaben von Seitenzahlen). Der schmale Band wird das Gedächtnis an den verdienten niederdeutschen Sammler lebendig erhalten.

L e o p o l d S c h m i d t

L u d w i g S c h e l l h o r n, **Goldenes Vlies**. Tiersymbole des Märchens in neuer Sicht. München—Basel 1968. Ernst Reinhardt Verlag. 260 S. DM 25,—.

Zu Ende des letzten Weltkrieges hat die deutsche Volkskunde die Symbolforschung aus ihrer sowieso nur sehr gelinden Zucht entlassen. Otto Lauffer hat ihr noch einige unerfreuliche Worte nachgerufen, und seither haben wir eine unkontrollierte, man muß leider wohl sagen, fast immer dilettantisch betriebene Symbolforschung, von der uns ab und zu Proben erreichen. Das Gebiet und seine Probleme ist für die Volks Glaubensforschung durchaus von Bedeutung, aber seit man sich offiziell nicht mehr damit beschäftigt, geht offenbar auch das Gefühl dafür verloren, was hier nun möglich und unter Umständen wichtig sein mag, und was eben Wildwuchs ist und bleibt.

Zur letzteren Gattung muß man wohl auch das vorliegende Buch zählen. Schellhorn versucht die Astralbeziehung der Tiere zu erheben. Ihr Fell — daher „Goldenes Vlies“ — hat es ihm angetan, die Tiere selbst sind schon am Sternenhimmel zu Hause, und ihr Fell, aber eigentlich auch alles andere, bis zu den Klauen und Zähnen, kann gelegentlich einen „Astralaspekt“ aufweisen. Das ist nun nicht ganz neu, die ältere Mythenforschung hat tatsächlich ab und zu solche Beziehungen nachweisen können. Aber sie hat nicht verallgemeinert, und so, wie dies hier geschieht, ist es nun eben unmöglich. Man wagt es ja kaum, einen beliebigen Passus des Buches zu zitieren, aber irgendeine Stelle soll zur Probe doch da stehen: (S. 139) „Für das Wildschwein wie für das Hausschwein gilt, daß seine Jungen die ‚kleinen‘ Sterne repräsentieren. Wenn sich Eumaios, der göttliche Sauhirt, zu den Kufen begibt, in denen die ‚Völker der Ferkel‘ eingesperrt sind, so werden die Jungtiere damit ausdrücklich in die symbolische Himmelslandschaft einbezogen.“ Den zweiten Teil des Satzes wird man vermutlich noch weniger glauben als den ersten, aber der Verfasser fährt fort: „Deutlicher noch tritt die Ferkel-Symbolik in der Sterbeszene Till Eulenspiegels zutage. Als der tote Schalk in einem Raum des Spitals aufgebahrt liegt — und dieses Toten-Milieu ist gewiß nicht unbeachtlich —, drängt die Spitals-Sau mit ihren Ferkeln herein; die Tiere vergnügen sich ungeniert auf

den Dielen, sie kriechen unter die Bahre, werfen den Sarg herunter, stoßen Pfaffen und Beghinen um, es erhebt sich Tumult und vor allem Geschrei — ein Bild offenkundig symbolischen, genauer gesagt astralsymbolischen Charakters.“ Das ist nicht etwa ein vereinzelter Fehltritt, so ist der Tenor des ganzen Buches: Was immer auch kommen mag, letzten Endes ist der astralsymbolische Charakter nicht zu verkennen. Der Verfasser dürfte als einziger Mensch auf Erden auch die heutigen Zeit- und Weltverhältnisse in seiner Art richtig beurteilen können: Sie werden ihm vermutlich ganz astralsymbolisch vorkommen.

Das alles kann man vielleicht nur beurteilen, wenn man sich jemals mit derartigen Problemen selbst ernsthaft befaßt hat: Es gibt solche Probleme, obwohl sie von solchen Dilettanten mißbraucht werden. Zu einem derartigen Mißbrauch, der einem „Wahnsinn mit Methode“ gleich kommt, kann man nur sagen: Alles schrecklich einfach — und einfach schrecklich.

Leopold Schmidt

Veronica de Osa, Das Tier als Symbol. Eine Fibel für die Tierfreunde in aller Welt. Einband und Illustrationen Eva Hülsmann. 56 Seiten. Konstanz 1968, Rosgarten Verlag.

Keine wissenschaftliche Arbeit, aber eine liebevolle Zusammenstellung der symbolischen Bedeutung der verschiedensten Tiere, vom Adler bis zum Ziegenbock. Da die Verfasserin viel symbolkundliche Literatur herangezogen und sie auch in einem Verzeichnis angeführt hat, stehen durchwegs nützliche Hinweise aus den verschiedensten Gebieten, nicht zuletzt dem der Heraldik, in dem hübsch ausgestatteten Büchlein. Die Bilder von Eva Hülsmann stellen die friedlichen Tiere meist in Zeichen der modernen Welt, den Hasen etwa unter die Düsenflugzeuge. Das Heimische tritt gegenüber dem Vergleichsmaterial stark zurück.

Leopold Schmidt

Luise Treiber-Netoliczka, Die Trachtenlandschaften der Siebenbürger Sachsen. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1968. (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Band 6.) 181 Seiten mit 188 Abb. und 1 Karte. DM 14,20.

Die siebenbürgischen Trachten sind seit Jahrzehnten durch Bildbände in weiten Kreisen bekanntgeworden. Es ist aber besonders zu begrüßen, daß die Verfasserin die Ergebnisse ihrer zum Teil weit zurückliegenden Untersuchungen, die durchaus nicht immer leicht zugänglich sind, nun geschlossen vorlegt. Sie versucht in dem Buch eine kleinräumigere Gliederung, als sie bisher üblich war und betont zugleich die Notwendigkeit weiterer Forschungen, um diese begonnene Gliederung durchzuarbeiten. Mittelalterliche Relikte, Einflüsse der Umgebung im Sinne eines gegenseitigen Kulturaustausches werden neben eigenständiger Entwicklung herauszustellen versucht. Nicht nur die Form, sondern auch die Funktion einzelner Kleidungsstücke werden dabei beachtet. Vom Standpunkt der österreichischen Trachtenforschung freuen wir uns besonders über die erste Darstellung der Landlertrachten, der Trachten der Nachkommen österreichischer Transmigranten aus dem 18. Jahrhundert, die sich heute noch in drei Dörfern der näheren und weiteren Umgebung von Hermannstadt in Mundart und Tracht deutlich von den eigentlichen Siebenbürger Sachsen abheben. Hier hat sich

Alpenländisches neben Sächsischem erhalten; dem Wunsch der Verfasserin, historische Hintergründe und Vergleichsstudien mögen die Entwicklung dieser Trachten erhellen, schließen wir uns aus vollem Herzen an!

Für weitere Trachtenpublikationen aus Siebenbürgen möchten wir einige Wünsche anfügen: Datierte Bilder, um fruchtbarere Vergleiche mit älteren Publikationen zu ermöglichen, und Schnitte der einzelnen Kleidungsstücke. Dankbar begrüßen wir aber die Worterklärungen, das Orts- und Literaturverzeichnis, sowie die Detailaufnahmen von Stickereien, die zwar weniger attraktiv erscheinen als die malerischen Gruppenaufnahmen, dafür aber mehr auszusagen vermögen über Hausfleiß und handwerkliches Schaffen, das bei den Siebenbürger Trachten eine große Rolle spielt.

Maria Kundegraber

Kolloquium¹⁾ Balticum Ethnographicum 1966. Vorträge und Berichte der internationalen Tagung in Berlin und Stralsund (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 46) Berlin 1968, Akademie-Verlag. 221 Seiten, Abb. im Text.

Es ergibt sich nunmehr schon aus mehreren Veröffentlichungen, daß die Volkskunde in Mitteleuropa eigene Wege zu gehen versucht. Einer davon ist offenbar der Weg zu einer dauernden Zusammenarbeit mit den Völkern und ihren wissenschaftlichen Vertretern im Ostseeraum. Alte Zusammenhänge, die im 19. Jahrhundert kaum mehr eine Rolle spielten, werden neu aufgegriffen, und bei der großen Aktivität der skandinavischen wie der finnischen und der baltischen Forschung ergeben sich offenbar neue Einsichten. Selbst das einfache Forschungsgespräch ist bekanntlich in solchen Fällen nützlich, und eigens auf ein solches Thema eingestellte Tagungen können daher besonders ertragreich sein.

Das zeigt sich auch hier, angesichts dieses Tagungsberichtes, der die Vorträge zur Sachkultur, besonders zum Fischer- und Schifferwesen im Ostseeraum wiedergibt. Es sei hier nur kurz auf die deutschen Beiträge aufmerksam gemacht: Ulrich Bentzien, Kameralistische Literatur — bäuerliche Tradierung. Dargestellt am Beispiel der Pfluggeräte Norddeutschlands; Arnold Lühning, Volkskundliche Filmdokumentation, gezeigt am Beispiel bäuerlicher Tauwerkhherstellung; Reinhard Peesch, Räume und Wege der handwerklichen Tradierung im Bereich der „Seestädte“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts; Wolfgang Rudolph, Strukturwandel im Bootsbauhandwerk Vorpommerns und Mecklenburgs. Von ausländischen Kollegen sprachen Ingemar Atterman, Saulvedis Cimermanis, Ole Crumlin-Pedersen, Olof Hasslöf, Jadwiga Kucharska, Arved Luts, Longin Malicki, Vacius Milius, Natalia W. Schlygina, Bjarne Stocklund, Heinrich Strods, Ludmila N. Terentjewa, Anton Viires und Kustaa Vilku.

Der Hinweis von Arnold Lühning auf die von ihm gedrehten Filme über die alte Tauwerkhherstellung war interessant, auch hinsichtlich des Materials, zum Teil Gras, zum Teil Rofhaar, das da mit „Spinnhaken“ und „Slingholt“ verarbeitet wurde. Wichtig war aber auch der

¹⁾ Nebenbei: Wenn ein Titel, der Internationalität wegen, in so strenger Latinität erstellt wird, dann müßte auch die Schreibung stimmen, und hier „colloquium“ stehen.

— hier mitabgedruckte — Hinweis (S. 73) von Ulrich Steinmann, daß der offenbar zu wenig bekannte und geschätzte Karl Brunner schon vor mehr als sechzig Jahren (1905) diese Arbeitsgeräte gekannt, für das Berliner Museum gesammelt und auch veröffentlicht hat. Von dieser festen und wichtigen Tradition auch der Geräteforschung in den deutschen — und nicht nur in den deutschen — Museen weiß die Öffentlichkeit, auch die des Faches selbst, etwas zu wenig, es ist gut, daß immer wieder darauf hingewiesen wird.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Für das Staatliche Institut für Musikforschung, Preußischer Kulturbesitz, und die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients, herausgegeben von Fritz Bosc. Bd. 4. Berlin 1968. 128 Seiten, mit Notenbeispielen, 1 Kunstdrucktafel und 1 Schallplatte. DM 38,—.

Wir weisen jedesmal bei Erscheinen auf die Bände dieses wertvollen Jahrbuches hin, dessen Beiträge es regelmäßig gestatten, mehr als einen „Blick über den Zaun“ zu werfen, und „vergleichende Volkskunde“ auf einem wichtigen Spezialgebiet zu betreiben. Der vorliegende 4. Band interessiert uns beispielsweise sehr durch die Arbeit von Hans Oesch, Die Launeddas, ein seltenes Musikinstrument, vor allem schon deshalb, weil Felix Karlinger vor nicht allzulanger Zeit in unserem Verein einen äußerst interessanten Vortrag über dieses sardinische Musikinstrument gehalten hat. Ferner ist die Studie von dem Lütticher Volksliederforscher Roger Pinon, L'étude du folklore musical en Wallonne, von Bedeutung. Die übrigen Beiträge des Bandes, etwa jene zur chinesischen und zur indianischen Volksmusik liegen uns begreiflicherweise ferner. So manche Liebhaber wird jedoch auch bei uns der Beitrag von Rochus A. M. Hagen, Abriß der Geschichte der Spiritualityforschung, finden.

Die beigelegte Schallplatte bringt sardinische Launeddas-Melodien, 1961 aufgenommen.

Leopold Schmidt

Paul Zinsli, Walser Volkstum, in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont. Erbe, Dasein, Wesen. 527 Seiten, mit 1 Farbtafel, 102 Abb. und 10 Kartenskizzen. Frauenfeld und Stuttgart 1968, Verlag Huber & Co. AG. Fr. 28,—.

Es dürfte kaum eine zweite Gruppe deutscher Sprachzugehörigkeit geben, über die so viel, und wohl auch so verschiedenes geschrieben wurde und wird, wie eben die „Walser“. Die österreichische Forschung wird an dieser Spezialliteratur immer interessiert sein, weil Vorarlberg doch zu beachtlichen Teilen von Walsern besiedelt wurde. Auch hier hat sich eine eigene Literatur gebildet, stärker volkskundlich eingestellt, und durch Karl Ilg in seinem zweibändigen Werk 1949/56 nach dem damaligen Forschungsstand zusammengefaßt. Wenn man die stattliche Zahl von Anführungen im Register des vorliegenden Buches überprüft, wird man anerkennen, daß sich Zinsli auch mit Ilg ausführlich auseinandergesetzt hat.

Das erscheint nun einer der Wesenszüge dieses schönen, vorzüglich ausgestatteten und bedachtsam gearbeiteten Buches: Daß Zinsli im Haupttext eine sehr eindringlich erzählte Gesamtdarstellung gibt, die mit den ganz vorzüglichen Photos zusammen geradezu ein Hausbuch der Walser sein könnte. Daß er, ein Vertreter der Germanistik an der

Universität Bern, aber die Gelegenheit benützt, und in einem ungemein ausführlichen Anmerkungsteil sich mit der gesamten Literatur auseinandersetzt. Er zitiert sie nicht etwa nur, sondern er gibt sich dem wissenschaftlichen Gespräch mit ihr hin, man kann diese Anmerkungen trotz ihrer Genauigkeit und ihrer Abkürzungen streckenweise direkt lesen, und wird sich dadurch bereichert fühlen.

Denn Zinsli hat sich auch durch seine fühlbare Anerkennung des Walsertums, seine ungemein genaue, vielseitige Kenntnis aller besiedlungsgeschichtlichen, mundart- und volkskulturkundlichen Beziehungen nicht etwa seine wissenschaftliche Ehrlichkeit einschränken lassen. Im Gegensatz zu manchen anderen Sammlern und Forschern, die doch immer wieder „walserische“ Züge bis in Hausbau, Sachkultur, Volkslied usw. feststellen zu können versucht haben, zeigt Zinsli sein sachliches Ergebnis: „An der deutschen Sprache unserer inselartig entlegenen Alpenbewohner hat man einst das ‚Walserproblem‘ erst aufgedeckt, und noch heute lassen sich eingegangene oder fremdsprachig überschichtete ehemalige Walserniederlassungen — falls jede sichere urkundliche Bezeugung fehlt — weder aus Hausformen und Geräten noch aus Erzählungen und Liedern oder aus Brauchtumseigenarten schlüssig erweisen, sondern allein noch aus Relikten des eigenartigen sprachlichen Erbes erkennen. Denn all ihr kulturelles Überlieferungsgut in Bauen und Wohnen, Erzählen und Singen wie im Lebens- und Jahresbrauchtum kann ja auch von Nachbarn übernommen worden sein; und es enthält überhaupt bestenfalls noch da und dort nur geringe Spuren altwalserischer Gemeinsamkeit. Die Walser bilden in ihrer Zerstreuung längst nicht mehr einen eigenen, nach Brauchtum und Sachkultur bewußt erlebten Traditionskreis.“ (S. 193) Zinsli macht also in diesem repräsentativen Walserbuch gleichzeitig Schluß mit der Walserromantik. Was im Haupttext nur behutsam angedeutet wird, steht wieder in den Anmerkungen recht deutlich (zum Beispiel S. 505 f.).

Mit diesen ganz präzisen und sachlich begründeten Ausführungen wird das Buch aber auch zu einem wertvollen Beispiel für die Behandlung anderer, ähnlicher Bereiche.

Leopold Schmidt

Liebe in Bayern. Geschriebenes, Gereimtes und Gesungenes über Liebesfreud und Liebesleid. Herausgegeben von Günter Goepfert. 262 Seiten, mit Zeichnungen im Text. München 1968, Süddeutscher Verlag. DM 16,—.

Eine mit viel Sachkenntnis auf literarischem Gebiet zusammengestellte Anthologie, die von den Minnesängern bis zu Oskar Maria Graf und Siegfried Sommer reicht. Eine erstaunliche Fülle von Ausschnitten aus oft außerhalb von Bayern recht unbekannten Prosaisten vor allem, und dann von Mundartdichtern, die zum Teil recht beachtliches Format aufweisen. Zwischen die einzelnen Abschnitte sind Volksliedzitate gestellt, wohl zum größten Teil aus den Sammlungen von Kiem Pauli. Sie sind ohne Quellenvermerk aufgenommen, im Gegensatz zu den Ausschnitten aus Werken namentlich bekannter Schriftsteller, die in einem kleinen Anhang genannt werden.

Die Zeichnungen, meist den älteren Veröffentlichungen entnommen, könnten darauf hinweisen, daß sich zu dem Thema eigentlich auch viel an Sachkultur und Volkskunst beibringen ließe. Wenn man aus den vielen bayerischen Heimatmuseen die Zeugnisse zur „Liebe in Bayern“ zusammenstellen würde, käme wahrscheinlich ein ganz beachtlicher

Band zusammen. Aber daran hat hier leider niemand gedacht, es regiert die Literatur, die zwar wirklich vielseitig erfaßt erscheint, aber das Gebiet, selbst wenn man es „nur“ literarisch betrachten könnte, doch nicht ausschöpft.

Leopold Schmidt

Bettina Campell, **Die Engadinerstube** von ihren Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (= Schweizer Heimatbücher Bd. 135/136/137) 74 Seiten und 96 Bildtafeln. Bern 1968. Verlag Paul Haupt. SFr. 19,50.

Die Stubenforschung hat endlich über die Rauchstuben hinausgegriffen und auch andere, zum Teil geradezu prunkvolle, ihrem Werdegang aber nicht leicht zu erschließende Räume mit einbezogen. Die der Forschung seit langem gut bekannte Engadiner Stube ist hier durch eine Doktorarbeit, freilich von kunsthistorischer Seite her, wieder erschlossen worden. Das reiche, gediegene Abbildungsmaterial allein schon bedeutet einen beachtlichen Gewinn auch für uns. Der Text versucht, Verbreitung des Engadinerhauses und Funktion der Stube in diesem Haus historisch-kunsthistorisch zu erörtern. Bei der Literatur, die an sich bis zu den neuesten Erscheinungen von Ilg, Lipp und Simonett herauf benützt erscheint, vermissen wir die einstmals bahnbrechende Studie von Eugenie Goldstern für das Münstertal (Wien 1922). Aber der starke Einfluß von Tiroler Handwerkern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ist dennoch auch hier festgehalten (S. 36 u.ö.).

Leopold Schmidt

Suzanne Anderegg, **Der Freiheitsbaum**. Ein Rechtssymbol im Zeitalter des Rationalismus (= Rechtshistorische Arbeiten namens der Forschungsstelle für Rechtsgeschichte beim Rechtswissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich hg. K. S. Bader, Bd. 4) 139 S. Zürich 1968, Dr. Hardy Christen-Juris-Verlag. Fr. 16,—.

Hans Trümpy hat vor einigen Jahren (Schweizerisches Archiv für Volkskunde Bd. 57, 1961, S. 103 ff.) den „Freiheitsbaum“ der Französischen Revolution, besonders soweit er in die Schweiz Eingang gefunden hatte, volkscundlich ins Auge gefaßt. Dieser Seitensproß aus der großen Gruppe der Festbäume ist schon vordem von der französischen Volkskunde, vor allem von Arnold van Gennep, brauchgeschichtlich behandelt worden. Während sich die formverwandten Maibäume so schlecht datieren lassen, ist ja die Blütezeit der Freiheitsbäume sehr genau einzugrenzen. Auch über Aussehen, Bedeutung, einstiges Ansehen und dessen Gegenteil ist verhältnismäßig sehr viel bekannt.

In der vorliegenden rechtsgeschichtlichen Doktorarbeit wird nun dieser Stoff nochmals recht genau durchgearbeitet. Die Verfasserin hat sich zunächst, ganz im Gefolge Baders, mit dem Rechtssymbol an sich, dann mit den revolutionären Wahrzeichen, ferner mit den Bäumen als Wahrzeichen beschäftigt. Wo es in die Gefilde des „Baumkultes“ geht, wird der Griff etwas lose, die meist recht veraltete Literatur hat nicht mehr das hergegeben, was von uns aus heute an diesen Dingen gesehen wird; moderne Arbeiten, wie die von Hans Moser (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1961, S. 115 ff.) sind der Verfasserin nicht zu Gesicht gekommen. Aus der älteren Literatur sind manchmal direkte Irrtümer hängengeblieben, wie etwa S. 58, Anm. 9, von der Eiche: „den Germanen galt er als der Baum Wotans“, wobei also die Eichenbezie-

hung zu Wotan ebenso falsch ist wie der Wagnersche Form „Wotan“. Auf den Gebieten der Geschichte des Freiheitsbaumes in Amerika und in Frankreich bewegt sich die Verfasserin dank der gar nicht wenigen Vorarbeiten wohl sicherer. Man kommt aber die längste Zeit nicht zur Einsicht, inwiefern der Freiheitsbaum in seiner Kurzlebigkeit — fast nur von 1792—1798 — eigentlich ein „Rechtssymbol“ gewesen sein solle. Ein Symbol der Befreiung von der alten feudalen Ordnung, das war er ganz offensichtlich, und deshalb beispielsweise auch von den schweizerischen, ja auch von manchen südwestdeutschen Bauern begrüßt. Bemerkenswert die gelegentliche Wiederaufnahme bei späteren revolutionären Bewegungen. Davon wüßte man gerne mehr. Dazu müßte man freilich auch die neuere Maibaumgeschichte genauer kennen und untersuchen, denn in dieser Zeit ist offenbar ab und zu auch der Gedanke des Freiheitsbaumes wiederbelebt worden.

Immerhin ein Brückenschlag, wieder einmal von der Rechtsgeschichte her, zu unserem Fach, das nur freilich solche Annäherungen auch aufgreifen müßte.

Leopold Schmidt

Alois Senti, Sargaaserlinder Stüggli. 365 Anekdoten und Schwänke aus dem Sarganserland (= Volkstum der Schweiz, Bd. 11). 176 Seiten. 1 Kartenskizze. Basel und Bonn 1968, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, in Komm. bei Rudolf Habelt Verlag, Bonn. DM 24,—.

Schwänke, Anekdoten und verwandte Kurzgeschichten traditioneller Art bilden einen beträchtlichen Teil der sprachlichen Volksüberlieferung. Es ist immer gut, wenn eine Gegend mit offenbar guten Erzählern, witzigen Geschichtenerfindern, Trägern von Schildbürgerüberlieferungen usw. zum Zug kommt. Diesmal liegt ein Band solcher Geschichten aus unserer Grenzzone vor, aus den Orten der alten Grafschaft Sargans und den Ufergemeinden des Walensees. Weifstannen ist der Schildbürgerort der Gegend. Alois Senti, der sich mit den Überlieferungen seiner Heimat, besonders mit den verschiedenen Ortsmundarten genau beschäftigt hat, ist 1957 mit dem Büchlein „Flumserbrüüch“ hervorgetreten. Nunmehr legt er die vielerzählten Schwänke des Ländchens vor, wie er sie von Gewährsleuten erfahren hat — ihr Verzeichnis steht S. 168 ff. — oder wie er sie zum Teil nach älteren Quellen in Mundart umerzählen mußte. So lebendig die Anekdoten sind, für uns sind sie nicht leicht zu lesen, und man ist daher für das kleine Glossar S. 155 ff. sehr dankbar. Die Einleitung informiert sehr gut über Land und Leute und deren Verhältnis zu diesen Geschichten. Erzählkundliche Vergleiche sind nicht angestrebt. Willkommenes Material für die Typenregistrierung der Schwänke also unter anderem auch.

Leopold Schmidt

Gunhild Ginschel, Der junge Jacob Grimm. 1805—1819 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen der Sprachwissenschaftlichen Kommission, Bd. 7). 420 Seiten. Berlin 1967, Akademie-Verlag. MDN 36,50.

Das Buch versucht auf Grund des ganzen großen Materiales, einschließlich auch der erst in den letzten Jahren veröffentlichten Briefwechsel (Savigny) zu erläutern, wie der junge Grimm sich aus den romantischen Anfängen den Weg zur Sprachwissenschaft gebahnt hat. Während Grimm für uns im wesentlichen immer der Mitherausgeber der Kinder- und Hausmärchen und der Deutschen Sagen bleibt, waren dies,

von einer solchen Warte aus gesehen, eigentlich Vorstadien vor der vollen Entfaltung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. Erst die „Deutsche Grammatik“ von 1819 hat ihn als Großmeister eines neuen sprachwissenschaftlichen Denkens legitimiert. Was damals und danach auf den Spuren seiner Jugendarbeiten weiterwanderte, war damit für ihn überholt und überwunden. Von dieser Warte aus scheinen die Arbeiten der Frühzeit eigentlich in einem anderen Lichte als bisher, wenngleich sich auch an ihnen der Weg des Sicherarbeitens einer kritischen Einstellung, vor allem einer textkritischen Haltung nachweisen läßt, der Jacob Grimm immer mehr als Ideal erscheinen mußte. Der Weg dazu war menschlich schwierig zu durchwandern, aus allen Briefwechseln geht hervor, wie er unermüdlich mit seinem Bruder Wilhelm wie mit seinen ältesten Freunden, vor allem mit Arnim, immer wieder darüber diskutierte. Alle diese Dinge sind in dem vorliegenden Band sehr kenntnisreich herausgearbeitet.

Leopold Schmidt

Volksmusikinstrumente der Balkanländer. Katalog (= Sonderausstellungsreihe „Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie“, Nr. 1) Wien 1969, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde. Heft mit 51 S. S 10,—.

Mit dem sicheren Gespür, was eben in der Vergleichenden Volkskunde als Forschungsaufgabe in Arbeit steht oder wo sie erfolgversprechend angeregt werden könnte, aber auch mit der beneidenswerten Möglichkeit, aus nahezu unerschöpflichem, der Öffentlichkeit so gut wie unbekanntem Sammelgut von Generationen das jeweils Beste, Kennzeichnendste auswählen und ausstellen zu können, setzt das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien seine mühevoll-fleißige (leider nur selten auch gewürdigte) Tätigkeit fort. Nach so vielen Sonderausstellungen bisher schon wieder eine neue Reihe. Diesmal wieder aus den „Ost- und Südost-Beständen“, die Adolf Mais betreut und in manchen vorbildlichen Einzelfällen (man denke an die „Volkskunst der Ostkirche“, Wien, Graz, Klagenfurt 1961—62!) thematisch auswählt, in einem wissenschaftlichen Katalog mit knappen Erläuterungen vorstellt und zusamt dem solcherart Vorbereiteten eine Stufe zum ersehnten und lang schon notwendigen Bau einer eigenen Schau-sammlung des Ost- und Südostbereiches werden läßt. Hier sind es die Musikinstrumente, die im Zusammenhang einer derzeit international organisierten und in den sogenannten Ostblockstaaten, mehr vielleicht noch im modernen Jugoslawien, betriebenen Forschung zur Musik-Ethnographie (Musik-Folklore) besonderes Interesse verdienen. Dies zumal schon deswegen, weil die Bedeutung gerade des Südostens für das Entstehen, Vermitteln und Ausgestalten der so verschiedenartigen Musikinstrumente längst erkannt, aber nicht allgemein bekannt ist. Es sind im wesentlichen die Saiten- und die Blasinstrumente, die in der Ausstellung vertreten sind, indessen die Schlaggeräte (Tschinellen, Trommeln, andere Membraphone) ausgeklammert bleiben. Jedem Südost-Erfahrenen ist es klar, daß das Chordophon „gusle“ (das Wort ist im Serbokroatischen ein plurale tantum!), die „epische Geige“, in ihrer Begleitfunktion Instrument und „Waffe“ zugleich, so wie sie zum Symbol des heldischen Widerstandes in den sbkr. „junačke pesme“ (Heldenlieder, -epen) bis in die Partisanenzeit des letztvergangenen Krieges hatte werden können, im Vordergrund stehen muß. Ihr mannigfacher Zierat führt Mais zum Versuch einer Zuordnung im vorosmanischen Bereich (S. 9). Erst nach der Prunksammlung von 29 gusle reihen sich die dreisaitige „lirica“, die

„tamburica“, Hörner, Flöten und Schalmeyen aus der gerade im Südosten so reichen Familie dieser Aerophone ein. Zu knapp erscheint dem Rezensenten die Übersicht über die benützte Literatur geraten. Kataloge des ÖMV aber sind erfahrungsgemäß für den Forscher nicht nur im deutschen Sprachraum wertvolle Studienbehelfe. So sei erlaubt, auf einige neuere Arbeiten zu den hier ausgestellten Musikinstrumenten noch hinzuweisen.

Božidar Širola hat seine bei Mais angeführten Studien in einem sehr wertvollen Buche „Hrvatska narodna glazba. Pregled hrvatske muzikologije“ (Kroat. Volksmusik. Übersicht über die kroat. Musikologie), Zagreb-Agram 1940 (Mala knjižnica Matice Hrvatske, Kolo V., sv. 30; 170 Seiten, 21 Bilder und Notenbeispiele, darunter viele Instrumentenzeichnungen) zusammengefaßt. Bedeutsam in jüngerer Zeit der Sammelband „Volksmusik Südosteuropas. Beiträge zur Volkskunde und Musikwissenschaft“ anläßlich der I. Balkanologentagung in Graz 1964 = Südosteuropa-Schriften, Bd. 7, hrsg. v. Walter W ü n s c h, Verlag R. Trofenik, München 1966. Darinnen ein grundlegender Aufsatz von Milovan Gavazzi, Die Namen der altslavischen Musikinstrumente, S. 34–49, 14 Zeichnungen. Zum Problem der gusle: Branimir Rušić, Dalmatinska „lira“ i „gusla“ makedonska. — Die dalmatin. „lira“ und die makedon. „gusla“ (Etnološki pregled Band 6–7, Beograd 1965, S. 105 ff.); Savo Vukmanović, Gusle na crnogorskom dvoru (Die. g. am montenegrinischen Hofe), (Narodno stvaralaštvo-Folklor. VII/25, Beograd 1968, S. 76 ff.). Eine kritische Auseinandersetzung mit dem sehr umstrittenen Herkunftsproblem der „lir(ic)a, lijerica“ u. ä. als dem dreisaitigen Begleitinstrument mit seiner Verwandtschaft zur bulgar. gadulka u. ä. bietet Andrija Stojanović, Jadranska lira (Die adriat. lira). (Narodna umjetnost 1966/4, Zagreb 1966, S. 59–84, Zeichnungen und Bilder). Zur „Pansflöte“, dem rumän. „nai“, die auch in den deutschen wie den slowenischen Südostalpenländern beheimatet ist, vgl. Zmaga Kumer, Die Pansflöte in Slowenien. (Deutsches Jahrb. f. Volkskunde VIII/Berlin 1964, S. 141 ff.) Es wäre sehr zu wünschen, daß jenes Publikum, das heute in der immer noch anschwellenden Flutwelle des Sozialtourismus so gerne den „Folklore“-Vorführungen von Musik und Lied und Tanz der Südostvölker zusieht und zuhört, auch in die Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde findet, an dessen liebevoll und fachkundig aufbereiteten Schätzen sich zu erfreuen und zumindest als Liebhaber sich zu orientieren.

Leopold Kretzenbacher

Zmaga Kumer, Ljudska glasba med rešetarji in lončarji v Ribniški dolini. (Die Volksmusik der Korbflechter und Töpfer im Reifnitzer Tal.) Maribor, Založba obzorja, 1968. — 462 Seiten, Noten und Abbildungen im Text. Preis: 60 ND.

Die slowenische Volkskultur ist für den südostdeutschen Raum, speziell für Steiermark und Kärnten ebenso wie für Friaul von besonderem Interesse. Slowenien liegt am Schnittpunkt verschiedener Kulturen, in einem Gebiet, das durch Jahrhunderte im alten Innerösterreich auch eng mit unseren Alpenländern verbunden war. Unterkrain, dem das Reifnitzer Tal zugezählt wird, interessiert uns vom Standpunkt der Volksliedforschung auch wegen seiner unmittelbaren Nachbarschaft zur einstigen Sprachinsel Gottschee, die dem Volksliedforscher wegen ihrer altartigen Volkslied-Überlieferung wohl bekannt ist. Es darf nun als ein erfreuliches Zusammentreffen gewertet werden, daß der erste Band

der großen Gottscheer Volksliedsammlung fast zugleich mit diesem Sammelband der slowenischen Volksliedforscherin erschienen ist. Die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen den Reifnitzern und Gottscheern waren ja eng und vielfach. Die bäuerlichen Bewohner beider Landschaften waren gezwungen, durch Hausindustrie und Hausierhandel ihren Lebensunterhalt aufzubessern, und die Reifnitzer Siebhändler kamen wie die Gottscheer Hausierer weit durch die damals österreichischen Lande. Als Liedträger dürften beide Gruppen auch Neues nach Hause gebracht haben. Und die große Sangesfreude scheint auch ein gemeinsames Merkmal der beiden benachbarten Volksgruppen gewesen zu sein. Konnte doch Zmaga Kumer zu den verhältnismäßig wenigen alten Aufzeichnungen aus dem Reifnitzer Tal, die freilich auch schon in den Beginn des 19. Jahrhunderts zurückreichen, und deren früheste auf Josef Rudež, den Reifnitzer Gutsherrn, zurückgehen, in wenigen Jahren so viel Material zusammengetragen, daß ihr Band nun 500 Nummern zählt. (Eine Würdigung J. Rudež' als Sammler erschien aus der Feder Kumers im Slovenski etnograf, Band XX, 1967, S. 129—142.) Im Ganzen ist freilich das Material nicht in dem Maß altertümlich wie das aus Gottschee, aber Wechselbeziehungen im Volksliedschatz hat die Herausgeberin des hier angekündigten Buches in einer Anzahl von Untersuchungen feststellen können.

Der einführende Text umfaßt einen historischen, geographischen und wirtschaftlichen Überblick, einen Abriss der Geschichte der Volksliedsammlung im Reifnitzer Tal, eine Abhandlung über Volksmusik und Tanz im Reifnitzer Volksleben und einen inhaltlichen und musikalischen Überblick über das Sammlungsmaterial. Diese Abschnitte sind in einem englischen Resumé zusammengefaßt. Den größten Teil des Buches nimmt die Sammlung der Lieder ein, die, soweit überliefert, mit ihren Melodien abgedruckt werden. Die zusätzlichen Angaben umfassen: Archivnummer, Aufzeichnungsort, Aufzeichnungsjahr, die Namen der Sänger und Aufzeichner sowie Archivnummern und entsprechende Angaben der Varianten. Dazu kommen fallweise ganze Abhandlungen zum einzelnen Lied. Eine sehr gründliche Arbeit also. Die Lieder sind in fünfzehn Gruppen mit mehreren Untergruppen gegliedert; die Einteilung ist nach Inhalt und Sing Gelegenheit vorgenommen worden. Außer Liedern findet sich Tanzmusik (die Namen der Tänze erweisen wieder die starke Beeinflussung durch die deutschen Alpenländer: Pouštrtanc, Zibnsrit, Suštarpolka, Valček, Čotiš, Pokšotiš u. a.); weiters Kinderverse und Auszählreime. Spottverse und Ortsneckereien und schließlich in einem Anhang Erzählungen und schließlich Tanzbeschreibungen mit Tanzschrift von Marija Suštar. Dem Verständnis dient ein Wörterverzeichnis von Dialektausdrücken; kurze Biographien der Vorsänger erlauben einen Einblick in ihre Lebenswelt. Ein Liedregister nach dem Inhalt, ein Liedanfangsregister, ein Verzeichnis der Lieder in der Druckfolge, ein Abbildungsverzeichnis und ein Verzeichnis der Abkürzungen der reichlich verarbeiteten Literatur sowie zu Angaben die Liedstruktur beschließen den sorgfältig gearbeiteten Band, der auch äußerlich schön geraten und in Ganzleinen gebunden ist.

Maria Kundegrabner

László Földes (Hg.), **Vieh- und Hirtenleben in Ostmitteleuropa.** Ethnographische Studien. 699 Seiten, mit zahlreichen Abb. Budapest 1961, Akadémiai kiadó. Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Lászlo Földes (Hd.), **Viehwirtschaft und Hirtenkultur**. Ethnographische Studien. 903 Seiten, mit 255 Abb. und 4 Landkarten im Text. Budapest 1969, Akademiai kiado.

Wenn man die beiden zusammengehörigen Bände, wuchtig, schwer, auf gutem Papier gedruckt, reich bebildert, von unserem Standpunkt aus betrachtet, so hat man den Eindruck, als habe hier eine neue Generation von „Ethnographen“ in Ostmitteleuropa eine Ergänzung und Erweiterung der betreffenden Kapitel im Buschan-Haberlandt von 1926 angestrebt. Denn man muß doch sagen: Alle Themen, die hier behandelt werden, von den Almhütten bis zu den Käsebrechern, hat Arthur Haberlandt einstmals schon mit Berücksichtigung der weit gespannten Problematik erkannt und behandelt. Es ist inzwischen sicherlich viel auf diesem Gebiet gearbeitet worden, und es haben sich wohl auch viele nichtdeutsche Publikationen von der vergleichenden Forschung nicht ausschöpfen lassen. Aber diese beiden einander ergänzenden Bände mit Abhandlungen von vielen Verfassern aus vielen Ländern, deutsch geschrieben oder ins Deutsche übersetzt, zeigen nun doch, daß sich das Gesamtbild gewiß erweitern und vertiefen hat lassen, daß vor allem zahlreiche örtliche, kleinlandschaftliche Ergänzungen möglich waren.

In beiden Bänden kommen Ungarn, Rumänien, Polen und Mähren besonders zur Geltung, mit Ausblicken nach Jugoslawien. Im zweiten sind diese Ausblicke bewußt erweitert worden, zu sehr schönen ungarischen, rumänischen und mährischen Arbeiten kommen nun weitere aus Kroatien und Slowenien, und eine beachtliche Rahmung durch Arbeiten über die Hirtenkultur in Anatolien, bei Kirgisen, bei Usbeken und Tadschiken, aber auch in Afghanistan und bei den Tuareg einerseits, aber auch im Tessin, in Süddeutschland und in Norwegen sind hinzugefügt. Es ist also beinahe schon nicht mehr nur ein erweiterter Buschan-Haberlandt, sondern fast ein ganzer Buschan daraus geworden. Und nur wenige Arbeiten gehen eigentlich über diese alte „ethnographische“ Blickrichtung hinaus und bieten historisch vertieftes Material, beispielsweise Wolfgang Jacobeit mit den „Ehemaligen Schäferzünften in Mähren“. Manche hier veröffentlichte Arbeiten wie die von Theodor Hornberger sind eigentlich nur Kurzfassungen älterer umfangreicherer Bücher. Andere bedeuten deutsche Zusammenfassungen von bisher unübersetzten Veröffentlichungen, so von Jorge Diaz über „Das Hirtenwesen in Portugal“. Die intensiven Vorarbeiten von Bela Gunda schimmern mehrfach durch und die landwirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten von Martha Belenyesy machen sich ebenfalls bemerkbar. So führt doch auch in diesem Bereich offenbar ein Weg zur Historisierung.

Die überaus reichen Bände, die Lászlo Földes mit großer Hingabe redigiert hat, bedeuten zweifellos eine Art von Markstein im Bereich der Hirtenvolkskunde. Da wir geschichtlich doch wohl ziemlich am Ende dieser ganzen alten Kulturausformung stehen, ist die durch diese beiden Bände gebotene Übersicht besonders zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Schallplatten

Österreichische Volksmusik. Herausgegeben vom Institut für Volksmusikforschung in Wien, Österreichische Phonotek.

1. **Almerisch.** Juchzer, Rufe, Jodler, Lieder und Tanzweisen aus dem Ausseerland/Steiermark. Gesammelt von Hans Gielge. ÖPh 10.006.
2. **Bauernhochzeit in Niederösterreich** (Bucklige Welt). Gesammelt von Franz Schunko. ÖPh 10.012 L.

Schallplatten mit Volksliedern aus Österreich gibt es viele. Aber Dokumentationen, Schallplatten, bei deren Herstellung versucht wurde, ein volkskundlich erfassbares Ganzes zu konservieren, sind selten. In der vorliegenden Form, wie sie Walter Deutsch vom Institut für Volksmusikforschung der Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien durchgesetzt hat, gibt es sie bisher überhaupt nicht, und die beiden ersten Versuche sind daher zu begrüßen und zu loben. Wieviel an ihnen noch zu verbessern wäre, wissen die Hersteller selbst am besten.

Die 1. Platte, mit den Liedern aus dem Ausseerland, hat Hans Gielge als bewährter Kenner vorbereitet. Es sind zusammen 24 Nummern, von den Juchzern, Überjuchzern, Almschreien und Kühlockrufen angefangen bis zum Almlied „Ei du mei liabe Schwoagerin“ und zum alten Ausseer Faschingmarsch. Eine volksmusikalische Landeskunde von Aussee also, kundig aufgebaut, mit erläuternden Zwischenreden, eingeblendeten Interviews mit den Almerinnen usw. Die Gewährleute sind durchwegs genannt, auf der Plattenhülle zwischen den erläuternden Texten auch abgebildet. Sogar die wichtigste Literatur zu dem reichen, schönen Thema ist angegeben. Man könnte sich die Texte etwas gestraffter vorstellen, und man möchte vielleicht den Sammler nicht interviewen hören; aber das mag schwierig sein. So ist es doch immerhin auch ein Dokument in bezug auf den Sammler, was schließlich auch überlegt werden darf.

Die 2. Platte ist weit einheitlicher: Ein einziger Großbrauch, nämlich die Durchführung einer der ungewöhnlich umfangreichen Hochzeiten der Einzelhofbauern in der Buckligen Welt ist, soweit dies überhaupt möglich erscheint, festgehalten. Franz Schunko hat schon vor Jahren darüber berichtet. (Eine Bauernhochzeit im Pittental: Unsere Heimat, Bd. 32, 1961, S. 30 ff.)

Diese an Einzelzügen (Brautladung, Vorstellen der falschen Braut, Brautstehlen, Brautaushandeln, Hochzeitstafel, Maschkera, Ehrentänze, Kranzelabtanzen) reiche Hochzeit, durchaus lebendig und musikalisch vielfarbig, wird hier also durchgespielt. Von größter Bedeutung ist die Mitwirkung des Hochzeitsladers Heinrich Steiner aus Kaltenberg in der Gemeinde Lichtenegg, eines Brauchführers, wie man ihn sich nur wünschen kann. Seine Sprüche kommen auch auf der Schallplatte rein und deutlich zur Geltung, mit aller Drastik, wie sie ihm eben beim Milchführen auf seiner Zugmaschine einfallen, mit der er jahraus jahrein von einem Hof zum anderen, von einem Weiler zum anderen in der Buck-

ligen Welt fährt. Auch hier sind wieder die Einzelzüge und -stücke sowie -lieder auf der Plattenhülle erläutert und mit kleinen, aber deutlichen Bildern belegt. Für die Volkskunde von Niederösterreich sehr beachtlich, geradezu ein Paradestück.

Legendenlieder aus ostdeutscher Überlieferung. Authentische Tonaufnahmen 1953—1963 von Johannes Künzig und Waltraut Werner (= Volkskunde-Tonarchiv Freiburg, Schallplatte 7).

In der Serie der von Johannes Künzig so verdienstvoll herausgebrachten Ton-Dokumentationen eine neue, wichtige Platte. 7 Lieder aus dem entschwindenden geistlichen Liedgut der Deutschen von der Wolga, aus der Dobrudscha, aus dem Banat und aus dem Schildgebirge. Mit gutem Griff sind Beispiele der zwar viel aufgezeichneten, aber selten veröffentlichen Legendenlieder gewählt worden, Lieder von der hl. Katharina, von Lazarus und seinen Schwestern, vom goldenen Rosenkranz, und schließlich das altbekannte Zahlenlied. Es sind wieder die von Künzig schon oft herangezogenen Gewährsleute, aus der Dobrudscha der Paul Ruscheiski, von Rothammel im Wolgagebiet Maria Wohn, aus Rudolfs-gnad im Banat Cäcilie Reiter und aus Gant im Schildgebirge die blinden Schwestern Herchenröder. Die Lieder, die in ähnlichen Fassungen vor allem in Lothringen von Louis Pinck aufgezeichnet werden konnten, hat Josef Müller-Blattau musikhistorisch auf der Plattenhülle zu charakterisieren versucht.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1968—1969: Altes Arbeits- und Wirtschaftsgerät

Peter Assion, Lichtspan und Fackelhalter (Der Odenwald, 1967, Heft 4, unpag. Skizzen im Text). 20.286 SA

Angelos Baš, Razstava „Ralo in plug“ (Ausstellung „Arl und Pflug“). Laibach-Ljubljana, Slovenski etnografski muzej (1968). 12 S., Abb. im Text. 20.518 FM-A

Gösta Berg, Medieval Mouse Traps (Mittelalterliche Mausefallen) (Studia ethnographica Upsaliensia, Bd. XXVI, 13 S., 14 Abb. im Text). 19.861 SA

Derselbe, Att tappa björklake (Zum Zapfen von Birkenwasser) (Gastronomisk Kalender 1969, S. 35—57, mit 10 Abb. im Text). 20.482 SA

Václav Burian, Větrné mlýny Vyškovsku (Windmühlen im Bezirk Wischau) (Sborník SLUKO, oddíl B, I, 195—53, S. 165—170, 2 Abb. auf Tafeln). 20.645 SA

(Henri de Chasseval, Pierre-Louis Duchartre) Château des Pêcheurs international La Bussière. Demeure historique. Ohne Ort und Jahr. Unpag. mit Abb. 20.838 FM-A

Fritz Fahringer, Die Steingewichte Altösterreichs (Die Waage, Bd. 4, 1968, H. 7, S. 158—168, Abb. im Text). 20.478 SA

H. G. Fokkens, Het Wagenmakersbedrijf in Friesland, Arnhem, Rijksmuseum voor Volkskunde, 1967, 55 S. (rotap. 7, 18 Tafeln). 20.105

Karoly Gaál, Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsergebnisse zur vergleichenden Sachvolkskunde und volkskundliche Museologie. Zeichnungen von Heinz Christian Dosedla. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil-Hist. Kl. Sitzungsberichte Bd. 261/1.) 245 Seiten, 21, 68 Seiten Abb., Wien — Köln — Graz, Kommissionsverlag Hermann Böhlau.

Torsten Gebhard, Primitivmöbel (Aus: Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongreß 1965 in Marburg, S. 198—205). 19.967 SA

Konrad H ehre, Altes Handwerk im Bild. Eine Dokumentation von alten und seltenen Handwerken in Originalaufnahmen. Detmold 1967. 110 S., 178 Abb. 20.414

Hinweise zur Sammlung von Gütern der materiellen Volkskultur. Als Manuskript gedruckt. Leipzig, Institut für Volkskunsthforschung 1956. 44 S., Bildtafeln. 19.852

Wolfgang Jacob eit, Ein Stirnjoch wird gemacht (Jahrbuch des Museums für Völkerkunde, Leipzig 1966, Bd. XXIII, S. 95—98, Taf. XIX bis XXIV). 20.055 SA

Wolfgang Jacob eit, Tierische Anspannung (Geschichte der Landtechnik, o. O. u. J., S. 11—15, mit 4 Verbreitungskarten).

Zbigniew Jasiewicz, *Studia historyczno-etnograficzne nad kowalstwem wiejskim z Wielkopolski* (Das Schmiedehandwerk auf dem Lande in Großpolen) (= Universität Posen, Wydział filozoficzno-historyczny. Seria Etnografia, Bd. 2). Posen 1963. 287 Seiten (hektographiert), 85 Abb., 1 Karte, Deutsche Zusammenfassung. 20.275/2

Richard Jeřábek, *Herkules, Daniel oder Samson? Ein Beitrag zur Ikonographie sowie zum Problem der Volkstümlichkeit und ethnischen Herkunft figürlicher Bienenstöcke* (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 31, Berlin 1967, S. 28—301, 2 Bildtafeln, 2 Textabb. 20.165 SA

Ragnar Jirlow und J. M. G. van der Poel, *De inheemse nederlandse ploegen*. Wageningen 1968. 79 S., 53 Abb. und 1 Karte im Text. 20.521

(Josef Jungwirth), *Ruchadlo-výnález bratrance Veverkoných* (Der böhmische Sturzflug — eine Erfindung des Neffen Veverkas). Prag 1964. 40 S., Abb. im Text. 20.082 SA

(František Kalesný), *Le Musée de viticulture à Bratislava*. Preßburg 1966. Unpag., mit Abb. 20.343 FM-A

A. J. Bernet Kempers, *De grutterij uit Wormerveer*. Arnhem, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1961. 40 und 8 S., 33 und 6 Abb. 19.787 FM-A

Ernst Klein, *Die historischen Pflüge der Hohenheimer Sammlung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen. Ein kritischer Katalog* (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, Bd. XVI). Stuttgart 1967. VII und 230 S., 454 Abb. 20.006

Fritz Klocke, a) *Bauernhaus von 1736 in Königsrode*, b) *Kammerentenn im Unterharz*, c) *Erntegeräte im Unterharz um 1900* (Aus Natur und Heimat, Quedlinburg o. J., S. 15—17, 18—21, 22—29, Abb. im Text. 19.977 SA

Derselbe, *Das Füllfaß — ein altes Harzer Tragegerät* (Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt, Bd. VIII, 1967, S. 59—60, 2 Abb. auf Taf. 15). 19.987 SA

Derselbe, *Der Bindepflock und seine Verwendung im Unterharz* (Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt, Bd. VIII, 1967, S. 61—63, Abb. 3 und 4 auf Tafel 15). 19.988 SA

Igor Křištěk, *Varinske previeracie pluhy* (Kehrpflüge aus Varin. Beitrag zum Studium der handwerksmäßigen Herstellung von Kehrpflügen) (Zborník Slovenského národného múzea Bd. LXII, Etnografia 9, 1968, S. 199—216, 13 Abb. Deutsche Zusammenfassung). 20.460 SA

Maria Kundegrabner, *Die Hausindustrie in Gottschee und Unterkrain* (Vortrag im Verein für Volkskunde) (Gottscheer Zeitung Bd. 65/52/1968, Folge 6, S. 2—4, 3 Abb.). 20.171 SA

Dieselbe, *Vom Heutragen und Heuziehen in Gottschee* (Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. XI, 1968, S. 62—85, 2 Karten und 17 Abb.). 20.526 SA

Emma Marková, *Myjavské pláténka a pytlíky* (Beuteltuch und Beutelgeschirre aus Myjava) (Slovenský národopis Bd. XV, 1967, S. 555 bis 570, 19 Abb. Deutsche Zusammenfassung). 20.058 SA

Jan Mjartan, *Ludové rybárstvo na československom Pomoraví* (Die volkstümliche Fischerei im tschechoslowakischen Marchgebiet) (= Kultura a tradice, Bd. 7). 117 Seiten, Bildtafeln, 23 Abb. im Text. Deutsche Zusammenfassung. 20.110/7

Theodor Müller, *Schiffahrt und Flößerei im Flußgebiet der Oker* (= Braunschweiger Werkstücke Reihe A., Bd. 2). Braunschweig 1968. 203 Seiten, 22 Abb. auf Tafeln. 19.912/2

Hans-Heinrich Müller, Märkische Landwirtschaft vor den Agrar-reformen von 1807. Entwicklungstendenzen des Ackerbaues in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen des Bezirksheimat-museums Potsdam, Heft 13). Potsdam 1967. 229 Seiten, 30. Abb. 20.050

Viliam Piaček, Nožiar v Slovenskej Lupči (Die Messerschmiede in Slovenska Lupca) (Slovenský národopis Bd. XVI, 1968, S. 423—435, 5 Abb. im Text. Deutsche Zusammenfassung). 20.429 SA

Dieter Prochnow, Schönheit von Schloß, Schlüssel, Beschlag. Text: Rolf Fahrenkrog. Düsseldorf-Ratingen 1966. Unpag., 253 Abb. 20.409

Gustav Ränk, Brunnslätarna oc slagrutan i svensk folktradition (Die Wünschelrute in der schwedischen Volksüberlieferung) (Arv, Bd. 21, 1965, S. 136—179, Deutsche Zusammenfassung). 19.857 SA

Holger Rasmussen, Hausmarken und Viehmarken (Folk, Bd. 8—9, 1966—67, S. 293—300, 3 Abb. im Text). 19.992 SA

Louis Remacle, Les noms du porte-seaux en Belgique romane. Le terme liégeois harke. (= Collection d'Etudes, Bd. 2) Lüttich-Liège 1968. 199 Seiten, 55 Abb. im Text. 20.223

Gislinde M. Ritz, Feiertagsarbeit (Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongreß 1965 in Marburg, S. 159—173, Taf. XIX—XXII) 20.336 SA

Klaus Rockenbach, Von der alten Windmühle. Typen, Herkunft, Denkmalfpflege, Volkskunde, Dichtung (Archiv für Kulturgeschichte Bd. 50, 1968, S. 135—153) 20.638 SA

Leopold Schmidt, Most- und Weinbauvolkskunde (Bericht über den 9. Österreichischen Historikertag in Linz 1967. Wien 1969. S. 146—148) 20.577 SA

Svetozár Sprušanský, Výroba banskoštianických hlinených fajok (Die Herstellung von Tonpfeifen in Banska Stiavnica) (Zborník Slovenského národného múzea Bd. LXII, Etnografia Bd. 9, 1968, S. 217 bis 237, 22 Abb. im Text. Deutsche Zusammenfassung) 20.461 SA

Lajos Takács, Lapi gazdálkodás és irtás a Kisbaltatonon (Moorwirtschaft und Rodung am Kleinen Plattensee) (Néprajzi Ertesítő Bd. XLVIII, 1966, S. 167. 196, 16 Abb. Deutsche Zusammenfassung) 19.886 SA

derselbe, Kaszasarlók Magyarországon (Sensensicheln in Ungarn) (Ethnographia Bd. LXXVIII, 1967, 21 Seiten, 3 Karten, 4 Abbildungen auf Tafeln, russische und deutsche Zusammenfassungen) 19.887 SA

László Timaffy, Kumetok a Kisalföldön (Kummete auf der Kleinen Tiefebene) (Ethnographia Bd. 1967, S. 176—188, 11 Abb., 1 Karte, russische und deutsche Zusammenfassungen) 20.283 SA

derselbe, A Kisalföldi egyesigák (Einzeljoche auf der Kleinen Tiefebene) (Ethnographie Bd. 79, 1968, S. 170—182, 10 Abb. und 1 Karte. Deutsche und russische Zusammenfassungen) 20.619 SA

Christo Vakarëlski, Warentransporte mit Lasttieren bei den Bulgaren (ungarisch) (Ethnographia Bd. 77, 1966, S. 378—389, 5 Abb., russische und deutsche Zusammenfassungen) 19.818 SA

Josef Vařeka, Větrné mlýny na Moravě a ve Szleszkie (Windmühlen in Mähren und Schlesien) (= Kultura a tradice, Bd. 8) 1967, 85 Seiten, 26 Abb. auf Tafeln, 7 Abb. im Text, deutsche Zusammenfassung. 20.110/8

Oldřich Večerek, Domácke pečení chleba ve Slezsku (Häusliches Brotbacken in Schlesien) (Radostné země Bd. IV, 1954, Heft 2—3, 7 Seiten, 16 Abb.) 20.159 SA

- Ants Viies, Über historisch-kulturelle Beziehungen im landwirtschaftlichen Transport der Völker des Ostbaltikums. Tallinn 1964. 9 Seiten. 20.604 SA
- derselbe, Zur Geschichte des Landtransports bei den Ostseefinnen (Congressus secundus internationalis fennougristarum, Helsinki 1965, Teil II, S. 383. 391, 2 Abb. im Text) 20.605 SA
- T. Vöti, Eesti öllekammed (Estnische Holzkrüge) Tallinn 1967. 17 Seiten, 60 Abb. auf Tafeln. Russische und deutsche Zusammenfassung. 20.137
- K. D. White, Agricultural Implements of the Roman World. Cambridge 1967. XVI und 232 Seiten. 16 Bildtafeln. 20.367
- Robert Wildhaber, The „Rope-wood“ and its European Distribution (Studies in Folk-Life, London 1969, S. 254—272, mit 35 Abb.).
- Herbert Wolf, Ein mittelalterliches Ton-Aquamanile aus Zeuching im Bayerischen Wald (Beiträge zur Oberpfalzforschung I. Kallmünz 1965, S. 57—60, Taf. 14—17) 20.042 SA
- derselbe, Schleifschalensteine aus der Umgebung von Cham in der Oberpfalz (Beiträge zur Oberpfalzforschung I, Kallmünz 1965, S. 53 bis 56, Tafeln 12 und 13 mit 5 Abb.) 20.043 SA
- Heinrich von Zimburg, Von den alten Holzzäunen in der Gastein (Badgasteiner Badeblatt, Nr. 28 und 29, 1968. 22 Seiten, 15 Abb.) 20.637 SA

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
 Alle Rechte vorbehalten
 Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
 Wien 1969



Abb. 2. Jochbergwald-Fiderialboden. Beginn des Steilaufstieges der alten
Paß Thurnstraße. 1964. phot. R. Pittioni.



Abb. 3 und 4. Jochbergwald-Fiderialboden. Wo einst die alte Jochbergwald-Kapelle stand. Abb. 3: Der letzte Rest des steinernen Rundturmes. Abb. 4: In der linken Bildhälfte ist das Planum für den Holzbau noch erkennbar. 1964. phot. R. Pittioni.



Abb. 5. Jochbergwald-Fiderialboden. Der durch Holzziehen aufgerissene Küchenabfallhaufen des Waldwirthshauses, davor der Entdecker G. Jöchl. 1964. phot. R. Pittioni.



Abb. 6 und 7. Jochbergwald-Fiderialboden. Der letzte Rest des steinernen Rundturmes der Jochbergwald-Kapelle. Äußerer Wandverputz abgebröckelt, Reste des Wandverputzes mit Malspuren von der Innenseite des Turmes stammend. 1964, phot. R. Pittioni.



Abb. 8. Jochbergwald-Fiderialboden, Wallfahrtskirche auf einem Votiv-
 bild aus dem Jahre 1826 mit naturgetreuer Darstellung der Landschaft.
 In der heutigen Jochbergwald-Kirche befindlich. Nach einem Farbphoto
 von R. Wolf, 1967.



Haus der Kranken !

Wahre Abbildung der Gnadenreichen Mutter Gottes Bildniss
im Jochberg Wald, Endes Cyroff, Siskunthe Chiemsee, samt
dem Prospect der Wallfahrts Capelle und selbiger gegend.

Gestochen von Franz Carl Heissig Lith. 2. u. 1. u. 2.

Abb. 9. Jochbergwald-Fiderialboden. Andachtsbild mit der alten Wallfahrtskapelle und dem Waldwirthshaus. Gestochen von F. C. Heissig (vor 1835). Original in der Sammlung Dr. M. Mayr.



Abb. 10. Jochbergwald-Fiderialboden. Andachtsbild mit der alten Wallfahrtskapelle und dem Waldwirthshaus (vor 1835). Original in der Sammlung Dr. M. Mayr.

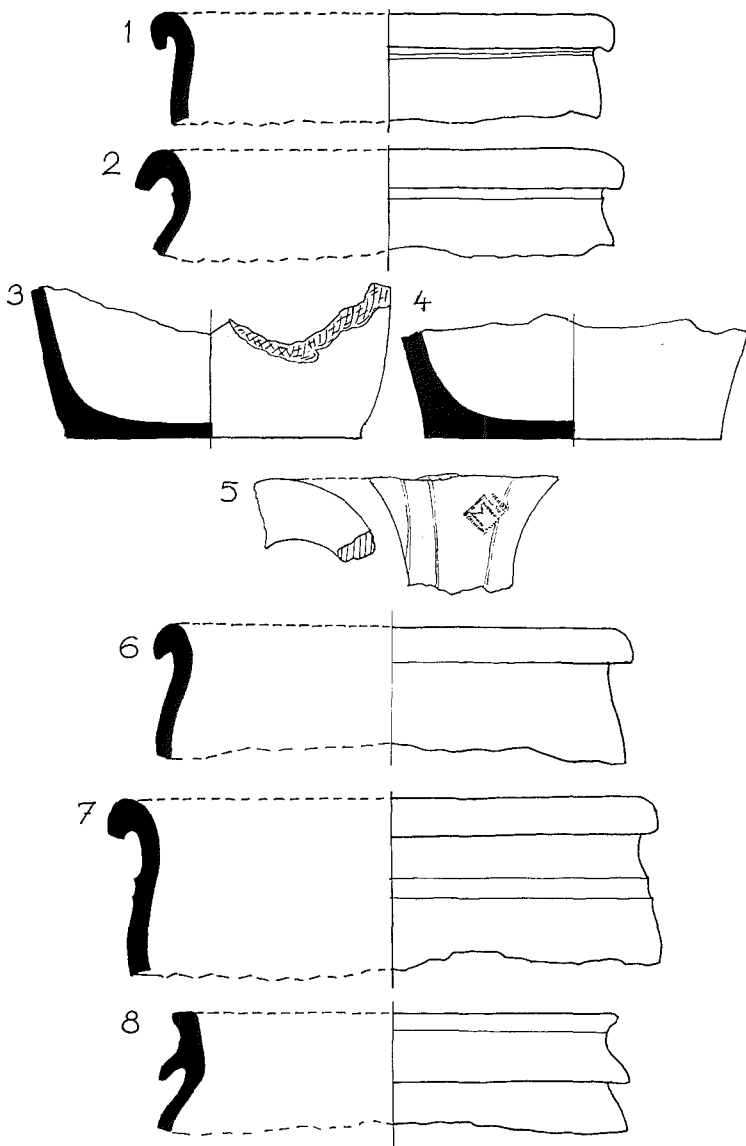


Abb. 11. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen. 1—5: Schwarzhafnerei; 6, 7: Gelbhafnerei; 8: Innen glasierte Schwarzhafnerei. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

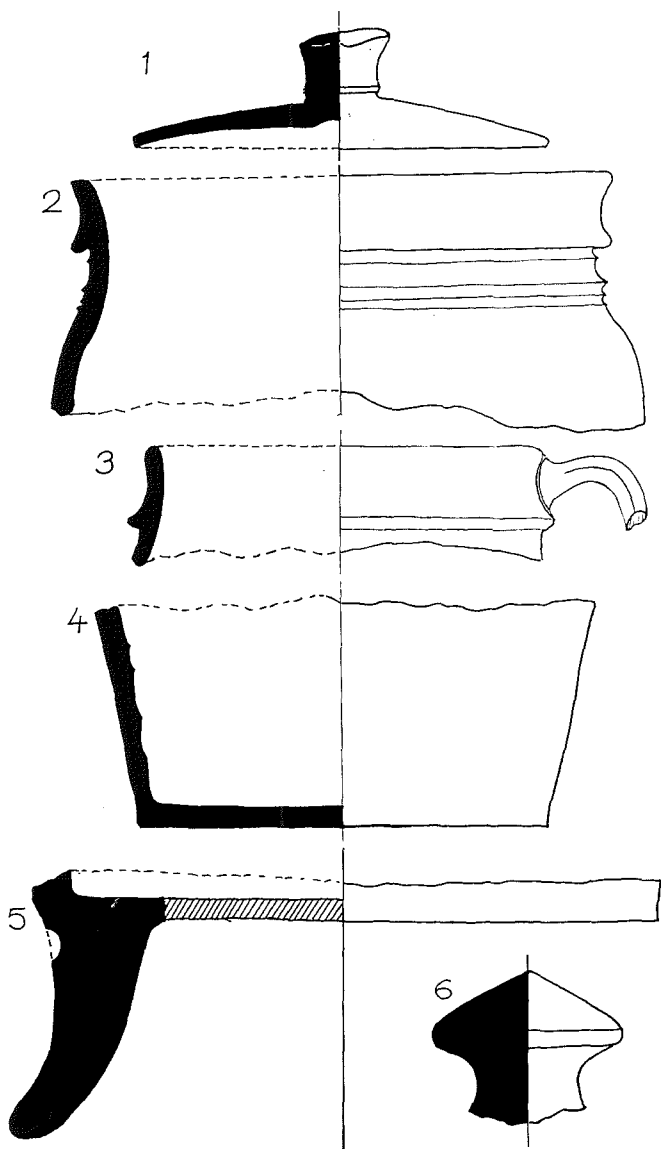


Abb. 12. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1—6: Gelbhafnerei mit einfärbiger Innenglasur. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

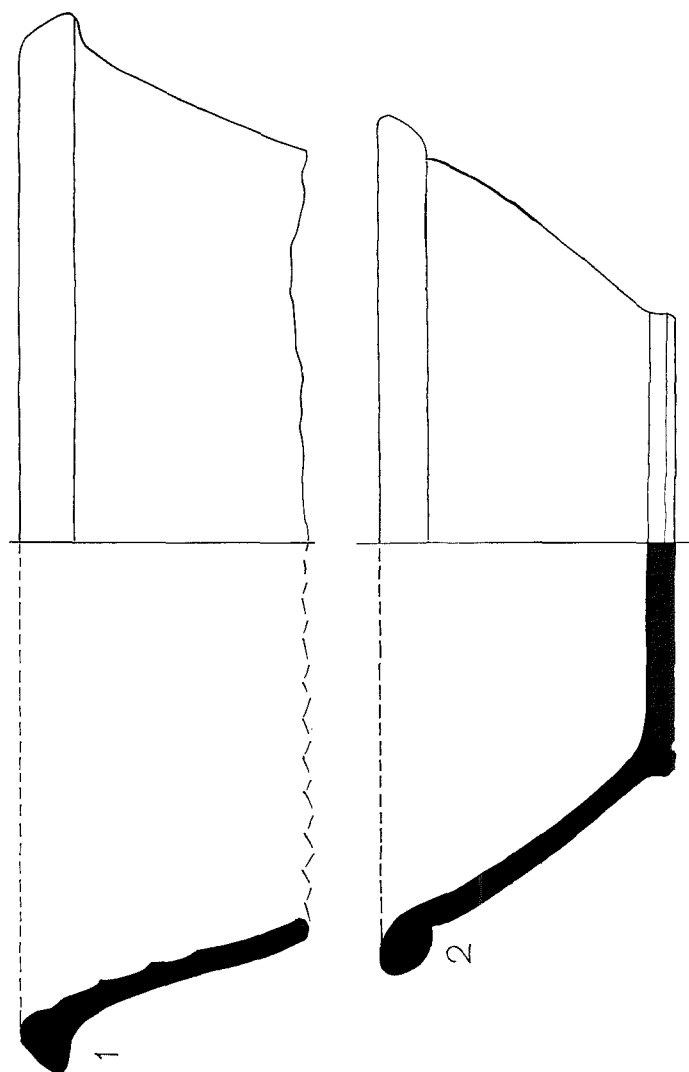


Abb. 13. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1, 2: Gelbhafnerei mit zweifärbiger Innenglasur. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

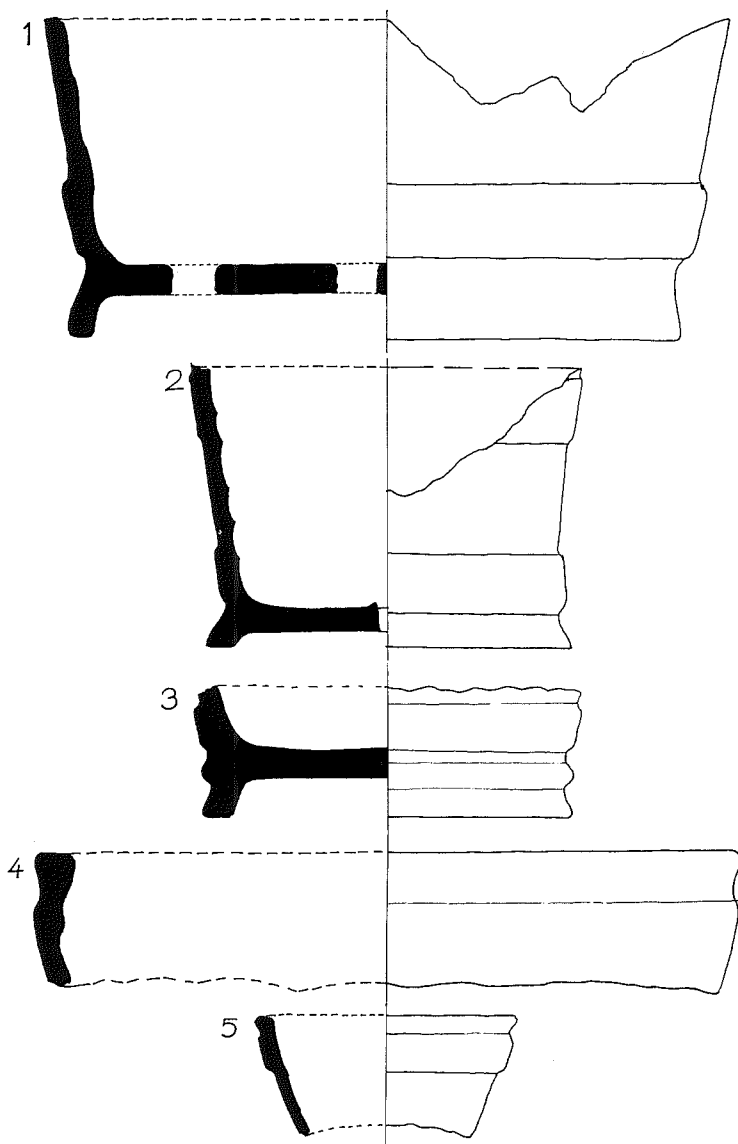


Abb. 14. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1—5: Außen glasierte Gelbhafnerei. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

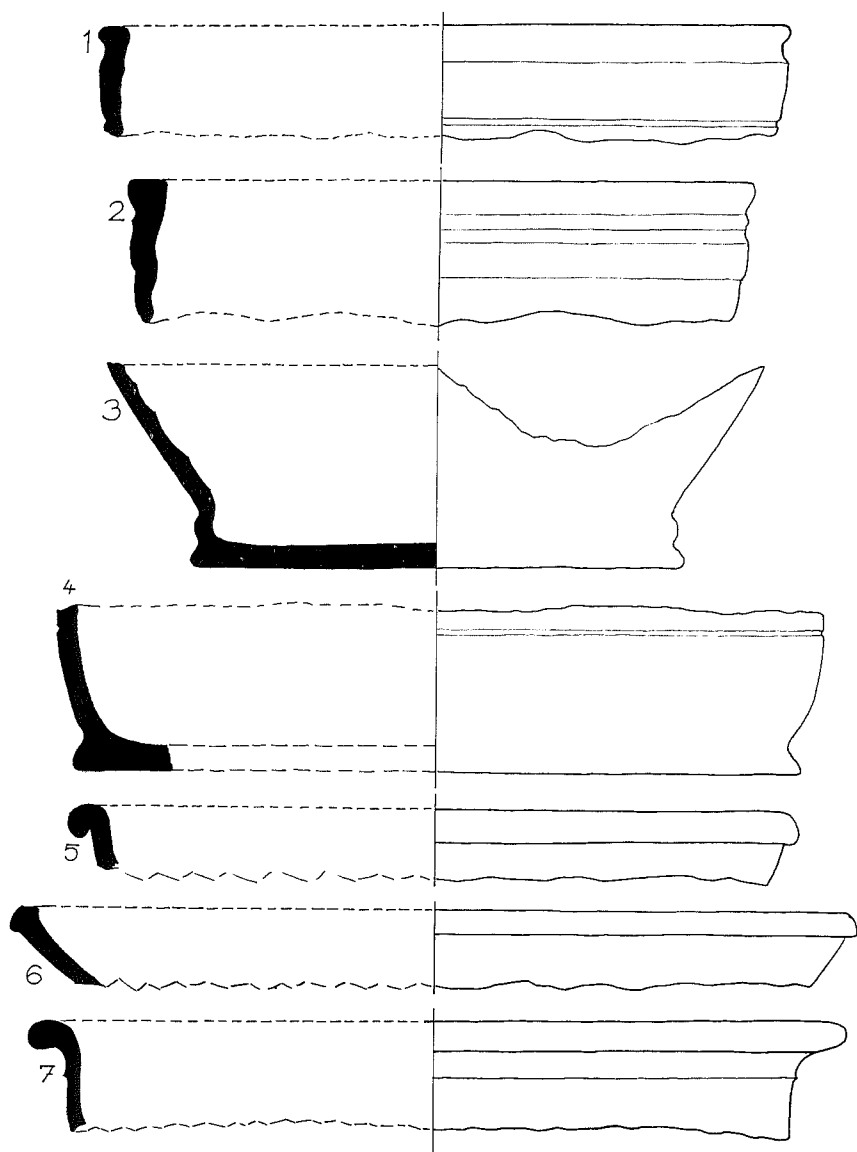


Abb. 15. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen. 1, 2: Außen
 glasierte Gelbhafnerei; 3—7: Außen und innen glasierte Gelbhafnerei.
 $\frac{1}{2}$ n. Gr.

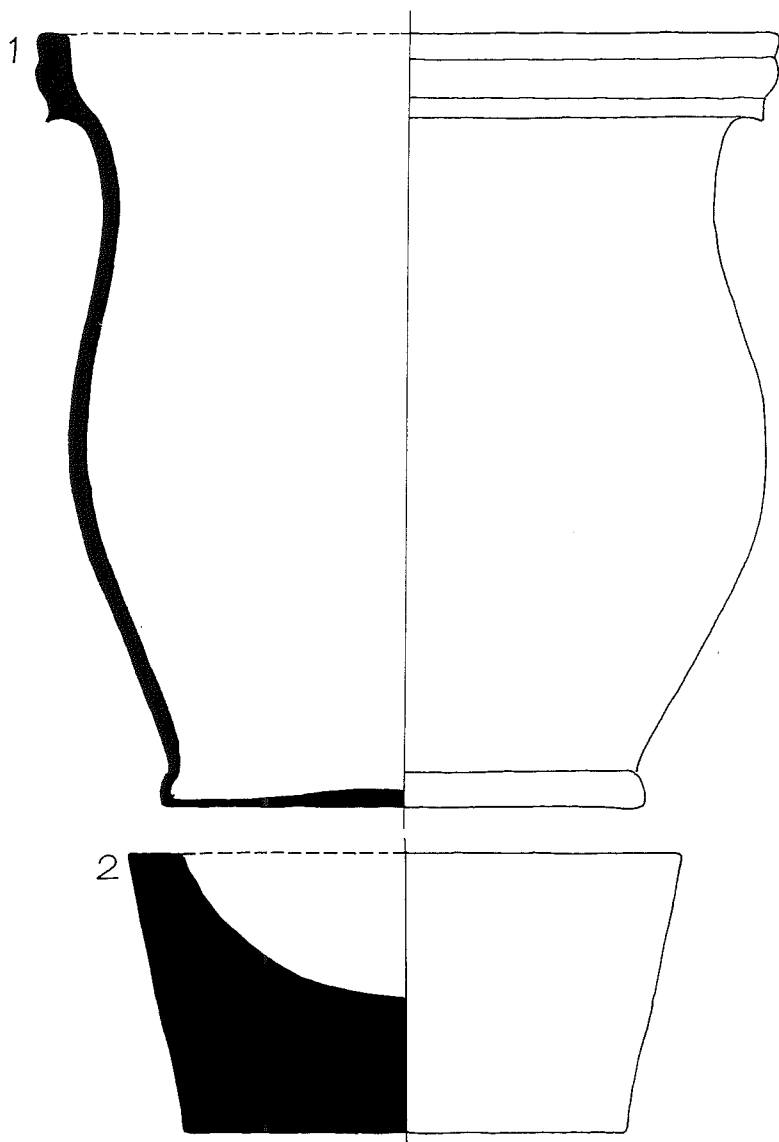


Abb. 16. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
 1: Außen und innen glasierte Gelbfafnerei; 2: Reibschale. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

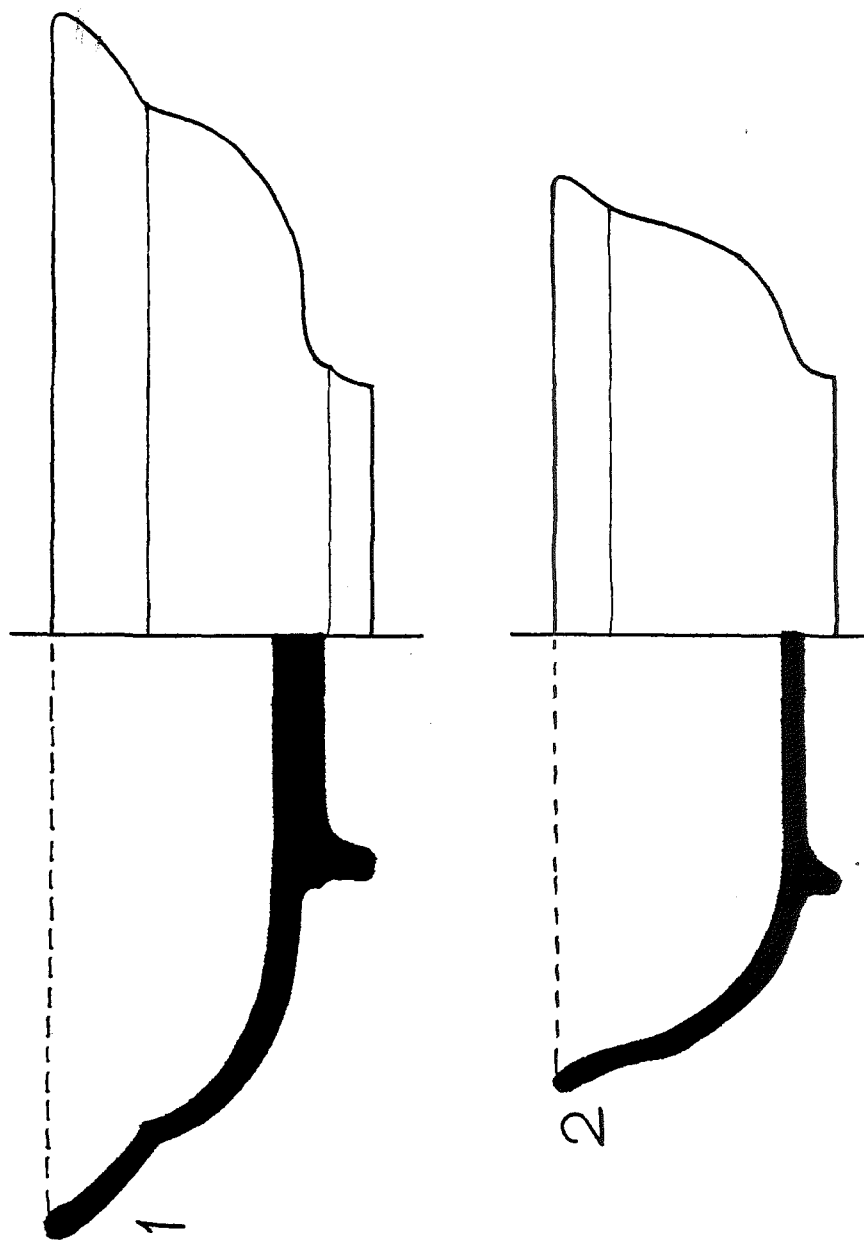


Abb. 17. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1, 2: Weißhafnerei. N. Gr.

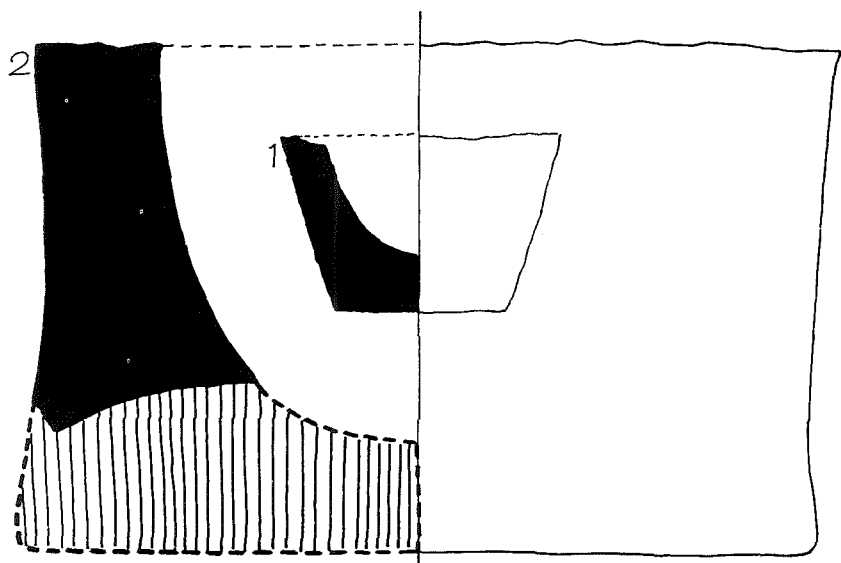


Abb. 18. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1, 2: Tiegelreste. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

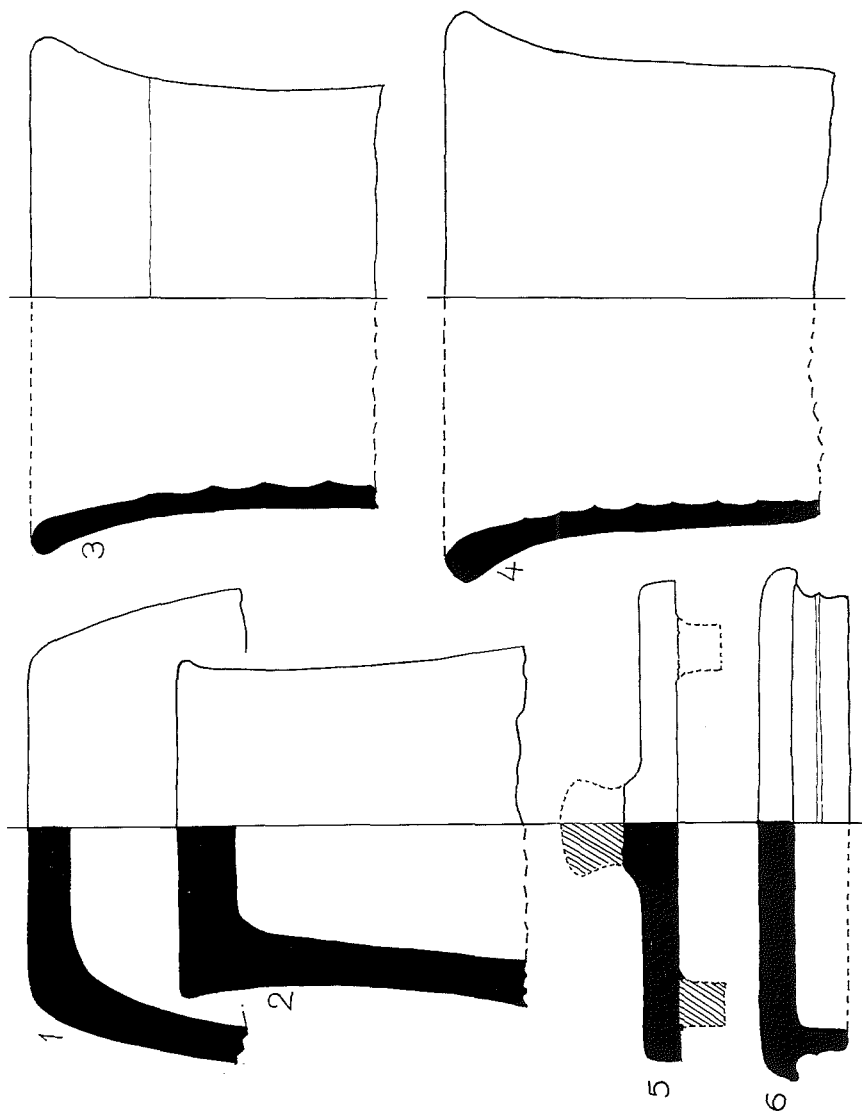


Abb. 19. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1—4: Topfkachelreste; 5, 6: Verschußplatten. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

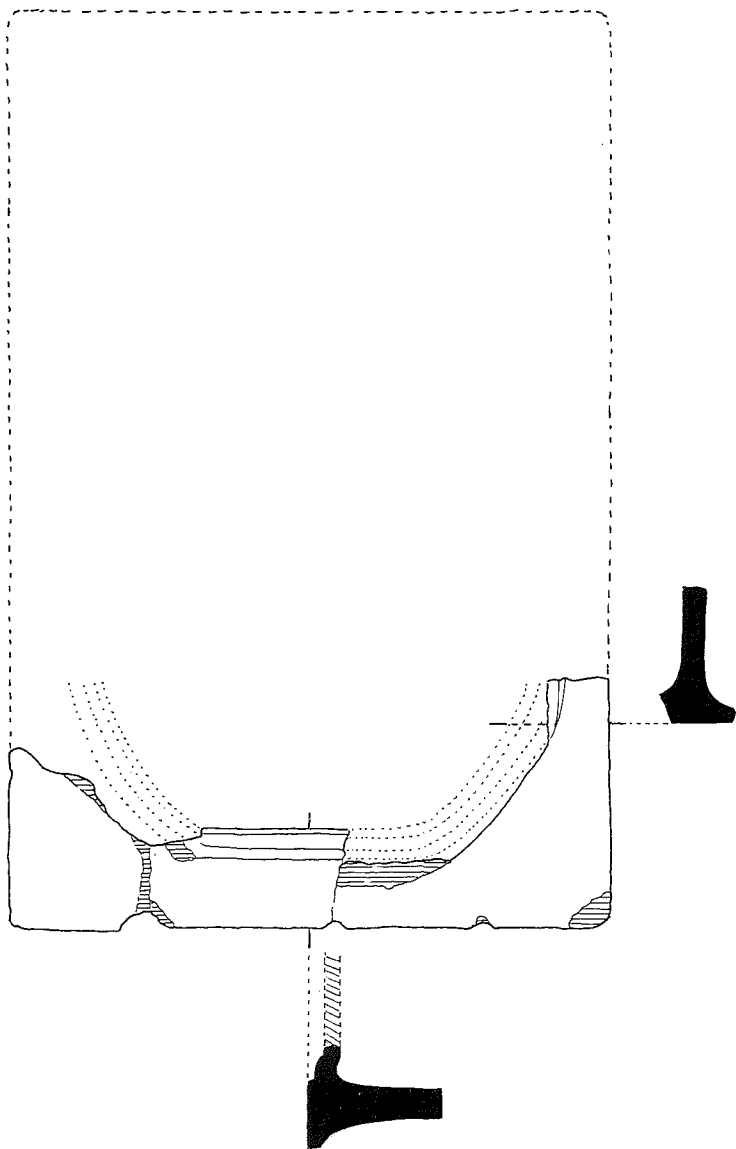


Abb. 20. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
Rest einer grünen Plattenkachel. $\frac{1}{4}$ n. Gr.

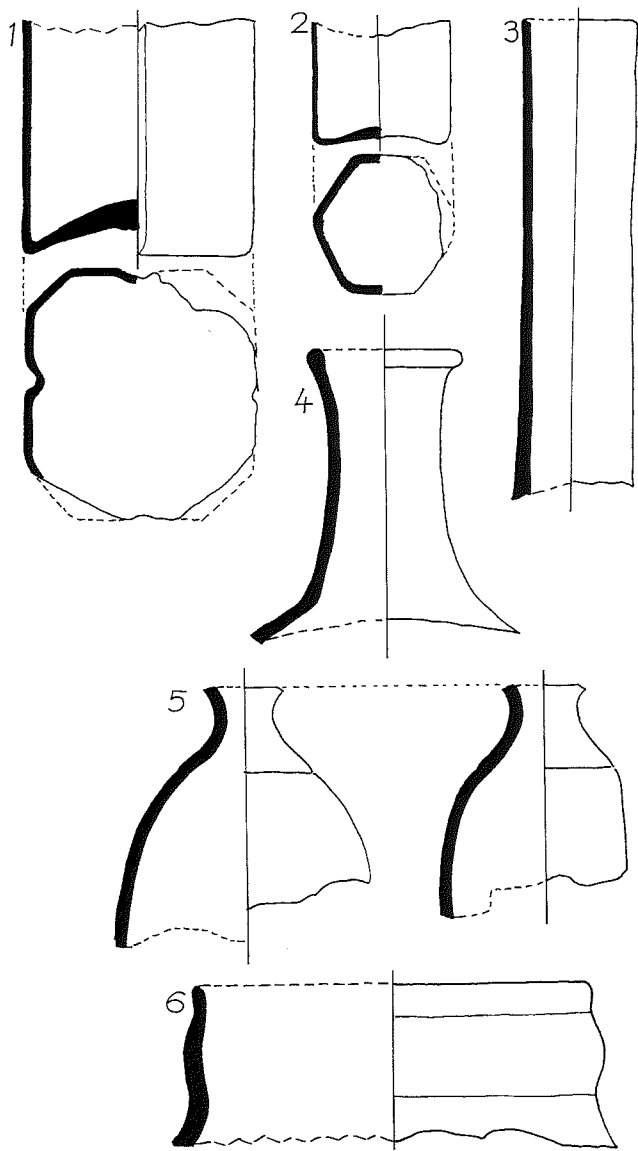


Abb. 21. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1—6: Glasreste. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

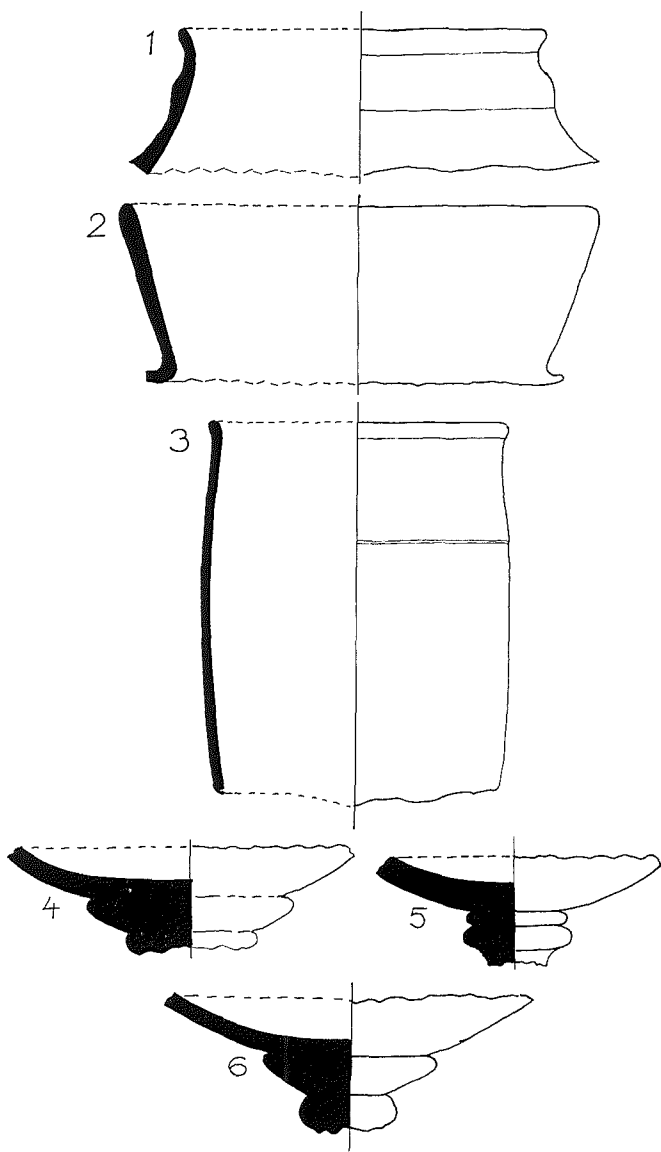


Abb. 22. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
1—6: Glasreste. $\frac{1}{2}$ n. Gr.



Abb. 23. Jochberg bei Kitzbühel, Schweizerhäusl, 1837 erbaut aus den Holzresten des Waldwirthshauses, innen Kirchentür.

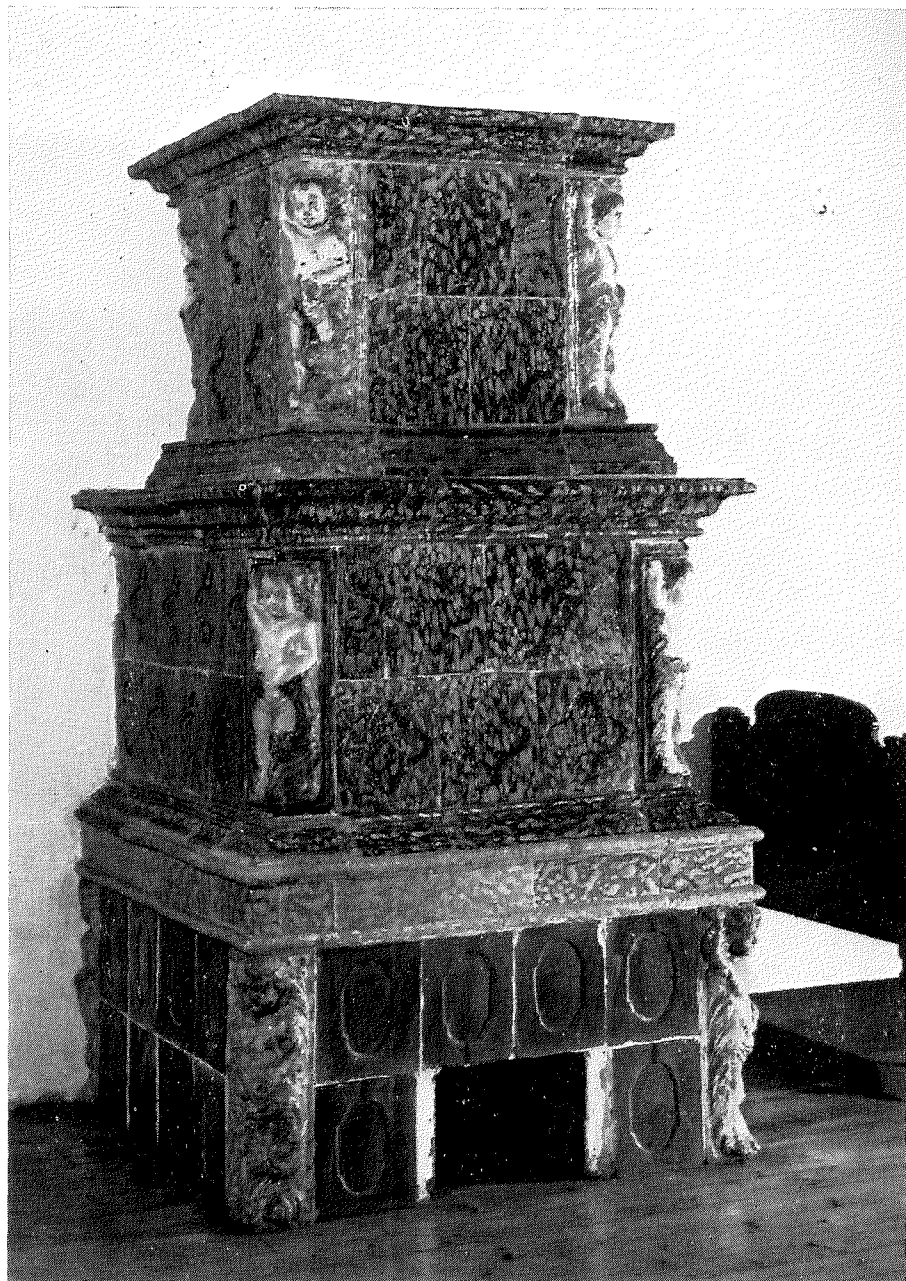


Abb. 24. Kachelofen mit grünen und gelben Kacheln, marmoriert, in den Ecken Engellisenen. Österr. Museum für Volkskunde 40.129. Aus dem Hüttengebäude von Jochberghütten. phot. Photo Meyer K. G., 1968.



Abb. 25 a. Jochbergwald-Fiderialboden, Küchenabfallhaufen.
Obere Reihe wie Abb. 11/2, Abb. 11/6.
Untere Reihe wie Abb. 11/7, Abb. 11/8.

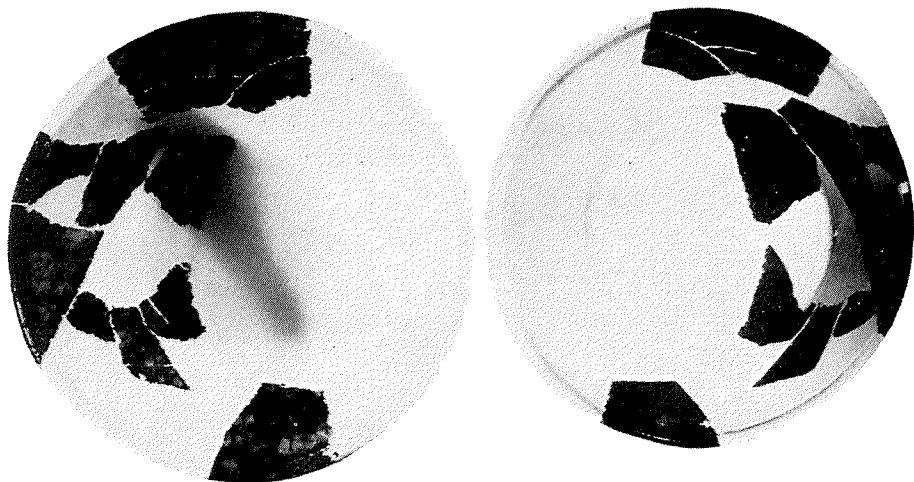


Abb. 25 b. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
Wie Abb. 13/2: Innen- und Außenansicht.



Abb. 26. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
Links: wie Abb. 14/1, rechts: wie Abb. 14/2.

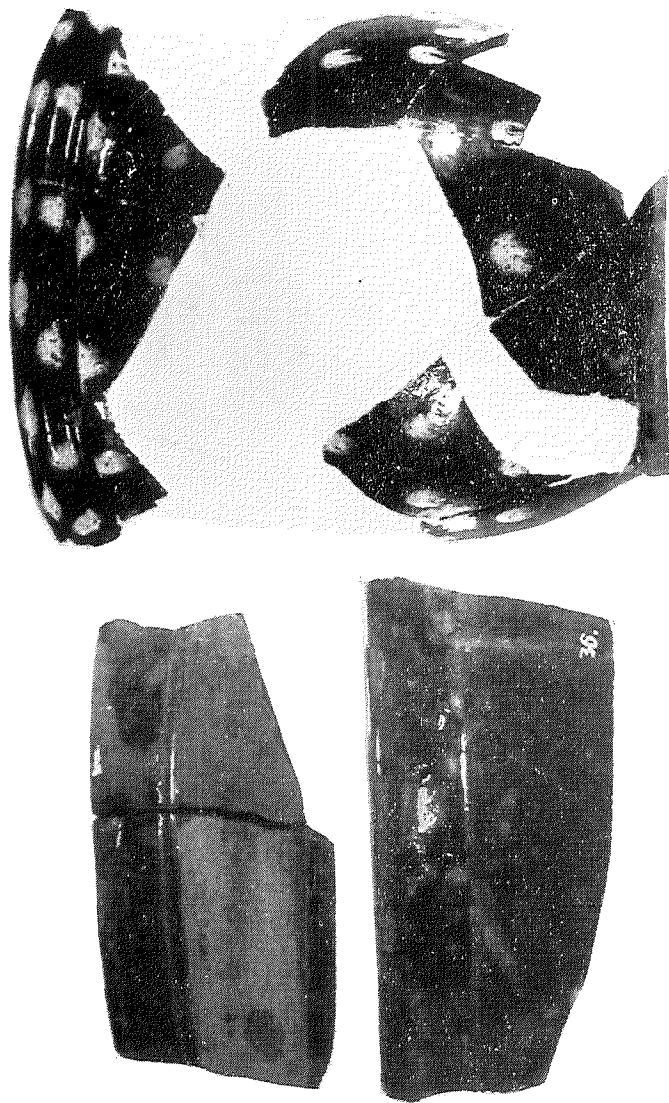


Abb. 27. Jodbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
Links oben wie Abb. 15/1, links unten wie Abb. 14/4.
Rechts wie Abb. 16/1.



Abb. 28a. Jochbergwald-Fiderialboden, Küchenabfallhaufen.
Wie Abb. 16/2.

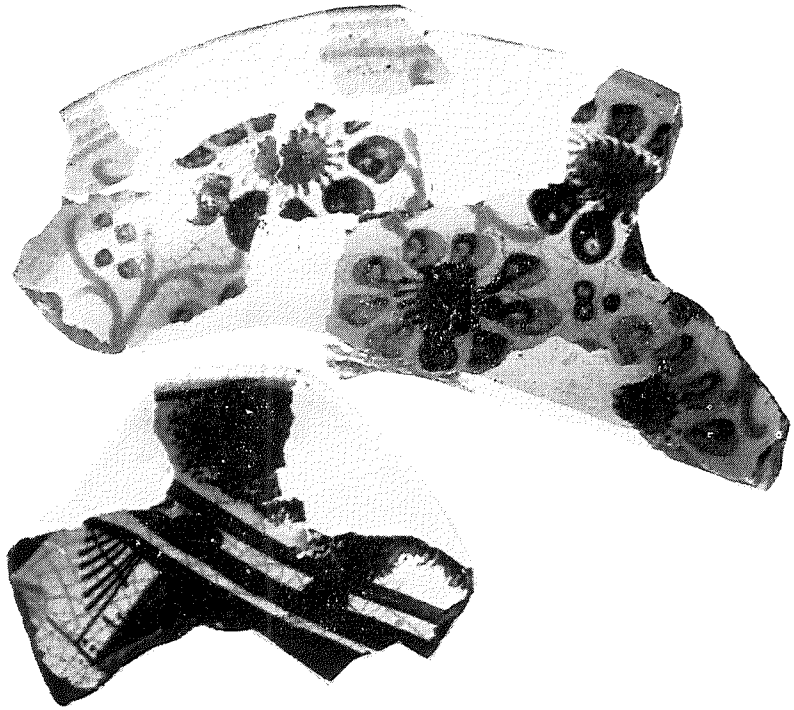


Abb. 28b. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
Wie Abb. 17/1 und Abb. 17/2.



Abb. 29. Jochbergwald-Fiderialboden, Küchenabfallhaufen.
Oben: wie Abb. 18/2, Innen- und Außenansicht.
Unten: wie Abb. 18/1, Innen- und Außenansicht.

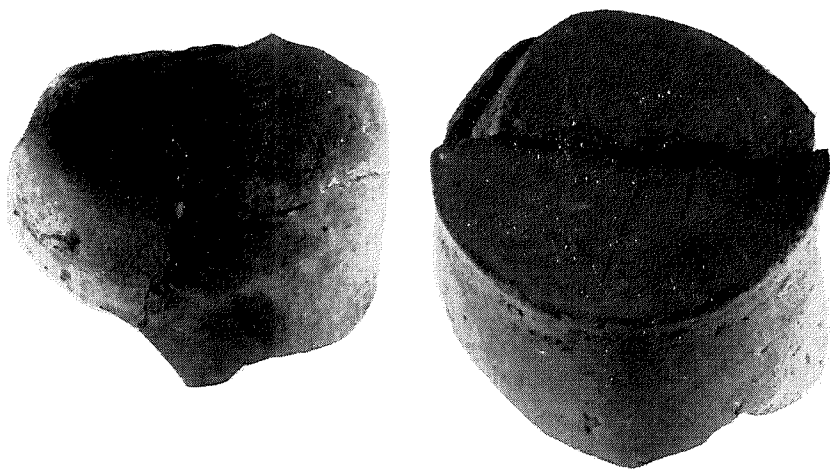


Abb. 30. Jochbergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.
Links: wie Abb. 19/1, rechts: wie Abb. 19/2.

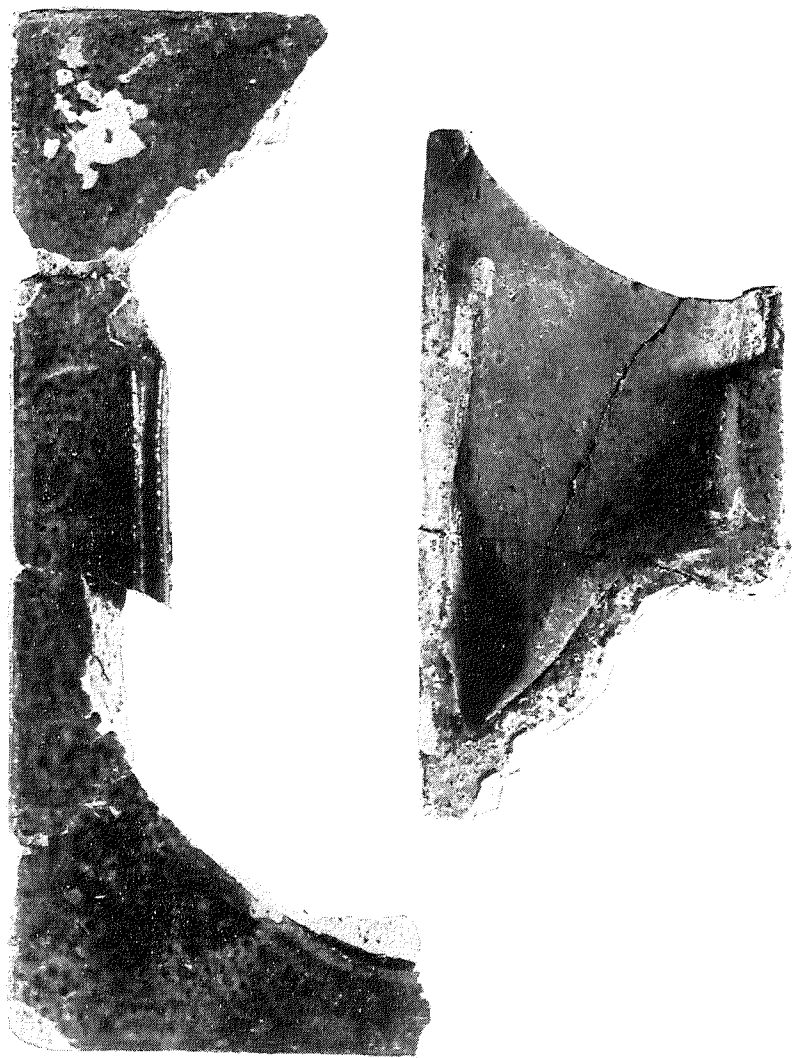


Abb. 31. Jodbergwald-Fiderialboden, Küchenabfallhaufen.
Oben: wie Abb. 20, Unten: Gesimskachelbruchstück.

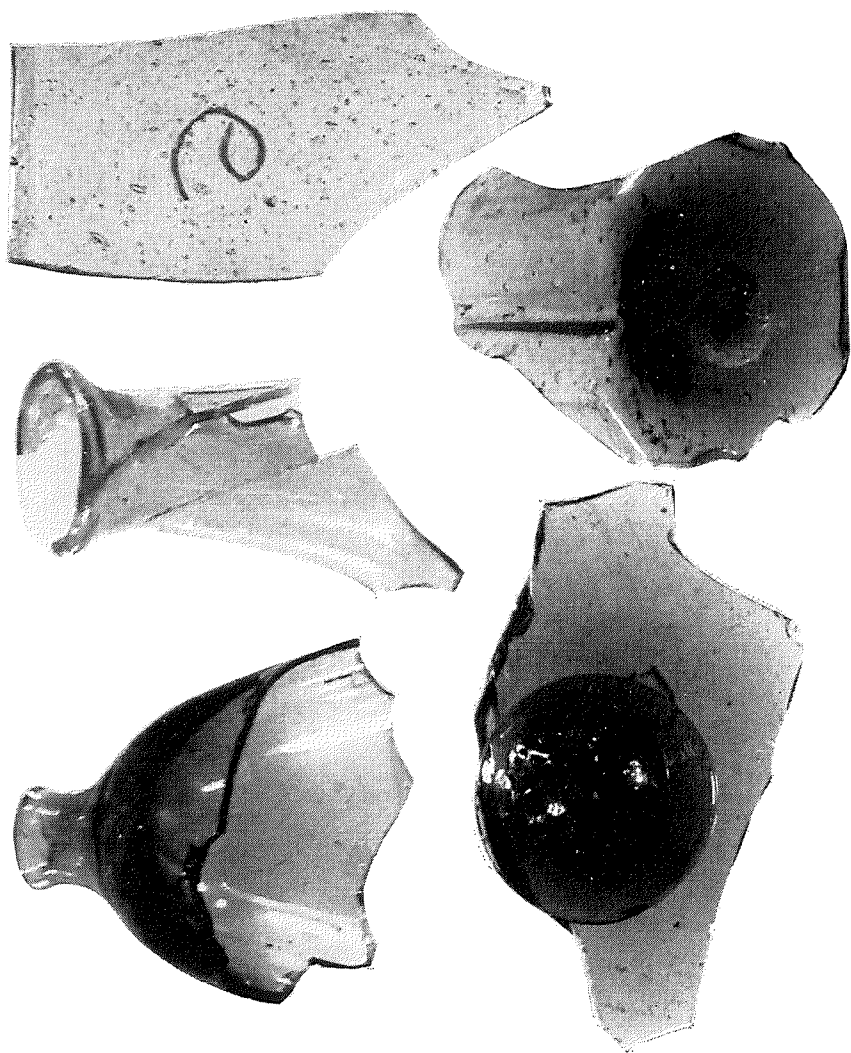


Abb. 32. Jodibergwald-Fiderialboden. Küchenabfallhaufen.

Obere Reihe: wie Abb. 21/5, Abb. 21/4, Abb. 22/3.

Untere Reihe: wie Abb. 22/6, Abb. 21/1.